

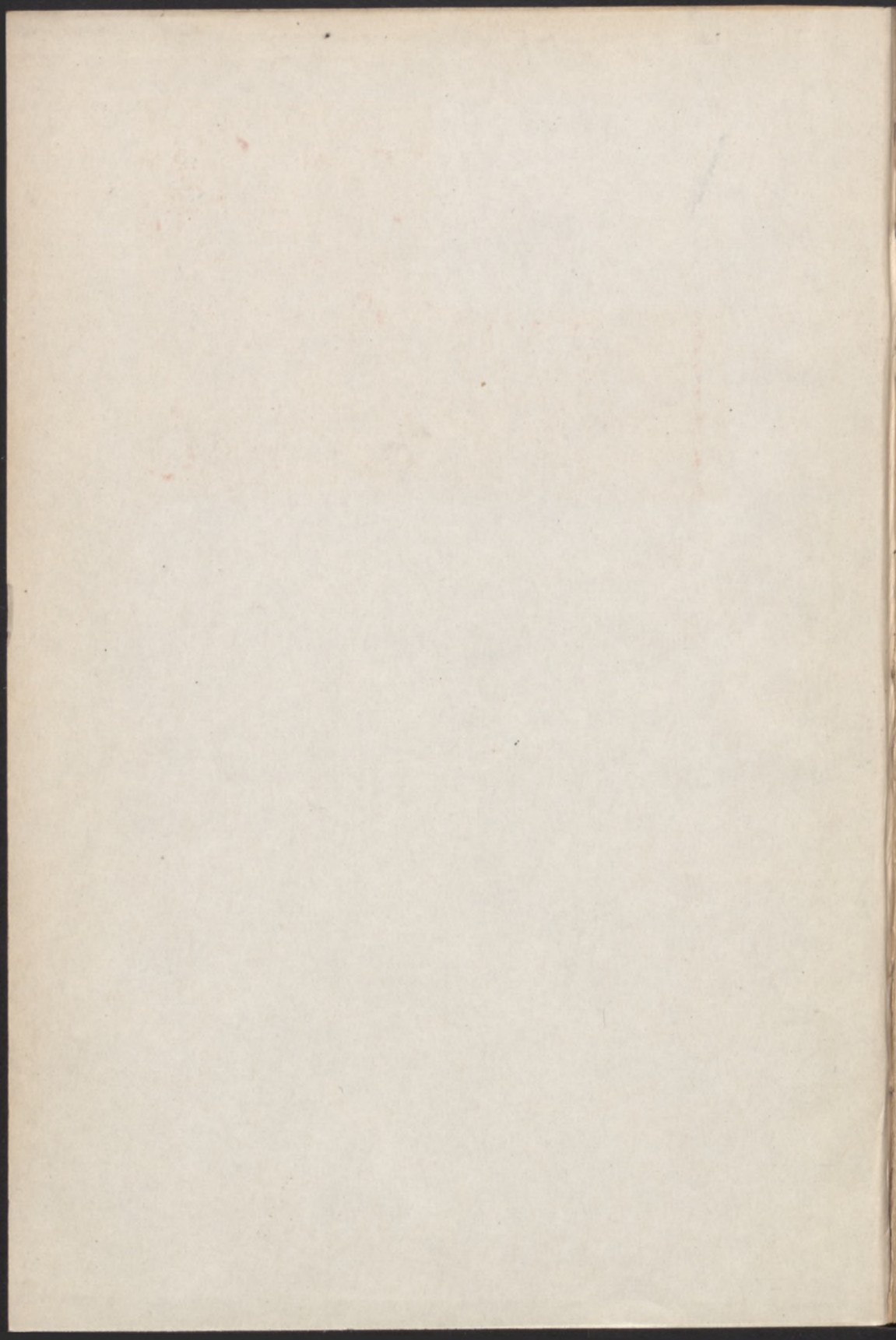
Biblioteka Uniwersytecka
w Toruniu

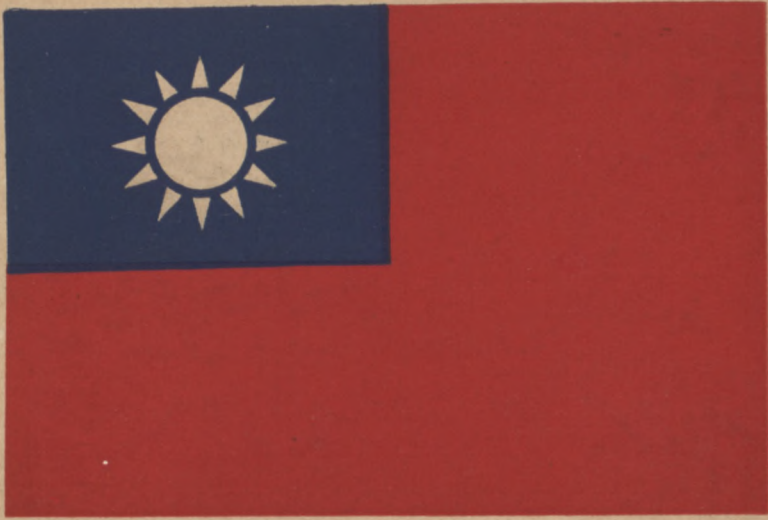
34604

II

Oa

887





中國

CHINAS
GEIST
UND
KRAFT

TAO PUNG FAI
LEKTOR AN DER UNIVERSITÄT BRESLAU

Pa 887

80

中國

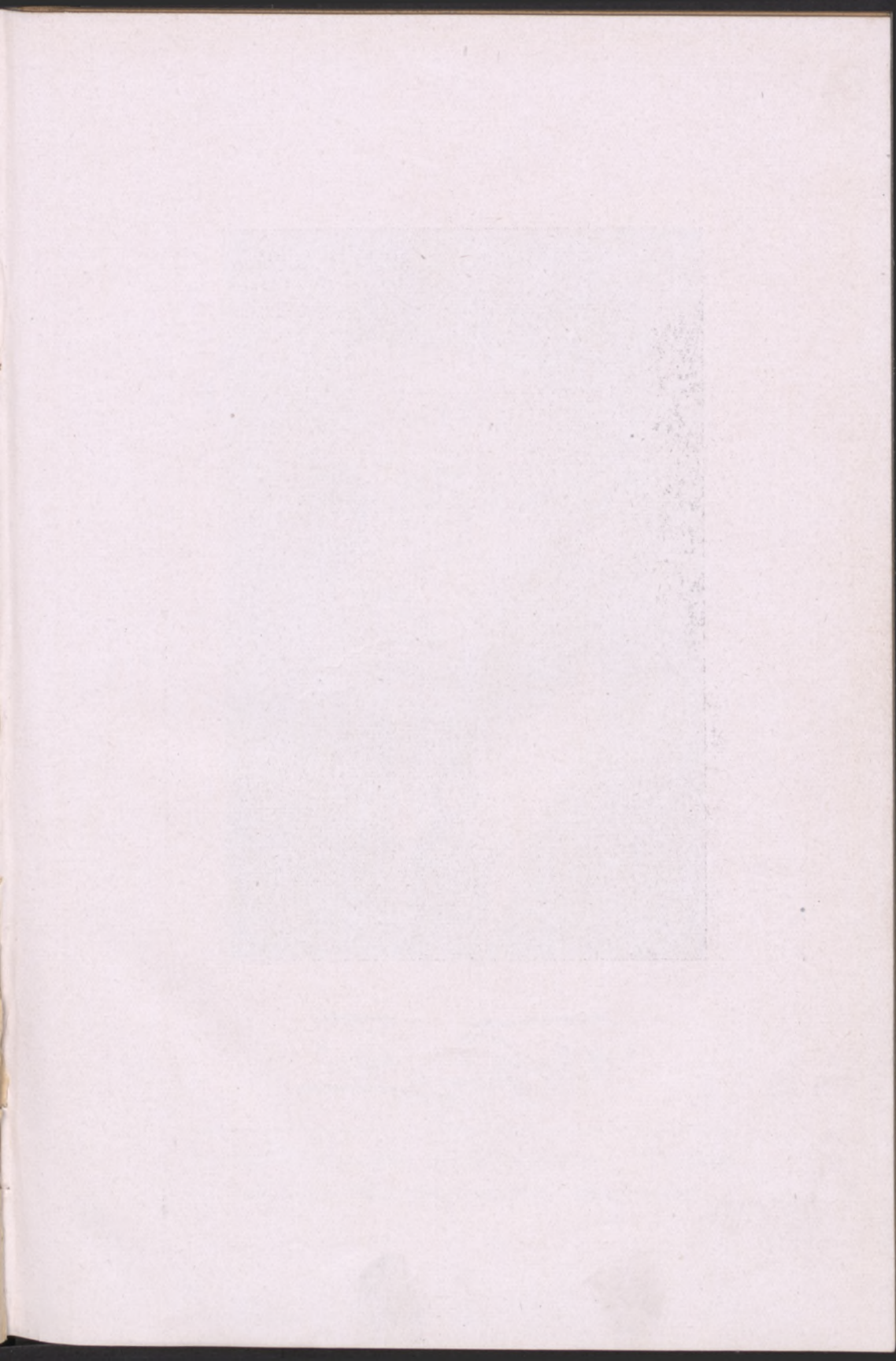
Chinas

Geist und Kraft

中國

China

Geist und Kraft





Tao Pung-tai

Chinas Geist und Kraft

von

TAO PUNG FAI
Lektor an der Universität Breslau

Mit einem Vorwort von Prof. Dr. E. Rousselle

35 Bilder

3 Kartenskizzen

Musiknoten

Leitworte Chiang Kai Schek's
(chinesische Schrift)



1935

Verlag Priebatsch's Buchhandlung · Breslau
Inh. Erich Thiel und Karl-Hans Hintermeier

Das Titelblatt trägt die chinesische Nationalflagge.

Die beiden chinesischen Zeichen Dschung Guo, China, wurden von
Herrn Dr. Tienshe Hu geschrieben.

Der größte Teil der Abbildungen ist mir von der Bibliothèque
Sino-Internationale freundlicherweise zur Verfügung gestellt worden,
wofür ich an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank ausspreche.

~~Ja 887~~ 80

34604
II.



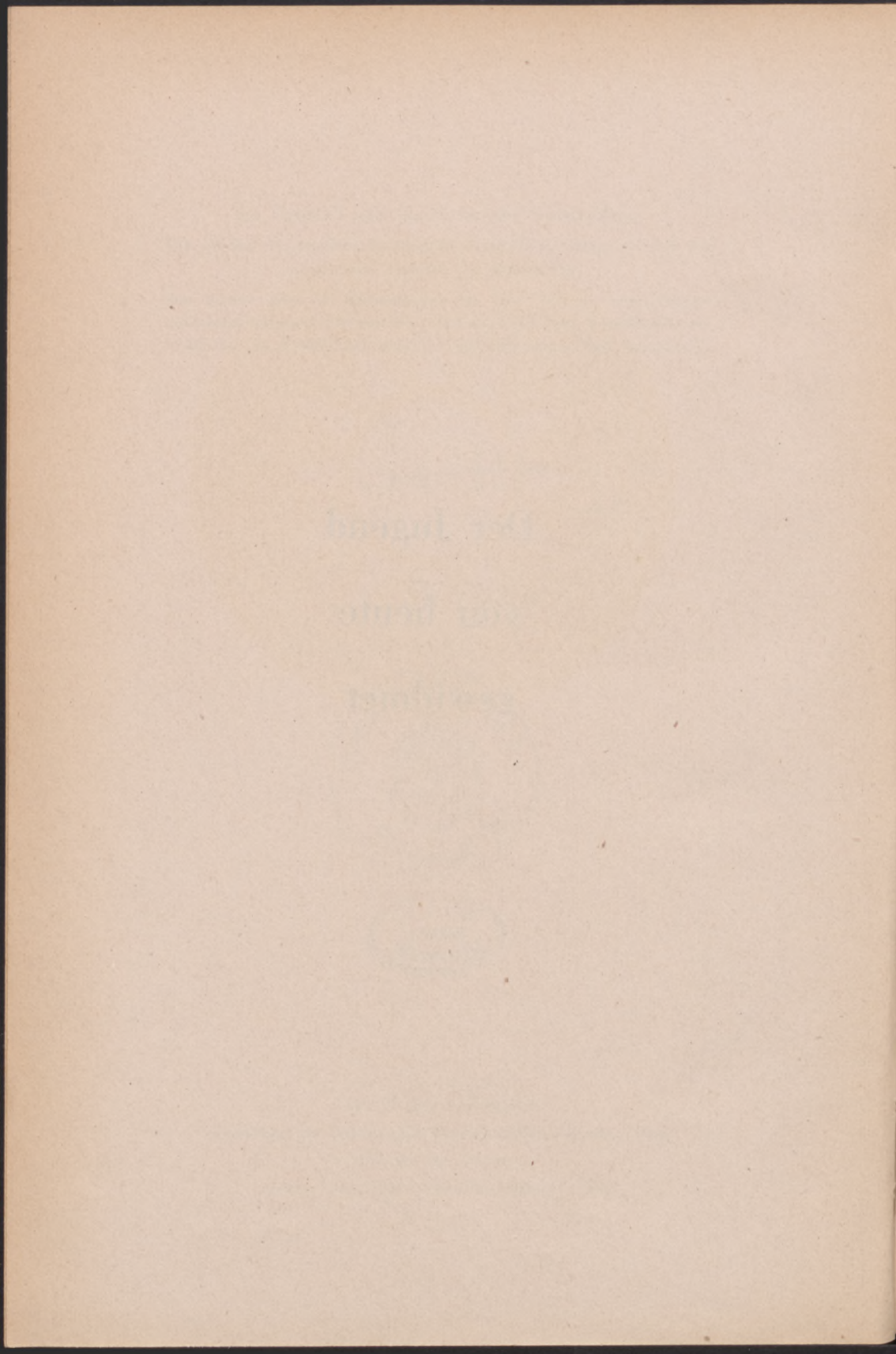
1116.1936
Alle Rechte vorbehalten

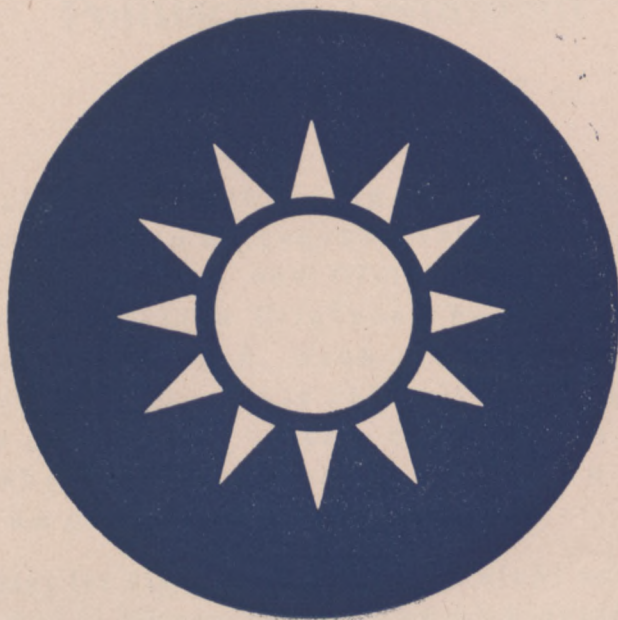
Copyright by Priebatsch's Buchhandlung, Breslau, Ring

Printed in Germany

Druck: Paul Moser, Breslau-Deutsch Lissa

Der Jugend
von heute
gewidmet





National-Symbol
der chinesischen
Republik



THE UNIVERSITY OF CHICAGO

PHYSICS DEPARTMENT

REPORT

Politisches Testament

Dr. Sun Yat Sen's

„Ich habe 40 Jahre lang meine Kraft für die Volksrevolution hingegeben. Ihr Ziel ist: Erlangung der Freiheit und Gleichheit Chinas. Aus meiner 40jährigen Erfahrung heraus empfinde ich es zutiefst, daß, wenn dieses Ziel erreicht werden soll, das ganze chinesische Volk aufgeweckt und mit den Völkern der Erde, die uns als gleichberechtigt behandeln, verbunden werden muß, um gemeinsam zu kämpfen.

Jetzt ist die Revolution noch nicht vollendet. Alle meine Genossen müssen sich anlehnen an meine verfaßten Bücher: ‚Pläne des Aufbaues des Reiches‘, ‚Richtlinien des Aufbaues des Reiches‘, ‚Die drei Volksprinzipien‘ und an ‚das Manifest der Abgeordneten der ersten Nationalversammlung‘ und weiter Kraft geben, um das alles durchzuführen.

In Kürze soll eine Volkskonferenz einberufen und die Annullierung der auf Nichtgleichberechtigung beruhenden Verträge vollzogen werden. Das soll in kürzester Zeit verwirklicht werden. Dieses lege ich Euch an Herz.“

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	
Zum Geleit	1
I. Chinas politisches Schicksal seit der Gründung der Republik im Jahre 1911	7
China als Objekt internationaler Politik	9
Gründung der Kuomintang	14
Geburt der Republik	15
Ableben Dr. Sun Yat Sen's	21
Einigung Chinas durch Chiang Kai Schek	22
Das neugeeinte China	23
Die drei Volksprinzipien	24
Der Aufbau	29
II. China und die anderen Großmächte	37
Exterritorialität	39
Internationale Niederlassungen	42
Die christliche Mission	45
Amerika	54
Deutschland	57
(mit einem Abschnitt über die Einrichtungen für Chinakunde in Deutschland)	
England	88
Frankreich	91
Italien	94
Japan	96
Rußland	106
III. Religionsbekenntnisse	111
Konfuzianismus	111
Dauismus	112
Buddhismus	112
Lamaismus	114
Tempel und Klöster	117
Islam	120
IV. Die bekanntesten chinesischen Philosophen	122
Konfuzius	122

	Seite
Lao Dsi	135
Yang Dschu	139
Mo Di	141
Dschuang Dsi	147
Mong Dsi	150
Shün Dsi	155
V. Schöne Literatur und Kunst	159
Poesie	159
Prosaschriften	165
Schauspiel	168
Schattenspiel	173
Geschichtenerzähler	174
Film	175
Kunst	177
Malerei	179
Musik	183
VI. Erziehungs- und Unterrichtswesen	186
Volksschule	192
Mittelschule	194
Hochschule	196
Tungchi-Universität	199
Bürgerschule	206
Schrift und Sprache	207
Bücherei	209
Neue Lebensbewegung	211
VII. Volksleben	214
Das chinesische Haus	214
Die Familie	216
Chinesische Frauen	219
Seidenkult	223
Kinderehrfurcht	226
Ahnenkult	228
Hochzeitszeremonien	233
Begräbnisse	235
Essen und Trinken	237
Die Sojabohne	240
Tee	241
Volksfeste	243

Zur Einführung

von Prof. Dr. Erwin Rousselle

Direktor des China-Instituts in Frankfurt a. M.

Herr Tao Pung Fai, Lektor des Chinesischen an der Universität Breslau, hat eine Reihe von Vorträgen und Aufsätzen gesammelt, die er hiermit der deutschen Öffentlichkeit übergibt. Er selber zeichnet als verantwortlicher Verfasser und entwirft ein Bild von China, das geeignet ist, die vielfach umlaufenden falschen Urteile über dieses alte Kulturvolk und seine jetzige staatliche Neuordnung richtigzustellen.

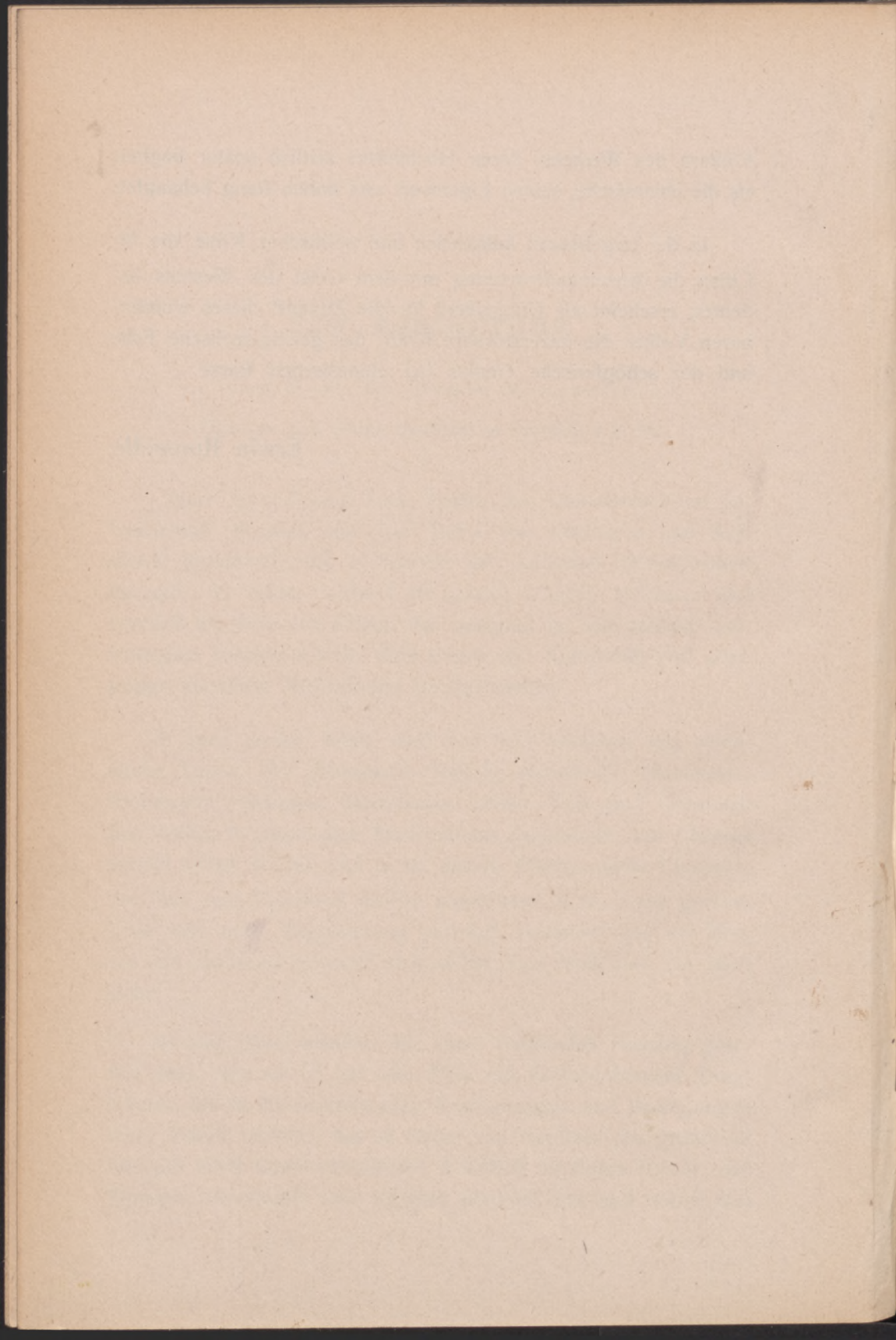
In ganz großer Breite wird von dem Verfasser das chinesische Leben, die chinesische Politik, chinesische Geschichte, Philosophie, Religion, literarisches Leben, Sitte und Gebrauch des Volkes in plastischen Einzelbildern dargestellt. Ein Chinese spricht selbst zu uns, und es ist unsere Pflicht, einem Chinesen, der über sein Vaterland spricht, zuzuhören. Was er mit großem Ernst und tiefer Begeisterung vorträgt, vermittelt uns ein Bild, wie ein moderner Chinese sich selbst, sein Volk und die Welt sieht.

Es mag dabei manches für unser Empfinden einseitig gesehen sein, aber es ist auf alle Fälle ein Kulturdokument Jung-Chinas, das in die herrschenden Anschauungen und Bewegungen eines Volkes einführt, das an Raum und Kopfhöhe das größte ist und mit einer ununterbrochenen Tradition an hoher Kultur; das Sumerer, Babylonier und Ägypter überlebt hat und neben den

Völkern des Westens, deren Hochkultur zeitlich später beginnt als die chinesische, seinen Eigenwert und hohen Rang behauptet.

In der ungeheuren kulturellen und politischen Krise, die für China die Auseinandersetzung mit dem Geist des Westens bedeutet, erscheint als Unterpfand für die Zukunft dieses wunderbaren Volkes die unzerstörbare Kraft, das geistig-seelische Erbe und der schöpferische Genius der chinesischen Rasse.

Erwin Rousselle.



Zum Geleit

„Fortlaufend soll Aufklärungsarbeit getan werden, damit das Trugbild von China, das aus der Zeit der Chinoiserien noch in den Köpfen spuckt, endlich verschwinden und das wahre Antlitz Chinas uns bekannt werde.“

Diese Worte drücken eines der Ziele aus, die sich das China-Institut in Frankfurt a. M. gesetzt hat.

Mit Bedauern wird man feststellen müssen, daß sich diese Aufklärungsarbeit noch heutzutage, wo die Welt durch die technischen Errungenschaften eine wesentliche Verkleinerung erfahren hat, als sehr notwendig erweist.

Wer die Berichte, vor allem über die politische Lage, aus China verfolgt, wird bemerken, daß sie fast immer ihren Weg über London, New York und besonders über Tokio nehmen. Die meisten dieser Nachrichten sind darum tendenziös gefärbt und vermögen nicht die Wirklichkeit widerzuspiegeln.

Nun existiert zwar eine große Literatur über China; zahlreiche Reiseschilderungen geben vor, ein wahrheitsgemäßes Bild dieses Landes zu zeichnen. Wer jedoch die Verhältnisse in China kennt, weiß, wie fremd die Europäer und das chinesische Volk sich einander gegenüberstehen, wie wenig von wirklichem Volksleben in das Blickfeld des Abendländers gelangt, wie wenig insbesondere der Fremde, der auf einer Weltreise begriffen, China in ein paar Monaten oder sogar Wochen durchheilt, mit dem chinesischen Volk in Berührung kommt. Auf diese Weise sind viele Bilder und Schilderungen entstanden, die die europäische Vorstellung von China beherrschen.

Es gibt sogar Reisende, die ein „Abenteuer in Schanghai“ zu einem Problem Chinas stempeln. Wie wenig Wesentliches aus dieser Darstellung eines Abenteurers sich ergibt, zeigt sich schon bei einem kurzen kritischen Nachdenken. Leider gibt es noch immer zuviel Abenteurer, die ihre Erlebnisse in höchstmöglichem Maße abenteuerlich gestalten. Ihre Verherrlichungen und Verurteilungen beruhen meistens nur auf äußerem Schein, ein inneres

Wesen wird von ihnen garnicht gesucht. Nicht selten liest man auch Bücher über chinesische Probleme, in denen man aber niemals Angaben über Begegnungen mit führenden chinesischen Persönlichkeiten findet, was schon daraus ersichtlich ist, daß an keiner Stelle chinesische Namen erwähnt werden. Wenn man hierzu angeben will, daß ein chinesischer Name zu schwer zu merken ist, dann kann darauf wohl gesagt werden, daß die Probleme Chinas, mit denen der betreffende Verfasser vorgibt, sich beschäftigt zu haben, für ihn bestimmt viel schwerer zu erfassen sind als ein bloßer chinesischer Name.

Oft erinnere ich mich an die Worte des Rektors meiner Universität, die er mir vor meiner Abfahrt nach Europa als Mitgift schenkte: „Man soll im Auslande nur das Gute anschauen und vor dem Schlechten die Augen schließen.“ Dieses waren stets die beeinflussenden Leitgedanken, unter denen die Chinesen über das Ausland berichteten. Der Inhalt eines alten chinesischen Spruches: „Schlechtes verbergen, Gutes weitergeben,“ galt in China von altersher als eine der höchsten Tugenden.

Wenn man aber Reisewerke über China liest, findet man immer wieder für Europäer große Sonderheiten und abschreckende Verhältnisse dargestellt, die China in ein auffällig schlechtes Licht setzen. Es mag sein, daß für Europäer etwas Besonderes oder Ungewöhnliches passiert, — oder es könnte so etwas passieren — doch kann man aus derartigen Einzelfällen wohl nicht das ganze chinesische Volk charakterisieren, noch viel weniger, da es durchaus nicht ausgeschlossen ist, daß diese Merkwürdigkeiten auch in anderen Ländern außerhalb Chinas vorkommen. Hier gilt vielleicht das Wort: „Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge und wirst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge?“ das dem chinesischen Sprichwort: „Der Rabe, der auf einem Rappen sitzt, merkt nur, daß der andere und nicht er selbst schwarz ist“, entspricht.

In China wird es keinen Menschen interessieren, und auch keinem Chinesen wird es einfallen, darüber zu berichten, ob in einer Stadt oder einem Dorf Europas irgendeine Straße staubig oder schmutzig ist, oder gelegentlich ein alter Bettler an einer Hausecke steht, oder ein kranker Hund herumläuft, oder eine Fliege auf einem Apfel sitzt. Indem die europäischen Reisenden Zöpfe und verkrüppelte Füße hervorheben, die schon seit Jahrzehnten aus China verschwunden sind, vergessen sie ganz, daß

Perücken und Korsetts eine lange Zeit hindurch in Europa Mode waren, die mindestens ebenso gesundheitsschädlich sind. Gern sprechen sie auch von den sogenannten „Fauleiern“, die nichts anderes sind, als Eier, die, durch einen chemischen Vorgang umgewandelt, eine dunkle Farbe erhalten haben, wobei von einem Faulsein garnicht die Rede sein kann, ohne sich dabei an die in Europa beliebten Käse zu erinnern, die den Geruch der sogenannten „Fauleier“ noch bei weitem übertreffen. Wenn sie verächtlich und übertrieben von Unruhen in China berichten, lassen sie niemals die Gedanken aufkommen, daß China nahezu ein Gebiet so groß wie Europa ist und überdenken nicht, wieviel Nationen, Uneinigkeiten und Gegensätze es in Europa selber gegeben hat und noch immer gibt. Dieses alles ist sicherlich nicht der passende Inhalt und ursprüngliche Zweck einer Berichterstattung, die ihre eigentliche Aufgabe darin sieht, die Völker einander näher zu bringen.

China ist für viele Abendländer, wie manche modernen chinesischen Gelehrten mit Recht behaupten, ein Begriff, der seit mehreren Jahrzehnten, ja sogar Jahrhunderten, derselbe geblieben ist. Wie sich dieses am leichtesten auf geographischem Gebiete zeigen läßt, kennen viele Europäer nur die Namen von Provinzen und Ortschaften, die vor mehreren hundert Jahren bekannt geworden waren, obwohl diese schon längst umbenannt worden sind. Während die drei östlichen chinesischen Provinzen seit langem die Namen Liao Ning, Gi Lin, He Lung Giang tragen, gelten diese Gebiete für die Ausländer noch immer als Mandschurei. Und obwohl in China Shi Dschang und Shin Giang ganz üblich sind, bezeichnen diese die Außenstehenden noch genau wie vor mehreren Jahrhunderten mit Tibet und Turkestan. Handelt es sich um die chinesische Nationalflagge, so sieht man oft genug die Drachenflagge oder die Fahne von den fünf Farben angegeben, auch in den neuesten Atlanten, von denen die erstere schon im Jahre 1911, die letztere vor mehr als zehn Jahren abgeschafft worden ist. Es ist so, als wenn man bei einem Bericht über das heutige Deutschland noch immer von den Königreichen und Fürstentümern oder den Länderregierungen oder von der Zeit, in der mehr als dreißig politische Parteien vorhanden waren, sprechen würde. Ein Chinareisender hat sogar in seinem Buch die jetzige chinesische Nationalfahne und die Fahne von den fünf Farben gekreuzt abdrucken lassen. Es wäre sehr interessant zu

erforschen, wo dieser Reisende in China diese Zusammenstellung gesehen hat. Wie bekannt, hat die erste Flagge die letztere abgelöst, die sich — wie in Deutschland die Hakenkreuzfahne und die Rote Fahne — diametral entgegenstehen und ein Nebeneinanderhissen ganz unmöglich machen.

Wie die Zeit weiterrollt, so rollt auch die Weltgeschichte weiter und mit ihr die Geschichte Chinas. Das China von heute ist nicht mehr das China von gestern, und das China von morgen wird sicher auch ein anderes als das von heute sein. Will man ein Volk richtig kennenlernen, um die Möglichkeit einer Zusammenarbeit zu ergründen, so muß man das rollende Rad verfolgen, frei von Voreingenommenheit und Abenteuerlust und dabei in die Seele dieses Volkes einzudringen versuchen.

Die Jugend von heute hat die Aufgabe, immer danach zu streben, ein wahrheitsgetreues Bild von fremden Ländern zu gewinnen und nicht durch eine aufgesetzte tendenziöse Brille zu schauen, ebenso wie sie auch von ihrem eigenen Vaterland nur der Wirklichkeit entsprechende Verhältnisse den andern übermitteln soll.

So sehe ich es als eine notwendige Pflicht an, der Jugend Europas und ganz besonders derjenigen Deutschlands, die durch meinen langjährigen, hiesigen Aufenthalt mir sehr nahe steht, ein echtes Bild meines Vaterlandes zu zeigen, ebenso wie ich ein wahres über ihr eigenes Vaterland zu berichten versuche. Es liegt mir ganz fern, mein Heimatland irgendwie zu verherrlichen, sondern ich will nur Tatsachen erzählen: Tatsachen und nichts anderes als Tatsachen!

Diesem Buch liegt der Stoff zugrunde, den ich zum Teil bereits in mehreren Vorträgen in verschiedenen Vereinigungen sowie im Rundfunk und einigen Zeitschriftenartikeln behandelt habe. Es wird angestrebt, dieses Buch auch in verschiedene andere Sprachen übertragen zu lassen, um den Interessentenkreis für China nach Möglichkeit zu erweitern.

Das Kapitel über das Volksleben ist eine Darstellung meiner eigenen Erlebnisse; sie soll besonders zur Berichtigung für die in Europa allgemein herrschenden gekünstelten Anschauungen dienen.

Die beschriebenen Weltanschauungen, Weisheitslehren, Kunst und Literatur sollen einen kurzen Überblick über diese chinesischen Grundpfeiler geben, auf denen China jahrtausendlang mit Selbstbewußtsein gestanden hat und noch immer steht. Will aber jemand einen tieferen Einblick darin gewinnen, so können ihm die Werke von bekannten Sinologen empfohlen sein, denen es überhaupt zu verdanken ist, daß die chinesische Kultur in gebildeten Kreisen Europas ihre Geltung gefunden hat.

Der politische Teil mag den Betroffenen vielleicht ein unangenehmes Gefühl bereiten, aber auch das sind Tatsachen, nichts anderes als Tatsachen. China hat lange Jahre unter dem fremden Joch zu leiden gehabt. Jetzt will es, nachdem es erwacht ist, nicht nur seine Selbständigkeit wiedergewinnen, sondern es will auch als eine kräftige Säule für den Weltfrieden dastehen. China will keine andere Nation unterdrücken, will selbst auch nicht von anderen Nationen unterdrückt werden. Es will weder hinter der stärkeren Nation lächeln, noch will es große Töne in die Welt reden oder die Weltordnung und die Wohnung der Menschheit in irgendeiner Weise zerstören. Es will nur sein Haus aufbauen, seine Familienmitglieder gesunden und sich emporarbeiten lassen.

Auch wenn China viele alte Wunden im Körper trägt, zu denen immer neue dazugekommen sind, die noch ungestillt bluten, so wird das fünfhundert Millionen Volk doch imstande sein, mit entschlossenem Willen aus dem Geist und der Kraft, die es besitzt, ein Heilmittel zu schaffen, das die alten Wunden vernarben lassen und auch die neuen Wunden heilen wird.

Es wird sich vielleicht zeigen, wie ein chinesischer Gelehrter einmal mit Recht behauptete, daß sich China augenblicklich als die schwächere gegenüber den anderen Nationen erweist, und diese womöglich es erobern oder auffressen können. Dann aber, wenn sie es aufgeessen haben, wird es sich zeigen, daß sie es nicht verdauen können.

China zu ändern, dazu werden die Eroberer nicht imstande sein. Vielmehr werden der Geist und die Kraft Chinas sie selbst erobern und ändern. Denn China ist zwar schwach im Waffenh Handwerk, aber sein Leben, sein Geist und seine uralte Gesittung machen es unüberwindlich stark.

Breslau, im Herbst 1935.

Pung-Fai Tao

Chinas politisches Schicksal seit der Gründung der Republik im Jahre 1911.

Die meisten Ereignisse, die sich für China ungünstig ausgewirkt haben, spielten sich in den zuletzt verflossenen Jahrhunderten ab. Sie standen in engstem Zusammenhang mit den ständig wachsenden Beziehungen zu Europa, die mit vielen außenpolitischen Mißerfolgen verbunden waren und in dem Revolutionsausbruch im Jahre 1911 ihren unabwendbaren Ausgang fanden. Hierbei wurde der monarchistischen Staatsform, die China durch Jahrtausende hindurch beherrschte, ein Ende gemacht und an deren Stelle die chinesische Republik ausgerufen.

Das alte China, als es noch keine politische Berührung mit Europa hatte, stand dem Ausland, besonders den Nachbarländern, gegenüber in sehr gutem Verhältnis. Es vertrat den Standpunkt: „Das, was ich nicht gern habe, daß man es mir tut, das will ich auch nicht den andern zufügen,“ und es beeinflusste in dieser Hinsicht seine Nachbarländer sehr stark.

Bei der Ausübung der Politik wurden besonders Humanität und Gerechtigkeit als Ideal angestrebt, so daß die benachbarten Staaten einträchtig, in Freundschaft und Frieden lebten, bis auf einige wenige Kriegszüge, die China unternahm und die meistens nur als Demonstration dienten; ein Krieg im großen Stil ist in der chinesischen Geschichte selten zu finden. Auch die kleinen Kriegshandlungen wurden immer verurteilt, und kriegerische Helden genossen meist weniger große Verehrung, als diejenigen, die Kriegsausbrüche verhindert hatten. Die Hochachtung, die China bei seinen Nachbarn genoß, gründete sich nicht auf Macht und Gewalt, sondern beruhte lediglich auf seiner hohen Kultur. Die Länder, wie Annam, Korea, Nepal, Butan, die Kolonialgebiete Chinas waren, haben keinerlei Unterdrückung und Ausbeutung zu erleiden gehabt. Ihre eigenen

Herrscher konnten ungestört nach den tugendhaften chinesischen Vorschriften ihre Länder regieren. Der Tribut, den sie an die chinesische Regierung jährlich schickten, war mit keiner Demütigung verbunden und ähnelte lediglich einem freiwilligen Freundschaftsgeschenk; und sie selbst erhielten auch Geschenke von der chinesischen Regierung.

China, das materiell wenig interessiert war, hat immer großen Wert auf die Verbreitung seines Geistes und seiner Kultur gelegt. Es hatte darin auch große Erfolge zu verzeichnen im Laufe der Jahrhunderte, denn in allen diesen erwähnten Ländern sind die Bewohner auch heute noch von der chinesischen Kultur ganz durchdrungen und denken und empfinden chinesisch. Teilweise sprechen, schreiben und lesen sie auch chinesisch, ein Zustand, der unzerstörbar ist, trotzdem ihre jetzigen Eroberer mehrfach versucht haben, diesen chinesischen Geist zu vernichten.

Eindringen der fremden Mächte

Diese Art von Geistesbeziehungen hat China in den früheren Jahrhunderten auch mit Europa gepflegt; und durch den kulturellen Austausch haben stets beide Seiten große Vorteile gewonnen, der überhaupt für die gesamte Menschheit eine wertvolle Periode darstellte. Sie ging ihrem Ende entgegen, als die europäischen Mächte, gestützt auf ihre militärische Überlegenheit, während der letzten Jahrhunderte die Tür des bis dahin friedlichen China einschlugen, womit die trübste Periode Chinas ihren Anfang nahm.

China, das in seiner alten Tradition verharrend, seine Klassiker und Literatur als höchste Güter schätzte und allen militärischen Errungenschaften keine sonderliche Beobachtung schenkte, wurde sehr leicht von der technischen Überlegenheit Europas niedergezwungen, so daß es um seinen Wiederaufstieg noch heute bitter kämpfen muß.

Opiumkrieg

Die erste kriegerische Begegnung geschah zwischen China und England, nachdem China die Opiumeinfuhr, die die Engländer nur gewinnsüchtig und ohne moralisches Empfinden begonnen hatten, verbot, und das beschlagnahmte Opium ver-

brennen ließ; danach erklärte England im Jahre 1840 China den Krieg. England siegte und zwang die chinesische Regierung, die Opiumeinfuhr zu gestatten und so ihr eigenes Volk vergiften zu lassen. — China hat viel am Opium gelitten und hat auch noch viel darunter zu leiden. — Wenn man das traurige Bild sieht, wie viele gesunde chinesische Bürger dadurch zu Grunde gehen, so ist das nur als eine Folge des Opiumkrieges anzusehen.

Die chinesische Regierung ist seit längerer Zeit bemüht, dieses Unheil im Volke auszurotten, alle Mohnplantagen zu vernichten und die zahlreichen Opiumhöhlen zu schließen. Einerseits ist die Todesstrafe für Opiumraucher verhängt, andererseits sind zahlreiche Krankenhäuser eingerichtet worden, in denen diese Kranken von ihrem Leiden auf medizinischem Wege befreit werden sollen. So ist es zu wünschen, daß in aller kürzester Zeit dieses größte Übel in China beseitigt sein wird. Auch viele Ausländer, darunter ebenfalls Engländer, helfen jetzt mit, die Bekämpfung des Opiumgenusses zu beschleunigen, um diesen Schandfleck in der Geschichte der Menschheit abzuwischen.

Nach der Niederlage im Opiumkrieg wurde ein Vertrag zwischen China und England in Nanking abgeschlossen. Dieser lieferte den Engländern die Insel Hongkong aus, und eine Kriegsentschädigung, von etwa 21 Millionen Dollar, mußte aus dem chinesischen Volk herausgepreßt werden. Ferner erzwang England durch diesen Vertrag die Öffnung vieler Häfen und sicherte seinen Staatsangehörigen die Exterritorialität und eigene Konsulargerichtsbarkeit in China. So leitete der Vertrag von Nanking die Reihe der Verträge ein, die auf einer Nichtgleichberechtigung beider Vertragspartner geschlossen wurden, und deren Annullierung heute eines der Hauptziele der chinesischen Nationalpolitik bildet.

China als Objekt internationaler Politik

China wurde zu einem großen Problem in der internationalen Politik, an der es jedoch nur als Objekt teilhatte. Viele ausländische Mächte erzwangen nach dem Vorbild Englands die Exterritorialität für ihre Staatsangehörigen in China.

Diese fremdvölkische Eindringung einerseits und andererseits die Verschlechterung der inneren wirtschaftlichen Lage riefen um 1850 im Lande eine große Empörung hervor, die immer größere Dimensionen annahm, — die bekannte Tai-Ping Rebel-

lion —. Diese Bewegung ergriff den größten Teil des Reiches und hätte damals schon den Sturz des Kaiserhauses herbeigeführt, wenn die Regierung nicht alle Maßnahmen dagegen ergriffen hätte, und auch die Fremden ihre Hilfe nicht zugesagt hätten, die dadurch ihre vorteilhafte Stellung sichern wollten.

Während China noch die Aufständischen bekämpfte, erlebte es wieder einen neuen Krieg, den die Engländer und Franzosen vereinigt gegen China führten. Sie drangen mit ihren Truppen in die damalige Hauptstadt Peking ein und brannten den schönen kaiserlichen Sommerpalast, Yüan-Ming-Yüan, nieder. Ein neuer Vertrag wurde zwischen diesen drei Ländern abgeschlossen, der einen erneuten großen Schaden für China bedeutete.

Hiermit begann ein wahrer Wettlauf der fremden Mächte nach Konzessionen und Pachtgebieten, der bei der kaiserlichen Regierung leider keinerlei ernstlichem Widerstand begegnete. Infolge dieser Konzessionswirtschaft, die unter dem Druck des Auslandes geführt wurde, gerieten die Finanzen des Reiches in immer größere Zerrüttung.

Japanisch-chinesischer Krieg

Die schwere Niederlage Chinas im Kriege mit Japan (1895), in dem Japan Korea, das bis dahin China gehörte, sich aneignete, und es in der Folgezeit als Sprungbrett für seine Expansionspolitik benutzte, ließ die Ohnmacht der chinesischen Nation in ihrer ganzen Trostlosigkeit offenbar werden; und nun rissen sowohl die Japaner, als auch die Abendländer immer weitere Gebietsteile des chinesischen Reiches an sich, das einstmals so mächtig und friedlich war.

China wurde wegen seiner Größe „der schlafende Löwe“ genannt, und man beeilte sich alles mitzunehmen, bevor der Löwe erwachte. Damals wurden die Stimmen laut, daß man China „wie eine Melone“ aufteilte.

Boxeraufstand

Alle diese Nackenschläge mußten es jedoch allmählich aus seinem Schlummer wecken; und seine furchtbare Erbitterung kam auf elementare Art zum Ausbruch in dem sogenannten Boxeraufstand, im Jahre 1900. Diese Bewegung war zuerst gegen die ohnmächtige Dynastie gerichtet, außerdem bedeutete sie eine

Empörung gegen die auf Militär und Gewalt gestützte christliche Mission und ihre Anhänger, die China wenig Segen brachten.

Die Regierung verstand es, diese, ursprünglich gegen das Kaiserhaus gerichtete Empörung, abzuwenden. Eine neue Zielrichtung entstand: Mit Gewalt gegen die Fremdherrschaft! — Sie wurde von einem Teil der Staatsmänner unterstützt, von einem anderen Teil dagegen wieder verurteilt, so daß keine organisierte Front, sondern nur lokale Angreifer den Eindringlingen gegenüberstanden. Überhaupt wurde der Widerstand im Kriege gegen die Ausländer nur aus lokalen und provinziellen Armeen gebildet, niemals von Kräften aus ganz China geführt, und China hat auch nie Vorbereitungen für einen andauernden Krieg getroffen.

So erlitt China sehr leicht lokale Niederlagen. Um eine Ausdehnung des Kriegsschauplatzes zu verhindern, schloß die Regierung fast skrupellos die Verträge ab, die in jedem Falle, unter anderem, mit Gebietsabtretungen verbunden waren, ohne dabei nachzudenken, wie unglücklich sich dieses in der Zukunft auswirken müßte.

Zu dieser Art von Verträgen hat die geographische Unkenntnis der Chinesen sehr viel beigetragen, so daß ein kleines Landesstück in einem so großen Reich oft keine größere Rolle zu spielen schien und den Eindringlingen leicht zugesprochen wurde.

Wer weiß, daß China in dem letzten Jahrhundert auf diese Weise ca. ein Fünftel seines gesamten Gebiets verloren hat? — Die Ausländer haben damals diese Unkenntnis und die militärische Schwäche Chinas auszunützen verstanden, indem sie aus irgendeinem geringen oder auch künstlich geschaffenen Anlaß, der zu heutiger Zeit täglich geschehen kann, ohne daß sich jemand darum kümmert, größere chinesische Gebietsteile besetzten.

Vertrag zwischen China und Frankreich

Noch merkwürdiger und in der Weltgeschichte noch nie dagewesen war der Friedensvertrag zwischen China und Frankreich, der im Jahre 1892 nach dem Abschluß des Krieges um Annam geschlossen wurde. Während die chinesischen Truppen an der Grenze die französische Armee zurückgeworfen und einen tatsächlichen Sieg erfochten hatten, hatte die chinesische Regierung inzwischen, infolge ihrer Nichtinformiertheit über die wirk-

liche Lage des Kriegszustandes, den Franzosen das zu China gehörende Annam angeboten, um den Krieg zum Abschluß zu bringen.

Der Boxeraufstand, der ursprünglich auch ein lokales Ereignis war, führte zu einer katastrophalen Niederlage; und der letzte Versuch Chinas, sich der Fremdherrschaft mit Gewalt zu entledigen, wurde von der gemeinsamen Abwehrfront von acht Großmächten zum Scheitern gebracht, wodurch die Grundfesten Chinas stark erschüttert wurden. China mußte den alliierten Mächten 45 Milliarden Dollar Kriegsschadigung zahlen. — Alle Reparationsgelder, die aus den vielen Niederlagen erwachsen waren, und die die Regierung niemals aus dem Volk herauspressen konnte, mußten durch Anleihen vom Ausland aufgebracht werden. Während früher die Finanzlage des chinesischen Reiches ganz gesund dagestanden hatte, wurde es nun finanziell immer mehr und mehr unselbständig. China hätte niemals diese Anleihen notwendig gehabt, wenn es nicht die großen Kriegsschulden hätte zahlen müssen.

Raub der Zollautonomie

Eine besonders schlimme und für den Wohlstand der chinesischen Bevölkerung verheerende Mißhandlung, die China damals in wirtschaftlicher Hinsicht über sich ergehen lassen mußte, war der Raub seiner Zollautonomie. Die fremden Mächte ließen sich das Recht zuerkennen, auf der einen Seite zu lächerlich niedrigen Zollsätzen, die von ihnen selbst bestimmt waren, Waren nach China einführen zu können, auf der anderen Seite drosselten sie aber die chinesische Einfuhr in ihre eigenen Länder durch phantastisch hohe Zölle ab. Die ausländischen Regierungen konnten für chinesische Waren soviel Zoll erheben, wie sie wollten, während die chinesische Regierung sowohl auf die nützlichen Gebrauchsgegenstände, als auch auf Luxusartikel, Tabak, Wein und andere alkoholische Getränke, nur 5 % ad valorem auflegen durfte.

Außerdem dürfen die ausländischen Unternehmer auch jetzt noch in China je nach Belieben Fabriken errichten, und zahlen für ihre Erzeugnisse ebensoviel Steuern wie für die gleichen Waren, die aus dem Ausland kommen. Infolge der billigen Roh-

stoffquellen und meistens ausgenützten Arbeitskräften, können ihre Waren mehrfach zu billigeren Preisen verkauft werden, als die chinesischen, die durch Inlandsteuern belastet sind.

Da die ausländischen Kaufleute in China weniger Steuern zu entrichten haben als in ihren eigenen Ländern, und außerdem sich ihnen dort günstigere Lebensverhältnisse bieten, so sind viele Waren in China überhaupt zu weit billigeren Preisen zu haben als in den Ländern, aus denen sie stammen.

Chinesische Erzeugnisse konnten und können noch immer, trotz aller Bemühungen, keine Konkurrenz leisten. Das ist darauf zurückzuführen, daß die chinesischen Erzeugnisse meist durch Handarbeit gefertigt werden, die natürlich mehr Herstellungszeit beanspruchen, und ihre Produktionszahl darum eine sehr geringe ist. Die chinesischen Kaufleute müssen auch ihre Waren teuer verkaufen, da große Abgaben von seiten der Regierung von ihnen gefordert werden, der nur wenige Einnahmen aus den geringen Zollsätzen zufließen. Diese sogenannten „Li-Gin“, Binnenzölle, wurden ständig erhöht, wodurch die Preise der Waren ebenfalls stetig wuchsen, was selbstverständlich ein großes Hindernis für die Wirtschaft bedeutet.

Erst im Jahre 1929 hat China, nach dem Beschluß der im Jahre 1926 in Peking stattfindenden Zollkonferenz, die Zollautonomie wiedergewonnen. Hiernach wurde ein höherer Zolltarif eingeführt und anstatt der 5 % $7\frac{1}{2}$ bis $27\frac{1}{2}$ % ad valorem für die Zukunft festgelegt. Auf Grund dessen wurden die Binnenzölle im Sommer 1931 abgeschafft. Dieses gab der chinesischen Wirtschaft eine neue Lebenskraft. Um den Kranken völlig gesunden zu lassen, wird jedoch noch eine sehr lange Zeit notwendig sein.

Der damalige Zustand, in den China durch die militärische Unterwerfung und den Raub der wirtschaftlichen Unabhängigkeit gestürzt worden war, zwang China, sich gefallen lassen zu müssen, wie eine Kolonie, ja schlimmer noch als eine Kolonie, behandelt zu werden. „China ist nicht die Kolonie eines einzigen Landes, sondern die aller Länder, die mit ihm Verträge abgeschlossen haben“, so hat Dr. Sun Yat Sen, der Begründer der chinesischen Republik, den damaligen Zustand charakterisiert.

Allmählich erst begriff das chinesische Volk, worin die wahre Ursache seiner Schwäche lag, nämlich in seinem überalter-

ten Regierungssystem. Und diese Erkenntnis wurde zum Auftritt für eine mächtige, revolutionäre Bewegung.

Gründung der Kuomingtang

Von Dr. Sun Yat Sen wurde im Jahre 1894 in Hawai die „Vereinigung für das wieder hochkommende China“, „Ching Dschung Hui“, gegründet, die im Jahre 1905 in „Tung Meng Hui“, „Vereinigung der Revolutionsgenossen“, umgetauft wurde und heute unter dem Namen „Kuomingtang“ (Guo Min Dang) — Volkspartei — China regiert.

Schon in ganz jungen Jahren keimten in ihm revolutionäre Ideen empor. Seine Wünsche wurden noch weiter bestärkt durch die aufeinanderfolgenden Niederlagen Chinas, die er mit interessierten Augen verfolgte; und diese Erlebnisse führten ihn zu der Absicht, die damalige Dynastie zu stürzen, weil er nur darin eine Rettung für Chinas Zukunft sah. Er suchte Gesinnungsgenossen und bemühte sich eifrig, seine Ideen zu verbreiten.

Später studierte er in Hongkong Medizin und benützte die günstige Lage dieses Ortes, um für seine Revolutionsgedanken zu propagieren. Dann betätigte er sich als Arzt in seiner Heimatstadt Kanton, um durch diese Tätigkeit mit möglichst vielen Menschen in Berührung zu kommen und Gesinnungsfreunde zu werben. Mehrmals reiste er mit gleichgesinnten Genossen nach den wichtigsten Städten Chinas, um eine Revolution vorzubereiten. Bei diesen Gelegenheiten besuchte er zweimal, mit besonderem Mut, den damaligen, einflußreichen Vizekönig Li Hung Dschang, um ihn zu einer Revolution gegen die Dynastie zu bewegen. Der Vizekönig drückte eine gewisse Begeisterung dafür aus und hielt eine Revolution für unabwendbar. Doch glaubte er sich schon zu alt, mit 79 Jahren, einen solchen Umsturz durchführen zu können. Dr. Sun Yat Sen lud darum die ganze Aufgabe auf seine eigenen Schultern und sah eine Möglichkeit der Verwirklichung seiner Ideen nur in der Jugend Chinas. Er warb nun ununterbrochen um junge intellektuelle Gesinnungsgenossen im In- und Auslande, und erhielt besonders von den Auslandschinesen große finanzielle Unterstützungen zur Durchführung seines Planes.

Er unternahm etwa fünfzehn, nur mißglückte Revolutionsversuche und war mehr als dreißigmal im Auslande. Unermüdlich sammelte er Erfahrungen in allen Ländern der Erde, um sie

für die Verjüngung seines eigenen alten Vaterlandes nutzbar machen zu können. Großen Anklang seiner Ideen fand er besonders bei den im Ausland studierenden, chinesischen Studenten; und immer mehr und mehr flossen ihm geistige und materielle Unterstützungen zu, die für die Daheimkämpfenden eine große Hilfe bedeuteten. Dadurch vergrößerte sich auch die Anhängerzahl der revolutionären Bewegung immer mehr. Leute aus allen Volkskreisen brachten dieser Bewegung Sympathie entgegen, obwohl nicht alle von ihnen eingetragene Mitglieder waren.

Anfangs war der Kampf nicht leicht, da, sowohl von seiten der kaiserlichen Regierung, als auch von seiten des Auslands, ihm stark entgegengetreten wurde; denn als Ziel galt die Wiedererhebung Chinas, die nur erreichbar war durch die Befreiung von dem Einfluß fremdländischer Mächte und Abschaffung der Monarchie. Je mehr die Fremden eindringen und das Reich bedrohten, und die Regierung Maßnahmen zur Unterdrückung der Bewegung unternahm, desto stärker wurde diese, gewann immer mehr Anhänger und führte am 10. Oktober 1911 zum endgültigen Ausbruch der Revolution.

Geburt der Republik

Dieser Tag wird heute als Gründungstag der Republik, als einer der größten Staatsfeiertage, begangen. Der Revolutionsausbruch, geleitet von der Volkspartei, begann in Süd- und Mittelchina und ergriff in kurzer Zeit das ganze Land, da die Unzufriedenheit der Bevölkerung ungeheuer groß war.

Eine Republik wurde ins Leben gerufen, und zu ihrem Präsidenten wurde Dr. Sun Yat Sen gewählt. Die Revolution dauerte nur kurze Zeit, denn der letzte Kaiser, Pu J, der damals noch ein Knabe war, trat auf Veranlassung seines Reichskanzlers, Yüan Schi Kai, freiwillig zurück, was eine schnelle Einstellung des Kampfes zur Folge hatte.

Die große Friedensliebe des chinesischen Volkes und seine Humanität zeigten sich in augenfälliger Weise darin, daß es, eben noch von bitterstem Haß erfüllt gegen die kaiserliche Regierung, sie sofort weiterhin unbehindert ließ, als sie, ihrem Willen entsprechend, zurücktrat. Der abgedankte Kaiser konnte ein friedliches Leben weiterführen und erhielt eine reichliche Pension

aus der Staatskasse ausgezahlt, eine Großzügigkeit und Wohltat, die wohl einzig in der Weltgeschichte dasteht.

Wer hätte damals jedoch denken können, daß diese Wohltat zum Unheil Chinas führen könnte, wie es sich zeigte, als die Japaner im Jahre 1931 die Mandschurei mit Militär besetzten, und Pu J, gegen seinen Willen, unter Bedrohung, von seinem Wohnsitz Tientsin nach Mukden brachten und ihn als Puppenkaiser des durch Japans Gnade ins Leben gerufenen Staates, des sogenannten „Mandschukuo“, einsetzten.

Nach der Abdankung Pu I's im Jahre 1911 vereinigte sich Yüan Schi Kai mit der revolutionären Bewegung und wurde in Peking zum Präsidenten gewählt. Es zeigte sich aber bald, daß die Revolution eine rein antidynastische Bewegung geblieben war, und es zu einem konstitutionellen Aufbau des Reiches vorderhand nicht kam. Die Revolution war da, jedoch die Organisation fehlte noch. Die Folge waren Chaos und Verwirrung. Viele der hohen Militärbeamten behielten sowohl Anhänger als auch Macht, um ihre Einflußbereiche zu vergrößern, wodurch sie dazu beitrugen, das Land in immer neue Unruhen und Kriege zu verwickeln. In dem Präsidenten Yüan Schi Kai war der Machtgedanke stärker als die Liebe zum Vaterlande, und so entwickelte er sich immer mehr und mehr zum Diktator Chinas und schloß die Mitglieder der revolutionären Volkspartei aus dem Parlament aus, wodurch praktisch jede parlamentarische Regierung aufhören mußte.

Bürgerkriege

Im Jahre 1916 versuchte er, sich zum Kaiser zu machen und eine neue Dynastie zu gründen. Da brach erneut eine gewaltige Revolution, und zwar gegen ihn, aus; sie fand bald eine Lösung, da Yüan Schi Kai, der für einunddreißig Tage Kaiser geworden war, starb. Mit seinem Tode begann das Schauspiel der Generalskriege, die mehr als ein Jahrzehnt lang dauerten, wodurch die chinesische Bevölkerung in größtes Elend gestürzt wurde.

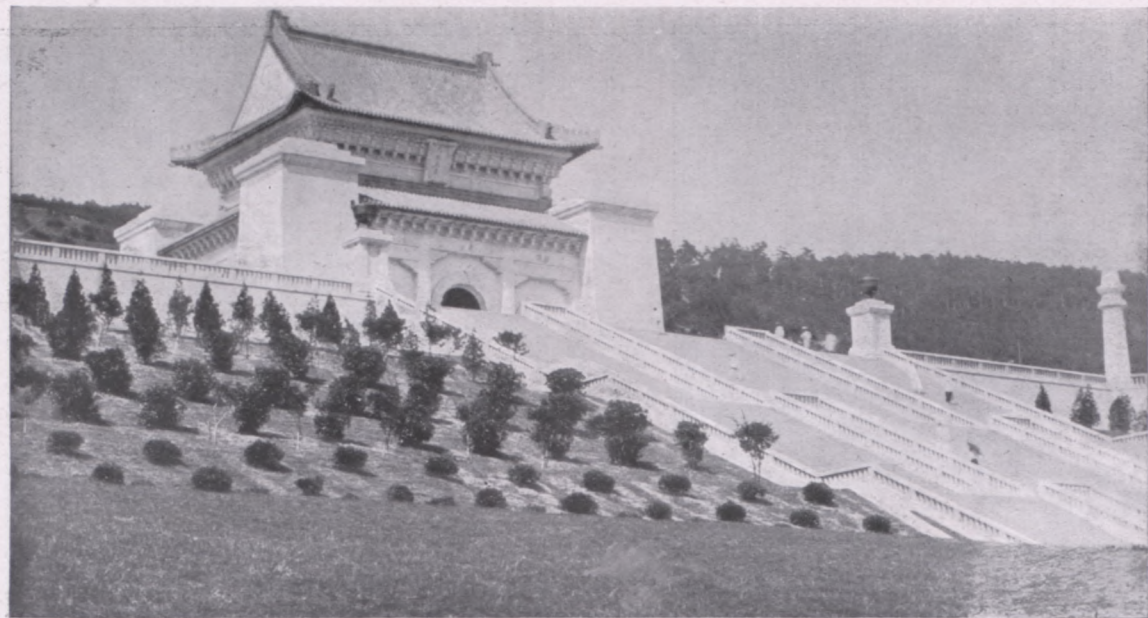
An diesen Kämpfen hatte aber das chinesische Volk wenig oder gar keinen Anteil, da sich die Truppen der Generäle nur aus Söldnerhaufen zusammensetzten, die an und für sich höchst friedliche Bürger bildeten, die nur gezwungenerweise, meist aus wirtschaftlichen Nöten, sich als Soldaten hatten anwerben lassen, um das tägliche Brot verdienen und ihre Familien ernähren zu



Dr. Sun Yat Sen
Gründer der chinesischen Republik



Lin Schen
Der gegenwärtige chinesische Staatspräsident



Das Grab des Dr. Sun Yat Sen

können und nicht etwa für ihr Vaterland, sondern nur gegen ihre Mitbürger, kämpfen mußten. Bei solchen Kämpfen sah man oft, daß zwei Gegner an der Front ihre Gewehre wegwarfen, sich gegenseitig in die Arme fielen und nicht verstanden konnten, warum sie als Opfer eines ziellosen Krieges dienen sollten.

Gegen diese Bürgerkriege wurde, besonders im Auslande, scharfe Kritik geübt und der Untergang Chinas vorausgesagt. Wenn man aber genau untersucht, waren diese Zustände logischerweise eine Folge, die nach jeder Revolution eintreten kann, was noch verständlicher ist, wenn man bedenkt, daß die eine, mehrere Jahrtausende andauernde, monarchistische Regierungsform stürzende Revolution nur 126 Tage gedauert hat.

Wie lange hat es gedauert, bis in Frankreich nach der großen Revolution die Ordnung wiederhergestellt war, und wie lange in Amerika, bis eine Bundesregierung nach den Freiheitskriegen eingesetzt wurde? — Außerdem wurde das allgemeine Chaos, gerade verstärkt durch die Waffenlieferungen der fremden Regierungen und Kaufleute, die die Hoffnung beseelte, im Trüben fischen zu können. Europa, Amerika, Japan und Rußland lieferten nur allzugern die Munition, mit der sich die Chinesen untereinander totschießen mochten. Jeder General baute außerdem noch Arsenalen, wo ausländische Instruktoren angestellt und Waffen hergestellt wurden. Von allen Nationen wurden Ratgeber angeboten, um jenes Durcheinander zu organisieren, um ihren eigenen Regierungen und Kaufleuten Lieferungen und Verträge zuzuschancen, um manchmal auch politische Geschäfte zu machen.

Oft hörte man, wenn Ausländer über China berichteten, sie gern von diesem Chaos verächtlich sprechen, ohne dabei nachzudenken, daß diese Bürgerkriege, ohne fremde, vorteilsuchende Hilfe, schon längst ihr Ende gefunden hätten.

Während die Generäle gegeneinander kämpften, war Dr. Sun Yat Sen in den südlichen Provinzen, vor allem in seiner Vaterstadt Kanton, unermüdlich am Werk. Zu dieser Zeit widmete er sich neben der politischen Tätigkeit einer besonderen Arbeit, einem Aufbauplan Chinas, der die Richtlinien der heutigen chinesischen Regierung für den wirtschaftlichen und industriellen Aufstieg enthält.

Besonders strebte er danach, die Erdschätze Chinas, wie Eisen- und Kupfererze und Kohle, auszuwerten, Eisenbahnen zu



bauen und große Häfen anzulegen. Für Chinas Aufbau hatte er auch nichts dagegen, fremdes Geld aufzunehmen; er betonte aber ganz besonders, daß die Führung unbedingt in chinesischen Händen liegen müsse, wie er in der Einleitung seines Buches „Chinas Aufbauplan“ sagt: „Daß ein Aufstieg Chinas nur dann erreicht werden kann, wenn die Chinesen selbst darüber die Macht haben,“ was ja selbstverständlich ist.

China war und ist stets bereit, jeden Ausländer als Freund zu betrachten, der sich ehrlich und eifrig an seinem Aufbau beteiligt, und jeden abzuweisen, der mit Ausbeutungsabsichten nach seinem Lande kommt.

Eine Hauptaufgabe war für Dr. Sun Yat Sen während dieser Zeit, der in der Volkspartei zusammengefaßten Bewegung Chinas straffere Organisation und größere Stoßkraft zu verleihen, um dadurch das Nationalbewußtsein des Volkes in größerem Maße zu wecken und es sich am Aufbau beteiligen zu lassen.

Kommunismus in China

Im Laufe dieser Zeit hatte die Volkspartei auf unüberlegte Weise viele kommunistische Elemente in sich aufgenommen, die kein geringes Unheil für China bewirkten. Im Auslande bestand vielfach die Annahme, daß die Volkspartei eine Abzweigung des russischen Kommunismus sei, eine Annahme, die durchaus irrtümlich war. Wohl hat die chinesische Nationalbewegung eine Zeitlang mit Sowjetrußland zusammengearbeitet und auch von der russischen kommunistischen Partei gewisse Organisationsformen entlehnt. Die kommunistische Weltanschauung aber, die von Marx und Lenin verkündete Geschichtsauffassung, hat der Begründer und Führer der Volkspartei, Dr. Sun Yat Sen, sehr energisch bekämpft.

Er anerkannte nicht die Idee, daß nur die wirtschaftliche Notwendigkeit die Fundamente der Politik bilden sollen. Die Volkspartei verurteilt den Klassenkampf und tritt für jede Freiheit in den religiösen Weltanschauungen ein. Auch jede Art von Diktatur, sowohl im Ausland als auch im Inland, wird bekämpft: Die Regierung der chinesischen Republik soll auf demokratischer Grundlage aufgebaut sein.

So entstanden naturgemäß immer mehr und mehr Gegensätze zwischen der Volkspartei und den Anhängern der kommunistischen Ideen, — die an und für sich dem Empfinden des chinesischen Volks nicht entsprechen und außerdem sich immer an dritte Nationen anlehnen, — die nicht sofort an erster Stelle das eigene Vaterland, China, im Auge hatten. Diese, zum Teil stereotyp nach dem Vorbild eines fremden Landes Arbeitenden, hinderten sehr Chinas Entwicklung und den Fortschritt seines Aufbaus.

Schließlich wurden die kommunistischen Gruppen, die klein, aber nicht zu unterschätzen waren, aus der Volkspartei ausgeschlossen, wodurch die Beziehungen zwischen China und Rußland auch auffällig abgebrochen und erst im Jahre 1932 wieder aufgenommen wurden. Nach ihrer Ausschaltung versuchten die Kommunisten der von der Volkspartei geführten Regierung auf alle mögliche Weise Schaden zuzufügen. Sie besetzten verschiedene Städte und gründeten ein sogenanntes „Sowjetchina“. In diesem Gebiet wurden immerfort neue Gesetze und Erlässe geschaffen, wodurch das Volk in einen Zustand schlimmsten Elends geriet. Nicht selten fielen sie den gegen die Fremden kämpfenden Regierungstruppen hinterlistigerweise in den Rücken, was deren Widerstandskraft fast völlig lähmte.

So ersah es die Regierung zuerst für notwendig, die innere Ruhe herzustellen und die kommunistische Partei geistig und militärisch auszurotten. Ein Kampf, der fast ein Jahrzehnt lang dauerte und ein Übermaß an Menschen- und Geldopfern forderte.

Ende der kommunistischen Herrschaft

Erst im Winter 1934 drangen die chinesischen Regierungstruppen unter Führung von Generalfeldmarschall Chiang Kai Schek in den Hauptsitz der Kommunisten, in der Provinz Kiang-Si, ein und bereiteten dadurch der kommunistischen Herrschaft ein Ende; wodurch außerdem ein großer Gebietsteil wieder unter direkte chinesische Macht gelangte, und eine Befreiung der Bevölkerung der westlichen Provinzen, die seit mehreren Jahren von Kommunisten beherrscht worden war, erreicht wurde. Chiang Kai Schek strebt noch heute danach, auch die im Lande verstreuten Kommunistengruppen gründlich zu vernichten, um ein

erneutes Wiederaufflackern des Kommunismus zu verhindern oder schon im Keime zu ersticken, um dadurch die politische Einheit Chinas kräftig zu fördern. Die chinesische Regierung ist von strengstem Ernst beseelt, diese, einst verwüsteten Provinzen, mit allen Mitteln wieder aufzubauen, was jetzt schon teilweise gelungen ist.

Einen wichtigen Wendepunkt in der chinesischen Geschichte bildete der Friedensvertrag von Versailles. Der vollkommene Sieg, den Japan auf der Versailler Konferenz über China davontrug, bereitete China eine große Enttäuschung und seine letzte Hoffnung auf staatliche Unabhängigkeit wurde ganz und gar zunichte gemacht. China sollte trotz der Einschließung in den Bund der alliierten Mächte einen Teil seines Gebiets abtreten, wovor es erst durch die Washingtoner Konferenz geschützt wurde. Dieses trug nicht wenig zu Empörungen und Demonstrationen des chinesischen Volkes bei. Zahlreiche Telegramme gingen bei der chinesischen Delegation ein, in denen sie aufgefordert wurde, den Friedensvertrag nicht zu unterzeichnen. Zugleich wurde die Nationalbewegung aufs höchste gestärkt und ihre Anhängerzahl bedeutend vermehrt. Tausende von jungen Intellektuellen schlossen sich der Volkspartei an, um mit ihr die Freiheit Chinas zu erringen.

So hatte die Volkspartei schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit einen recht großen Einfluß gewonnen, und infolgedessen verlor der Krieg der Generäle mehr und mehr an Bedeutung und flaute allmählich ab. Alle politischen Kreise waren von dem heißen Wunsch durchdrungen, eine Einigung innerhalb des chinesischen Reiches zustandezubringen. Überall hörte man den Ton der Versöhnung; besonders forderten die Regierungskreise in Peking die Zusammenarbeit der verschiedenen politischen Führer, an deren Spitze Dr. Sun Yat Sen stand.

Im Jahre 1924 lud die Regierung Dr. Sun Yat Sen von Kanton, wo er als Führer der revolutionären Bewegung arbeitete, ein, nach Peking zu kommen, um dort eine nationale Konferenz zur Wiederherstellung der Republik einzuberufen, an der alle Staatsmänner, Militärmachthaber und Politiker teilnehmen sollten. Dr. Sun Yat Sen, der die Einigung Chinas nach wie vor als eigene Aufgabe angesehen hatte, verließ, krankend, Kanton und fuhr nach Peking.

Ableben Dr. Sun Yat Sen's

Mit großer Spannung und Hoffnung verfolgte das gesamte Volk alle Zeitereignisse, da jeder wußte, daß der Wiederaufstieg Chinas von dieser Zusammenkunft abhinge. Leider ist aber Dr. Sun Yat Sen in Peking seiner Krankheit erlegen, so daß jene Konferenz, die sonst vielleicht schon damals die Einigung Chinas herbeigeführt haben würde, nicht zustande kam.

Ganz China trauerte um Dr. Sun Yat Sen und erkannte ihn als Nationalheros des chinesischen Volkes an. Ein Staatsbegräbnis wurde für ihn angeordnet. — Die Bevölkerung der großen Städte veranstaltete spontan Umzüge, um ihm ihre Verehrung zu erweisen, und um gleichzeitig dadurch zu demonstrieren, daß sie dem Verewigten treue Gefolgschaft leisten wollte. Sein Bild wurde in China bei jeder Versammlung und Veranstaltung aufgehängt, und sein politisches Testament, das Richtlinien für jeden chinesischen Bürger enthält, vorgelesen. Es lautet folgendermaßen:

Politisches Testament Dr. Sun Yat Sen's

„Ich habe 40 Jahre lang meine Kraft für die Volksrevolution hingegeben. Ihr Ziel ist: Erlangung der Freiheit und Gleichheit Chinas. Aus meiner 40 jährigen Erfahrung heraus empfinde ich es zutiefst, daß, wenn dieses Ziel erreicht werden soll, das ganze chinesische Volk aufgeweckt und mit den Völkern der Erde, die uns als gleichberechtigt behandeln, verbunden werden muß, um gemeinsam zu kämpfen.

Jetzt ist die Revolution noch nicht vollendet. Alle meine Genossen müssen sich anlehnen an meine verfaßten Bücher: ‚Pläne des Aufbaues des Reiches‘, ‚Richtlinien des Aufbaues des Reiches‘, ‚Die drei Volksprinzipien‘ und an ‚das

versammlung' und weiter Kraft geben, um das alles durchzuführen.

In Kürze soll eine Volkskonferenz einberufen und die Annullierung der auf Nichtgleichberechtigung beruhenden Verträge vollzogen werden. Das soll in kürzester Zeit verwirklicht werden. Dieses lege ich Euch ans Herz.“

Einigung Chinas durch Chiang Kai Schek

Nach dem Tode Dr. Sun Yat Sen's wurde Chiang Kai Schek der Führer der nationalen Armee. Unter seiner Führung wurden die Generäle, die sich in Nordchina bekämpften, immer mehr zurückgedrängt; und der Machtbereich der Volkspartei, der sich anfänglich nur über Südchina erstreckte, fing an, sich auch nach Norden weiter auszudehnen. Schließlich gelang es, den Armeen der nationalen Regierung Nordchina zu erobern, und im Jahre 1928 endete ihr Siegeszug in Peking. Der Marschall Chang Shiau Liang, der bis zur Besetzung durch Japan im Jahre 1931 der Generalgouverneur der drei Ostprovinzen, der Mandschurei, gewesen war und seine Politik, entgegengesetzt dem politischen Streben seines Vaters, verfolgte, erklärte die nationale Regierung solidarisch, wodurch eine Einigung Chinas in erhöhtem Maße erzielt wurde. — Die miteinander raufenden Generäle waren zu Boden geworfen.

Endlich hatte China Ruhe. Die Schrecken der Bürgerkriege gehörten nunmehr der Vergangenheit an. Über allen Provinzen des Reiches, natürlich auch über der Mandschurei, wehten die Fahnen der Nation und der Volkspartei.

Am 4. Oktober 1928 ist das Grundgesetz der neu geeinten Republik verkündigt worden. Zu ihrer Hauptstadt wurde Nanking erklärt, und die frühere Hauptstadt Peking in Peiping — Nordfrieden — umbenannt, die mit ihrer alten Tradition nur als reine Kulturstadt Bedeutung haben sollte.

Eine neue Einteilung der Provinzen ist vorgenommen worden, die wie folgt ist:

Provinz:**Hauptstadt:**

bis jetzt bekannte Namen	richtigè Aussprache	bis jetzt bekannte Namen	richtige Aussprache
Anhwei	An Hui	Anking	An Ging
Chahar	Tschar Har	Kalgan	Dschang Gia Ko
Chekiang	Dsche Giang	Hangchow	Hang Dschou
Fukien	Fu Giän	Foochow	Fu Dschou
Heilungkiang	He Lung Giang	Tsitsihar	Tsi Tsi Har
Honan	Ho Nan	Kaifeng	Kai Föng
Hopeh	Ho Be	Peiping	Be Ping
Hunan	Hu Nan	Changsha	Tschang Scha
Hupeh	Hu Be	Wuchang	Wu Tschang
Jehol	Jö Ho	Chengteh	Tscheng De
Kansu	Gan Schu	Gaolan	Gau Lan
Kiangsi	Giang Si	Nanchang	Nan Tschang
Kiangsu	Giang Schu	Chinkiang	Dschen Giang
Kirin	Gi Ling	Kirin	Gi Lin
Kwangsü	Guang Si	Kweiling	Gue Lin
Kwangtung	Guang Dung	Fanyü	Fan Yü
Kweichow	Gui Dschou	Kweiyang	Gui Yang
Liaoning	Liau Ning	Mukden	Schen Yang
Mongolei	Mon Gu	Urga	Ku Lun
Ninghsia	Ning Hia	Ningshia	Ning Chia
Shansi	Schan Si	Taiyüan	Tai Yüan
Shantung	Schan Dung	Tsinan	Gi Nan
Shensi	Schen Sie	Shian	Chi An od. Chi Ging
Sikang	Si Kang	Kangting	Kang Ding
Sinkiang	Sin Giang	Tihwa	Di Hua
Suiyüang	Schui Yüan	Kweisui	Gui Schui
Szechuan	Ssi Tschuan	Chengtu	Tscheng Du
Tibet	Hi Dschang	Lhasa	La Sa
Tsinghai	Tsing Hai	Tsinghai	Tsing Hai
Yünnan	Yün Nan	Gunming	Kun Ming

Das neu geeinte China

Hiermit begann für China eine Zeit ganz ungeahnten politischen und wirtschaftlichen Aufstiegs.

Zugrunde gelegt wurden dem Aufbau des neugeborenen Staates die Gedanken Dr. Sun Yat Sen's. Dieser hatte aus dem Verfassungswesen der westlichen Länder die Gliederung der Staatsgewalt in Gesetzgebung, Justiz und Verwaltung übernommen, hielt aber dieses System nicht für genügend und hatte noch,

in Anlehnung an das alte chinesische Regierungssystem, die Zensur und ein neu geschaffenes Prüfungssystem hinzugefügt.

Träger der Zensur ist eine Aufsichtsbehörde, der sämtliche Regierungsämter unterstehen. Ihre Aufgabe ist, die Beamten in der Ausübung ihres Berufs zu kontrollieren und im gegebenen Falle ihre Absetzung zu veranlassen. Die Einrichtung eines Prüfungsamts erfolgte unter dem Gesichtspunkt, daß ein Chinese nur dann ein öffentliches Amt übernehmen dürfe, wenn er durch Ablegung einer vorgeschriebenen Prüfung seine Befähigung nachgewiesen hätte.

Die drei Volksprinzipien Dr. Sun Yat Sen's

Drei Volksprinzipien hat Dr. Sun Yat Sen dem chinesischen Volk eingeschärft. Diese sind:

1. „Min-Dschu“, ein Wort, das sich vielleicht am besten durch das deutsche Wort „Volkstum“ wiedergeben läßt: Das nationale Prinzip.

2. „Min-Tschüan“, „Volksgehalt“: Das demokratische Prinzip.

3. „Min-Scheng“, „Volksleben oder Volkswohl“: Das soziale Prinzip.

Das nationale Prinzip

Aus dem nationalen Prinzip ergibt sich die Forderung des Wiedererstarkens der chinesischen Nation. Die Chinesen besaßen ein sehr starkes traditionelles Familien- und Sippenbewußtsein. Für Familie und Sippe war der Einzelne zu jedem Opfer bereit, aber dem Staat gegenüber bestand ein solcher Geist nicht.

Das Volk stand nicht direkt mit der Regierung in Verbindung, im Vergleich zu europäischen Ländern. Der chinesische Bürger erfüllte gern den staatlichen Behörden gegenüber seine Pflicht, die hauptsächlich in Steuerabgaben bestand. Er überließ der Regierung alles, um möglichst wenig mit den Behörden in Berührung zu kommen und nicht belästigt zu werden. So konnte jeder tatsächlich ein fröhliches Leben in dem friedlichen China führen, bevor die politische Wirtschaftslage Chinas durch die fremden Eindringlinge erschüttert wurde.

Der Mangel an Nationalgefühl, das in anderen Ländern an erster Stelle herrscht, brachte China vielen Schaden; und man erkannte, daß ohne den, in dem ganzen Volk zusammengefaßten



Marschall Chiang Kai Schek



Die Zentrale der Guo Min Dang

Nationalismus China sich nicht selbst behaupten und von der Unterdrückung und Fesselung sich nicht frei machen könnte.

Nach dem nationalen Prinzip sollen die chinesischen Bürger innerhalb der Grenzen ihres Landes völlige Gleichberechtigung genießen. Es soll keine Herrscherklasse oder Aristokratie geben, wie es zu Zeiten der Monarchie der Fall war. Alle Bürger müssen sich zusammenschließen, um den Kampf aufzunehmen gegen den fremden Imperialismus und Kapitalismus, die Expansions- und Ausbeutungspolitik treiben und die Auferstehung des niedergeschlagenen chinesischen Volkes verhindern. Dr. Sun Yat Sen's Streben war es immer gewesen, im chinesischen Volk des nationale Gefühl zu erwecken, in der Überzeugung, daß China nur dann, wenn sein Volk das Staatsbürgerbewußtsein wiedergewänne, gegen das Unrecht in der Welt kämpfen und eine uneingeschränkte Souveränität des chinesischen Reiches und die Gleichberechtigung mit den andern Ländern erlangen könne und um eine Aufteilung Chinas dadurch unmöglich zu machen.

Dieser Kampf soll nicht eher eingestellt werden, bis das Recht über die Macht gesiegt hat, und die nationale Unabhängigkeit wieder erreicht ist.

Das demokratische Prinzip

Das demokratische Prinzip verlangt, daß das Volk die Autorität über die Regierung besitze, und die Regierung nach dem Willen des Volks gebildet werden solle. Das Volk hat nicht nur das Wahlrecht, sondern auch das Vorschlags- und Entscheidungsrecht, außerdem das Recht über Ein- und Absetzung von Beamten. Diese Rechte sollen die Grundlage der chinesischen Verfassung bilden.

Dr. Sun Yat Sen erklärte, daß die Volkssouveränität in anderen Nationen meist auf den militaristischen und kapitalistischen Kreisen begründet ist, wodurch das Volk an sich, nicht nur nicht von seinem ihm zustehenden Recht Gebrauch machen kann, sondern in schlimmster Weise geknechtet wird.

In China soll die Volksgewalt auf das ganze Volk übertragen werden und nicht als Privatvorrecht der Wenigen dienen. Jeder Bürger kann dieses vorgeschriebene Recht erhalten, soweit er an dem Aufbau des Reiches Anteil hat und gewillt ist, gegen die Unterdrücker und Zerstörer der Nation zu kämpfen.

Der Gedanke der Volkssouveränität ist für China nichts Neues. Er hatte unter den früheren Dynastien schon bestanden, kam aber nur selten zur Geltung, wie es die wenigen Revolutionen in der chinesischen Geschichte zeigen. Wichtig ist, daß das Volk zuerst dazu erzogen werden muß, sein Recht ausüben zu können.

Wahlrecht und Volksabstimmung bilden die Grundlagen der chinesischen Verfassung. Die Trägerin der Volkserziehung ist die Volkspartei. Sie soll in drei Etappen vor sich gehen.

In der ersten, der „Periode der Militärpolitik“, soll China durch militärische Gewalt zur Einigung gebracht werden. Alle, gegen die Regierung gerichteten Militärkräfte sollen vernichtet werden, um dadurch die Einigung Chinas zu festigen. Gleichzeitig wird die Idee Dr. Sun Yat Sen's beim Volke propagiert, damit jeder zu einem vaterlandstreuen Staatsbürger erzogen werde, um sich mit aller Kraft an dem Aufbau Chinas beteiligen zu können. Diese Periode ist heute im wesentlichen abgeschlossen. Die Einigung Chinas ist soweit durchgeführt worden, daß der Regierung nicht nur keine besonderen Hindernisse mehr entgegengesetzt werden, sondern diese vielmehr von allen Volkskreisen stark gestützt wird.

Sobald Ruhe im Lande herrscht, tritt die „Periode der Erziehungspolitik“ ein. Von der Regierung werden Kommissare nach den Provinzen bezw. den Distrikten geschickt, um der Organisation der Ortselfverwaltung beizustehen. In dieser Periode wird das Volk besonders über seine staatsbürgerlichen und politischen Pflichten aufgeklärt.

In der „Periode der Konstitution“ soll jeder Bezirk einen Delegierten für die Nationalversammlung, die wichtige Angelegenheiten des Reiches entscheidet, stellen und einen örtlichen Verwalter wählen. Diese Nationalversammlung hat bereits einige Male getagt. Von ihr soll auch die Regierungsmacht abhängig sein. Durch diese Periode wird die politische Macht auf das Volk übertragen.

Das soziale Prinzip

Das soziale Prinzip strebt gegen die ungleiche Verteilung des Landbesitzes an. Sobald ein Großgrundbesitzertum sich entwickelt, entsteht ein ungleiches wirtschaftliches Verhältnis unter den Bauern, wodurch dann die Möglichkeit für eine

Ausbeutung geschaffen wird. Deswegen soll jeder Gutsbesitzer den Wert seines Besitzes bei den Behörden angeben, wonach die Regierung einerseits ihre Steuerforderungen richtet, und andererseits, falls es als notwendig erscheint, das Grundstück zu dem angegebenen Preise erwirbt, um es in geeigneter Weise aufzuteilen. Auf diese Art und Weise wird das Großgrundbesitzertum aufgelöst, damit die Bauern, die die Basis des chinesischen Staates bilden, in völliger Unabhängigkeit und auf gesundem Boden leben können.

Außerdem können sie auch Anleihen für die Bewirtschaftung ihres Anwesens auf eigens zu diesem Zweck eingerichteten Banken aufnehmen. Bei der Hebung des Ackerbaues und der Entwicklung der Industrie soll der Staat der Nutznießer sein. Alle großen Unternehmungen, wie: Eisenbahn, Schifffahrt und Banken müssen vom Staat geleitet und verwaltet werden somit wird der private Kapitalismus, der in Europa und Amerika die größte Rolle im sozialen Leben spielt, ausgeschaltet.

Neben den Bauern wird für die Arbeiter gesorgt, wozu ein besonderes Arbeitsrecht geschaffen wird. Ferner werden Erziehungsanstalten und Krankenkassen eingerichtet; Pensionen und Wohlfahrtsgelder für die Arbeitsunfähigen, Hinterbliebenen und Arbeitslosen ausgezahlt. Der Staat ist verpflichtet, für jeden seiner Bürger Arbeit zu besorgen und eine allgemeine Wohlfahrt zu schaffen. — Alle sollen für alle arbeiten und einstehen. — Diese Maßnahmen sollen dazu beitragen, daß das chinesische Wirtschaftsleben gesundet, und jeder Bürger ein friedliches und glückliches Leben führen kann.

Mit den oben erwähnten drei Volksprinzipien werden alle Volkskreise in weitestem Maße vertraut gemacht. Sie bilden den Hauptbestandteil des Programms der Volkspartei und den Mittelpunkt der chinesischen Politik.

Regierungsapparat

Vorläufig liegt die Regierungsgewalt der chinesischen Republik in den Händen der Volkspartei und wird von einem, aus mehreren Mitgliedern bestehenden Staatsrat ausgeübt, in dem der Präsident der Republik den Vorsitz führt. Dieser repräsentiert die Republik vor dem Ausland und empfängt die diplomatischen Vertreter der fremden Nationen. Aus den Mitgliedern des

Staatsrates werden die Chefs der fünf obersten Regierungsämter — chinesisch „Yüan“ genannt — gewählt, die weiter in verschiedene Ministerien und Abteilungen geteilt werden. Ihre Gesamtheit bildet den ganzen Staatsapparat, der die Aufträge der Nationalversammlung erhält und sie ausführt.

Sobald die Verfassung festgelegt ist, soll für die Bevölkerung aller Distrikte eine Wahl stattfinden, auf Grund deren der Reichspräsident gewählt und ein vom Volk bestimmter Regierungskörper geschaffen wird.

Die drei Ostprovinzen Chinas (die Mandschurei)

Während des in Entwicklung stehenden Aufbaus war für China abermals ein wichtiger Wendepunkt jene jüngste Periode der chinesischen Geschichte, die die Besetzung der Mandschurei durch die Japaner, im Jahre 1931, bildete. Diese Tat erfolgte gerade zu einer Zeit, als die Regierungstruppen die Kommunisten in Schach hielten, und mehrere Provinzen Chinas von einer Überschwemmung des Yangtseflusses heimgesucht wurden.

Obwohl China an einen militärischen Widerstand einem an Technik und Ausrüstung überlegenen Gegner gegenüber in absehbarer Zeit nicht denken konnte, kann man aber wohl behaupten, daß die Chinesen diese harte Probe glänzend bestanden haben und ihr Nationalbewußtsein durch diese widerrechtliche Besetzung wacherüttelt, und die Einigkeit noch mehr gefestigt wurde. Das zeigte sich besonders, als die chinesischen Truppen die japanischen Angreifer in Schanghai, im Jahre 1932, mehrmals zurückwarfen und bei der Verteidigung die ganze Bevölkerung, sowohl Männer als auch Frauen, teilnahm. Hierdurch wurde eine Besetzung Schanghai verhindert; die Japaner hatten nur auf eine harte Nuß gebissen, ohne sie aufzuknacken.

Seitdem versucht Japan seine Expansions Schritte auf andere chinesische Gebietsteile zu lenken, wie es die Besetzung von Jehol, die Bedrohung Nord-Chinas, das Verlangen nach dem Protektorat über Chinas Wirtschaft und Politik beweisen.

Jeder dieser Schritte bedeutet für China eine Stärkung der nationalen Geschlossenheit, diese ist eine physische Folge, da vermehrtem Druck stets vermehrter Widerstand entgegengesetzt wird.

Für die Verteidigung Chinas und zur Wiedergewinnung der verlorenen Gebietsteile ist man bestrebt, unter der Leitung

moderner Ingenieure, Fabriken und andere technische Erfordernisse im Lande selbst einzurichten, um sich nach und nach unabhängig vom Ausland zu machen.

Aufbau Chinas

Kommissionen und Gesellschaften sind gebildet, ausländische Berater und Sachverständige hinzugezogen werden, um alle wissenschaftlichen Gebiete gründlich studieren zu können und daraus Nutzen für China zu gewinnen. Zuallererst sollen der Wohlstand des Volkes und die Wirtschaftslage des Landes überhaupt in die Höhe gebracht werden. Hierdurch soll wiederum die Verbesserung der eigenen Industrie und ihrer Erzeugnisse herbeigeführt werden, um den eigenen Bedarf mit der Zeit zu decken und den Import zu erniedrigen.

Die allgemeine Weltwirtschaftskrise hat aber auch China getroffen, und es fühlt sie besonders schwer, da die chinesische Wirtschaft und ihr Kapital zum großen Teil in den Händen der Ausländer liegen. Es bestanden in China z. B., bis zum Jahr 1930, 127 Baumwollfabriken, wovon jedoch nur 64 % sich in chinesischem Besitz befanden, während 34 % japanisch und 2 % englisch waren. Der Besitz des dazugehörigen Kapitals zeigte ganz extreme Verhältnisse, indem England 2 %, Japan 68 % gehörten und China nur 30 % sein eigen nannte, also noch nicht ein Drittel chinesisches war.

Während des Weltkrieges, wo die Großmächte ihren engeren Interessen nachgingen, und der Export aus diesem Grunde stark herabgesetzt wurde, konnte die chinesische Industrie eine stärkere Eigenentwicklung zeigen. Innerhalb der Jahre von 1914 bis 1920 hatten sich die chinesischen Erzeugnisse, besonders von Kohlen, Eisen, Baumwolle, Mehl, Öl usw., verfünffacht.

Als der Weltkrieg beendet war und als Folge die große Weltwirtschaftskrise nach sich zog, waren viele Länder darauf angewiesen, für sich möglichst große Absatzmärkte zu schaffen, um aus ihrer eigenen Krise sich herauszuhelfen. Als besonders günstiger Absatzmarkt wurde natürlich wieder China ausersehen. Die Folge war, daß der chinesische Markt mit Waren ausländischer Nationen überschwemmt wurde, wodurch die eigene Industrie einen starken Rückgang erfuhr, und mithin seine Wirtschaft nahezu gelähmt wurde.

Wirtschaftliche Reformbewegung Chiang Kai Schek's

In allerneuester Zeit wurde eine Reform zum Wiederaufbau der chinesischen Wirtschaft von Chiang Kai Schek, dem die Einigung Chinas zu verdanken ist, und dessen Tat maßgebend ist



Die wirtschaftsgeographische Karte Chinas

für die zukünftige chinesische Politik, ins Leben gerufen. Diese Reformbewegung folgt seinem Richtspruch, der einen Neuaufbau nicht durch Fremd- sondern durch Selbsthilfe fordert.

Ihre Aufgabe besteht in der Förderung der Landwirtschaft, des Bergbaus und in der Vergrößerung des Handels, der einen bedeutsamen Ausbau der Verkehrseinrichtungen voraussetzt und außerdem in einer Befestigung des chinesischen Kapitals zur Neubelebung der Gewerbe und der Industrie.

Hebung des Bauernstandes

Eine der wichtigsten Aufgaben der Regierung ist in der Hebung der sozialen und finanziellen Verhältnisse des Bauernstandes zu erblicken. Die Bewertung der Agrarprodukte soll derjenigen der Technik nicht nachstehen, um nicht einen rein technischen Staat heranzubilden, sondern um seinen gesündesten Bestandteil, d. h. das Bauerntum, zu schützen.

Straßenbau

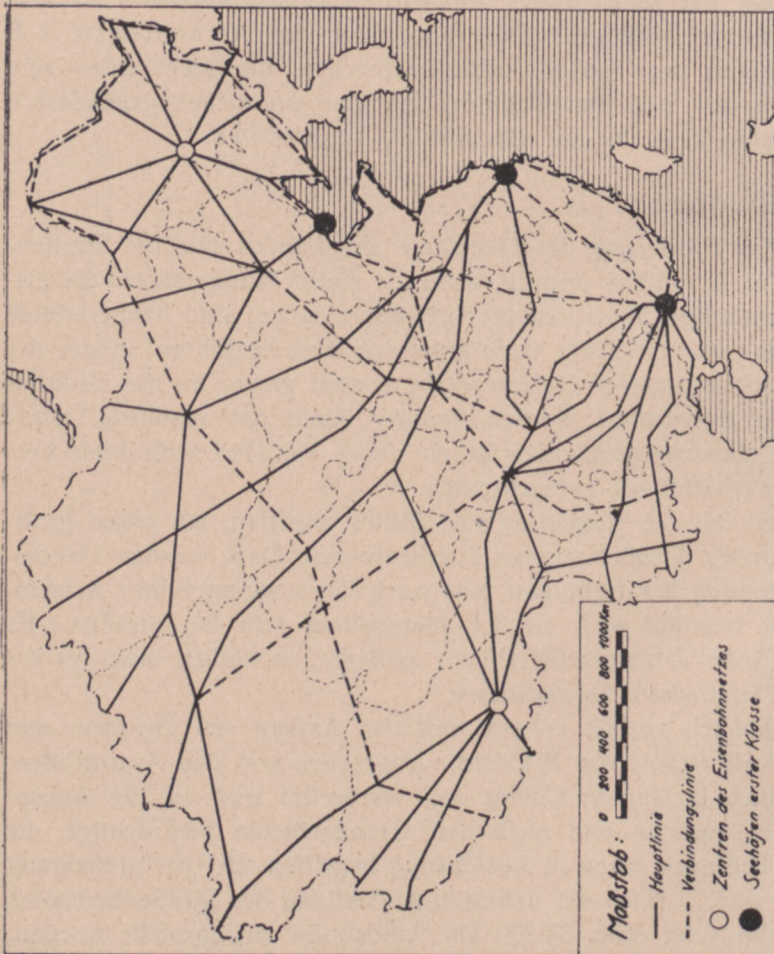
Zur Förderung des Gedeihens des Landes sind die Straßenanlagen besonders wichtig, denn die vielen Hungersnöte, die bisher unzählige Menschenopfer gefordert haben, sind hauptsächlich auf das unentwickelte Verkehrswesen zurückzuführen, indem der Überschuß anderer Gebiete nicht schnell genug an die Bedarfsstellen transportiert werden konnte. Auch das maßlose Unheil der Ueberschwemmungen ist zu einem Teil den schlechten Verkehrsverhältnissen zuzuschreiben.

So hat die Regierung alle Mittel ergriffen, um einen großangelegten Straßenbauplan durchzuführen. Dazu werden Heeresabteilungen herangezogen, und auch der neueingeführte Arbeitsdienst beteiligt sich an der Herstellung von Landstraßen. Es wird jeder Division zur Pflicht gemacht, monatlich etwa 30 km neue Straßenstrecke anzulegen.

Ähnlich verhält es sich mit der Anlage von Deichen und der Aufforstung von Wäldern. Abgesehen von den Autostraßen, die auch im Innern Chinas sehr verbreitet sind, ist die Anlage solcher auch in und nach den Grenzgebieten beabsichtigt, die zum Teil auch schon in Ausführung begriffen oder der Vollendung nahe sind. Nach der neuesten Aufstellung des Straßenbauamtes sind bis jetzt etwa 84 800 km Autostraße fertiggestellt worden, auf denen rund 50 000 Kraftfahrzeuge fahren.

Eisenbahnnetze

In gleicher Weise wird das Eisenbahnnetz zwischen den wichtigsten Städten verdichtet. Im chinesischen Aufbauprogramm steht der Ausbau der Eisenbahnen im Mittelpunkt. Die chinesische Regierung strebt danach, den Plan von Dr. Sun Yat Sen für das Eisenbahnnetz — in 50 Jahren 180 000 km Eisenbahnlinien zu bauen — nach Möglichkeit und Finanzverhältnissen zu verwirklichen.



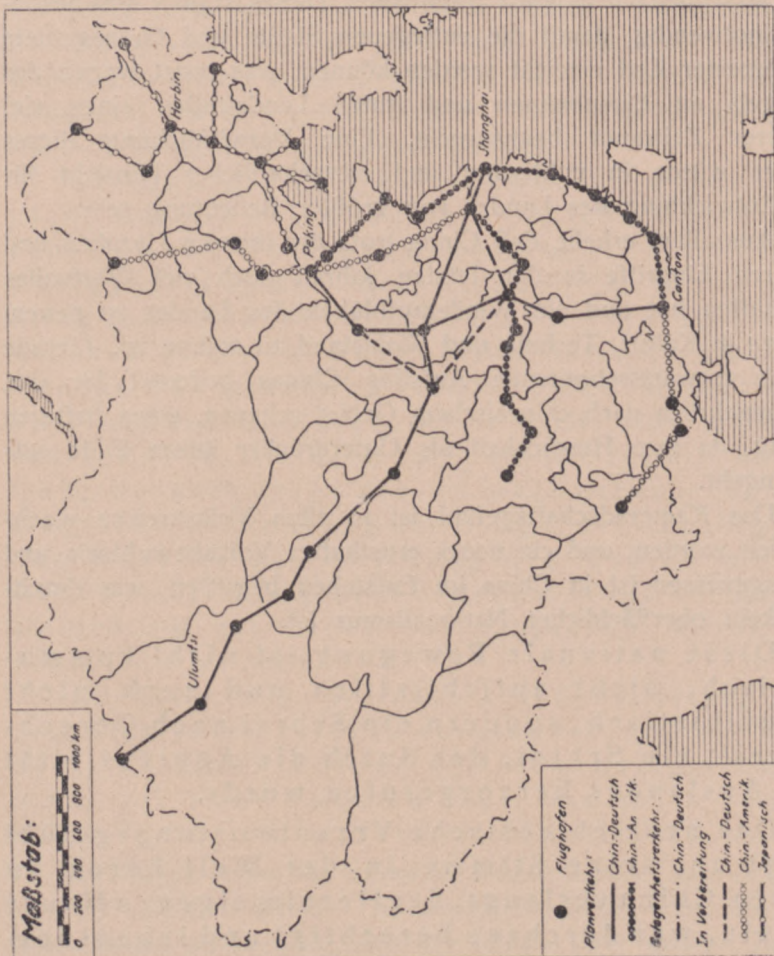
Schema des geplanten Eisenbahnnetzes von Dr. Sun Yat Sen

Wasserstraßenverbesserungen

Auch die Wasserstraßen, die dem Binnenverkehr dienen, sollen verbessert und für den Schnellverkehr möglich gemacht werden. Sämtliche chinesischen Gewässer, auch im Inneren Chinas, sind für ausländische Schiffe freigegeben, was in keinem anderen Land der Fall ist.

Förderung der Luftschifffahrt

Lebhaftes Interesse bringt sowohl die Regierung als auch die Bevölkerung der Luftschifffahrt entgegen, die sich erst



Luftverkehrslinien in China

im Anfangsstadium der Entwicklung befindet und sicher noch einer großen Zukunft entgegenseht. Viele chinesische und von Ausländern finanzierte Luftschiffahrtgesellschaften sind gegründet bzw. zahlreiche Flugplätze und Flugwege eingerichtet worden. Zu den ausländischen Gesellschaften, an deren Spitze die amerikanischen, die sich an dem chinesischen Flugwesen beteiligen, gehört auch die bekannte deutsche Gesellschaft „Lufthansa“, die sehr lebhaft zur Entwicklung des Luftverkehrs beiträgt. Es sind auch einige chinesische Flugzeugwerften entstanden, die versuchen eigene Flugzeuge zu konstruieren.

Neben den Militärflugzeugen, die bereits schon in größerer Anzahl hergestellt worden sind, ist man bestrebt, die Zivilluftschiffahrt so schnell wie möglich auszubauen. Dieses ist für China besonders notwendig, damit die entlegenen Städte und Grenzgebiete in kürzester Zeit erreicht werden können, was sonst wegen des Mangels an Eisenbahnen und guten Landstraßen einen viel längeren Zeitraum beansprucht. Eine Verwirklichung dieses Planes würde in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht für die Entwicklung des Landes von größter Bedeutung sein.

Aus allem erhellt, daß China trotz der inneren Unruhen und äußeren Eingriffe in den letzten Jahren doch viel Wertvolles geschaffen hat und ein Wiederaufblühen des Landes zu neuem Glanze in Kultur, Technik und Wohlstand zu spüren ist. Gerade dieser vorwärtsschreitende Aufstieg Chinas bedeutet für die, die begehrt nach chinesischem Gebiet schauen, einen heftigen Schlag, da ihre Herrlichkeit als Unterdrücker ihrem Ende entgegengeht.

Das Kameradschaftsgefühl ist in allen Volkskreisen wachgerufen worden, und ein neues ernsthaftes Volksbewußtsein und Volksgewissen ist in China im Entstehen begriffen, was durchaus kein oberflächlicher Nationalismus ist.

Diese nationale Bewegung ist nicht kommunistisch, nicht antichristlich und auch nicht chauvinistisch, sondern ein Schrei nach Gerechtigkeit, ein Schrei, der durch die Aggressivität des Auslandes hervorgerufen wurde.

Das neue chinesische Verantwortungsgefühl fängt an, seine Stimme in der Welt hören zu lassen. China verlangt, der Herr im eigenen Hause zu sein, was durchaus berechtigt und lebensnot-

wendig ist. Irgendwelche imperialistischen Gedanken aber liegen diesem neuen chinesischen Volksbewußtsein durchaus fern. Das friedliche Volk will nur seine Ruhe und seinen Frieden wiedergewinnen.

Durch seinen Reichtum an Bodenschätzen über und unter der Erde ist China reich an allem, was lebensnotwendig ist, und es besteht nicht der geringste Grund, irgendwelche Expansionspolitik zu betreiben. China will nichts anderes als China bleiben, wie es es durch Jahrtausende gewesen ist. Es ist nie eine Gefahr für andere Länder gewesen, und auch in der Zukunft wird es sicher keine sein.

Jenes Schlagwort, das bei den Völkern Westeuropas und den Amerikanern eine so große Rolle gespielt hat, und das früher auch einmal in Deutschland in Mode gewesen ist, das Schlagwort von der „gelben Gefahr“, trifft wohl für das chinesische Volk nicht im geringsten Maße zu.

Es kann die Frage aufgeworfen werden, ob nicht Europa selbst seine wirkliche Gefahr geschaffen hat. Es liegt zwar etwas Tragisches und Furchtbares in der Tatsache, daß der Wiederaufstieg und die Wiedergeburt des chinesischen Reiches von dem Augenblick datiert, als über Europa das grauenhafte Elend des Weltkrieges hereingebrochen war. Aber nicht das mißhandelte China, sondern die Maßlosigkeit seiner Unterdrücker trägt die Verantwortung für jene tragische Verknotung der Dinge, die das Unglück des Westens zur Hoffnung des Ostens werden ließ; das Trauerspiel der europäischen Selbstzerfleischung ist nicht von Chinesen heraufbeschworen worden.

Ebensowenig ist jener Friedensvertrag, der den wirklichen Frieden verhindert und die Wunden, aus denen Europa seit dem Kriege blutet, nicht zur Ruhe kommen läßt, das Werk des um seine Freiheit kämpfenden chinesischen Volkes.

Deswegen sollen die Europäer anstatt sich an dem Märchen von der „Gelben Gefahr“ zu begeistern, lieber über den Sinn eines Satzes nachdenken, den der älteste ihrer großen Dichter

einst aussprach: „Denn an ihrem eigenen Unverstande gingen sie zu Grunde, . . .“. Bekanntlich galt jenes Wort den Gefährten des Odysseus, die sich in frevelhaftem Übermute an den heiligen Rindern des Sonnengottes vergriffen hatten.

Noch ein Jahrtausend vor der Zeit des Homer lebte in China der Kaiser Schun, einer der hochberühmten großen Herrscher des chinesischen Altertums, während dessen Regierungszeit ein herrliches Gedicht entstand, das die junge chinesische Republik vor einigen Jahren zu ihrer Nationalhymne erkor. Es lautet:

O! Leuchtende Wolke, o, wunderbare Wolke,
Strahlende Sonne, glänzender Mond —
Tag für Tag kommt ihr herauf,
Immerdar, ewiglich!

China und die anderen Großmächte.

Durch die aufeinanderfolgenden Enttäuschungen verbittert und klug geworden, verhält sich das chinesische Volk in der jetzigen Zeit bei der Berührung mit den fremden Mächten äußerst vorsichtig. Allerdings besitzen die Großmächte nicht mehr die Möglichkeit, wie sie sie einst hatten, ihre Truppen unbehindert durch das weite Land Chinas hindurchmarschieren zu lassen; und die Zeit der nach Belieben erfolgten Plünderungen und Gebietsaneignungen hat aufgehört. Die „Muschel“, mit der man einst China verglich, konnte, obwohl mit Gewalt geöffnet, doch nicht aufgegessen werden. Im Gegenteil, der schlafende Löwe ist durch die unaufhörlichen Störungen aufgeweckt worden und ist im Begriff aufzustehen.

Die zahlreichen Eroberungen, die die ausländischen Mächte in China machten, waren lediglich ihrer technischen Überlegenheit zuzuschreiben. Diese, die den fremden Staaten ihre Siege über China verlieh, war nicht in ihrem ihr eigenen, hohen Sinne verwertet worden. Der Mißbrauch, zu dem sie herangezogen worden war, machte sie zu einem grauenhaften Werkzeug für zahllose Massenmorde. Hätte China diese, an sich wertvollen Erfindungen gemacht, so hätte es sie nicht für schreckliche Kriegszwecke ausgewertet, wie es die erstmalige Erfindung des Schießpulvers in China wohl beweist, das nur für Feuerwerke zur Volksbelustigung verwendet wurde.

Überhaupt hat China bei der Begegnung mit anderen Ländern seine Weisheitslehren, Kunst, Seiden, Papier und Porzellane weitergegeben, jedoch niemals irgendein Kriegsmaterial. Es ist wohl zu Unrecht geschehen, daß man China eine Zeitlang als barbarisch bezeichnete.

Eine Kultur zu schaffen, die durch Jahrtausende hindurch unerschütterlich in allen Stürmen standhält, ist nicht für jedes Volk erreichbar; aber eine Nachahmung von Kanonen und Gewehren steht wohl nicht besonderen Schwierigkeiten gegen-

über. Hierzu liefert Japan ein Beispiel, das schon in einigen Jahrzehnten alles herzustellen gelernt hat, was Menschen töten kann. Die Probe erfolgte im Weltkrieg; die Erörterung der Frage, ob man mit der in Deutschland sich angeeigneten Technik auch die Deutschen morden könnte. — Nach seiner Militarisierung wurde Japan sofort in die Reihe der Großmächte aufgenommen. Viele Politiker wurden dadurch gezwungen, nach der Pfeife Japans zu tanzen.

Woher kommt eigentlich die Furcht vor Japan? Ist es Angst vor seiner Kultur oder vor seinen Kriegsschiffen?

Und will man China nur unterdrücken, weil es keine genügenden Waffen besitzt? Werden die Chinesen erst dann als vollgültige Menschen betrachtet werden, wenn sie, wie die Bürger vieler anderer Länder, ganz militarisiert sind, und fast jeder eine Waffe in der Hand trägt? — Oder soll China, wie bis jetzt, auf seine alte, hohe und wertvolle Kultur stolz sein? — Um um sein Leben und Dasein kämpfen zu können, ist China schon bemerkenswert in Mitleidenschaft gezogen worden, wo es, den anderen Ländern folgend, technische Errungenschaften und militärische Organisationen sich dienstbar machte.

Lange Zeit war China immer nur der Leidtragende bei allen Beziehungen mit dem Auslande, und es ist infolgedessen eine logische und notwendige Tatsache, daß man in China diese unhaltbaren Zustände zu beseitigen sucht, was bewirkt hat, daß sich jetzt auch ein versöhnlicher Ton aus dem Auslande hören läßt. China als unterdrücktes Land ist natürlich nach wie vor zu jeder Verständigung bereit. Je mehr die Fremden China die Freiheit zurückgeben, desto mehr Vorteile werden sie daraus ernten. Wer sie zuerst gibt, wird desto größere Sympathie in China genießen.

Bekanntlich hat China schon gleich nach der Rückgewinnung der Zollautonomie im Jahre 1929 eine Reihe von Handelsverträgen mit verschiedenen Ländern abgeschlossen, die für deren eigene Wirtschaft nicht von geringer Bedeutung waren.

Bevor die Beziehungen Chinas mit den einzelnen Ländern eingehend behandelt werden, seien noch einige wichtige Fragenkomplexe erörtert, die der ersten Zusammenarbeit mit ihnen ein gewisses Hindernis bereiten.

Exterritorialität

An deren Spitze steht die Frage der Exterritorialität, deren Abschaffung den Mittelpunkt der chinesischen Politik bildet. Die Vorrechte der Fremden sind aus veralterten Verträgen erwachsen, denen China bei seinen Niederlagen gezwungener Weise zugestimmt hatte. Sie haben tief in die Souveränität Chinas eingegriffen und seine politische und wirtschaftliche Selbständigkeit in schwerer Weise geschädigt.

Alle extrritorialen Ausländer werden bei Rechtsstreitigkeiten der chinesischen Justiz entzogen und unterstehen dem sogenannten Konsulargericht, von dem sie nach dem Gesetz ihrer Länder abgeurteilt werden. Diese Exterritorialität greift daher auch in das Privatleben weiterer chinesischer Volkskreise ein; diese erblicken in den Zivilrechtsstreitigkeiten, die von einer ihnen fremden Gerichtsbarkeit mit nichtchinesischer Rechtsauffassung behandelt werden, fast immer eine Begünstigung der Ausländer.

Außerdem besitzen die Konsuln, die hauptsächlich Handelsinteressen vertreten, nicht die geringsten juristischen Kenntnisse, die sie als Richter haben müßten.

Durch diese Verhältnisse werden die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen China und dem Auslande sehr behindert. Es ist sehr verständlich, daß China sich jeder neuen Hafenöffnung für die Fremden entgegensetzt, da durch die Ansiedlung von weiteren Fremden die Kompetenz dieser sogenannten konsularischen Richter sich noch über weitere Gebiete ausdehnen würde. Trotz der ständigen Forderungen von seiten der chinesischen Regierung sind die Großmächte nicht gewillt, freiwillig auf diese unheilvollen Vorrechte zu verzichten.

Besonders treffend und tief sinnig schrieb Prof. Dr. R. Wilhelm, einer der besten Chinakenner, im Jahre 1930 in der Sinica, Heft 1, Zeitschrift für Chinakunde:

„ Aber es werden immer aufs neue Gegengründe gegen die Aufhebung der Sonderrechte der Fremden geltend gemacht. Auf der einen Seite betont man, daß die chinesischen Rechtsverhältnisse noch nicht soweit seien, daß ein Ausländer sich mit Beruhigung chinesischer Rechtsprechung anvertrauen könne Man muß hier sehr genau unterscheiden, um nicht ungerecht zu werden. Die Rechtsprechung innerhalb der

Grenzen des eigenen Hoheitsgebietes ist etwas, auf das prinzipiell kein souveräner Staat verzichten kann. Es wird immer nur eine Frage der Macht sein, wieweit er dieses Recht durchsetzen kann. Die Türkei und Persien, in denen beiden dieses fremde Recht aufgehoben ist (um nur 2 beliebige Beispiele zu wählen), stehen uns in ihrem Rechtsgebahren sicher nicht näher als China. Die Sowjetrepubliken stehen dem westeuropäischen Empfinden sogar prinzipiell diametral entgegen. Und doch denkt niemand daran, in Rußland eine Exterritorialität der Fremden einführen zu wollen. Nun ist zuzugeben, daß das chinesische Rechtsempfinden durch die historische Entwicklung der chinesischen Kultur in manchen Punkten Abweichungen vom mitteleuropäischen Rechtsempfinden zeigt. China ist bereit, ein dem europäischen angepaßtes neues Recht einzuführen. Und der Aufbau dieses Rechtes ist im vollen Gang. Wer möchte wünschen, daß dieses Recht in seinen Grundlagen sich nicht allzusehr von dem Rechtsempfinden der Chinesen entfernt; denn die vielen hundert Millionen Chinesen sind schließlich wichtiger als die paar tausend Fremden, die in Betracht kommen. Wie dem auch sei: Man kann China auf dem Gebiet der Rechtsschöpfung und Rechtsverwaltung den guten Willen und auch einen sehr weitgehenden Erfolg des Erreichten nicht absprechen; und wenn Divergenzen vorhanden sind, so sind sie schließlich gegenseitig; denn die Chinesen müssen sich ja auch in unsere Rechtszustände fügen. Daß dies im allgemeinen so leicht geht, hängt damit zusammen, daß nach dem Grundsatz der chinesischen Sitten, der Edle, wenn er in ein fremdes Land kommt, sich zuerst nach dessen wichtigsten Gesetzen und Verboten erkundigt, um nicht in Kollision mit ihnen zu kommen. Das ist ja eigentlich der normale Weg für jeden Gast in einem fremden Lande.“

Ferner äußert sich Professor Wilhelm zu dem Vorwand der Fremden, daß in China allenthalben Unordnung herrsche, die in der Zwischenzeit schon zum größten Teil hergestellt worden ist, folgendes:

„Es handelt sich hier um Stürme historischer Entwicklung, die man einfach überstehen muß. In solchen Zeiten lebt es sich dort wie etwa in einem brennenden Gasthaus. Es wäre töricht, wenn die Gäste sich, wie gewohnt, zu Tisch setzen wollten und ihre gewöhnlichen Mahlzeiten verlangen

würden und die Hotelleitung verantwortlich machten, wenn der Betrieb nicht tadellos funktioniert. In solchen Fällen muß auch der Gast ein Einsehen haben, etwas nachsehen, ja vielleicht, wo er kann, aktiv zur Hilfe bereit sein. Wer das nicht will, wird, — was ihm ja frei steht — besser das Hotel verlassen. Nichts Unangenehmeres als schimpfende Hotelgäste, wenn es sich um höhere Gewalt handelt.“

Aus allem ist ersichtlich, daß die Exterritorialität, die hier einzig in der Welt dasteht, in jeder Hinsicht das größte Hindernis für eine Verständigung zwischen China und den ausländischen Mächten bildet.

Wollen die Großmächte vielleicht erst dann auf die Exterritorialität verzichten, wenn das chinesische Recht dem ihren ganz und gar entspricht? — was praktisch doch nicht möglich ist. — Auch wenn China das fremde Recht unverändert aufnehmen wollte, entsteht die Frage: welches? Denn jede Nation hat ein eigenes Recht. — Oder muß China alle fremden Rechte aufnehmen, um von ihnen im gegebenen Falle bei der Verhandlung von Ausländern entsprechenden Gebrauch machen zu können? — Das ist schon aus dem Grunde nicht möglich, da die verschiedenen Nationen ihr Recht fortwährend nach Belieben ändern.

Ist es richtig, wenn jemand sich im Hause seines Gastgebers nicht wohlfühlt und dann von dort weggeht, oder muß der Gastgeber alle seine Einrichtungen vernichten und Neues schaffen, nur deswegen, damit es dem Gast gefällt? — Man wird wohl zugeben müssen, daß jeder Ausländer, der den Chinesen nichts unangenehmes zugefügt hat, sich in China stets sehr wohlfühlt hat. Die Menschen, die übertrieben scharfe Kritik an China üben, sind häufig diejenigen, die nicht nur in China, sondern auch in ihrem eigenen Vaterlande unzufrieden sind, wenn sie ihren persönlichen Interessen nicht nachkommen können.

Nach dem Weltkrieg haben die Russen, Deutschen und Österreicher ihr Sonderrecht aufgegeben, und man wird kaum einen Vertreter dieser Länder treffen, der sich, dem chinesischen Recht unterworfen, in China nicht angenehm fühlt oder als weniger wertvoller Mensch betrachtet wird. Vielmehr, im Gegenteil, die Chinesen setzen sich verständlicherweise mit Vorliebe mit diesen Ausländern in Verbindung, da sie wissen, daß sie mit ihnen auf dem gleichen Rechtsboden stehen.

Die Aufhebung der Exterritorialität kann für die Ausländer nicht als Kränkung ihrer Ehre und Herabsetzung ihres Ansehens ausgelegt werden. Eine Kränkung könnte es wohl eher jetzt zu nennen sein, wo sie, ihrer Sonderstellung wegen, nicht zu der brüderlichen Gemeinschaft der Chinesen gerechnet werden.

Internationale Niederlassungen

Die Exterritorialität findet ihren besonderen Ausdruck in den internationalen Niederlassungen. In einem Teil von Schanghai (auch in einigen anderen größeren Städten Chinas) ist den Ausländern, gemäß den gezwungenermaßen abgeschlossenen Verträgen, ein Wohnsitzviertel zugewiesen worden. Dieses war von chinesischer Seite so gedacht, daß die Ausländer auf diesem chinesischen Boden selbstverständlich unter chinesischer Hoheit stehen würden, und dieser nur als geliehenes Gebiet ihnen zur Verfügung stände, d. h. also, daß China der Besitzer dieses Gebietsteiles ist, und die Ausländer, sozusagen als Pächter, ihm verpflichtet sind. Bestimmungen zu treffen, müßte danach Sache der Besitzer und nicht Angelegenheit der Pächter sein.

Die Entwicklung der Verhältnisse hat aber gerade das Gegenteil gezeigt, und die Regierungen der dort wohnenden Ausländer zwingen China, zuzustimmen, daß ihre Staatsangehörigen in diesem Pachtgebiete eigene Lokalverwaltungen einrichten dürften und die städtischen Angelegenheiten selbst erledigen könnten.

Die in diesem Gebiet wohnenden Chinesen, die die eigentlichen Besitzer desselben sind, müssen sinnwidrigerweise bei den von den Ausländern eingerichteten Lokalverwaltungen Steuern zahlen. Und sie zahlen sogar den größten Teil der Steuern in diesem Gebietsteil, da ihre Anzahl weit größer ist als die der dort angesiedelten Ausländer, die nur in geringerer Zahl dort vertreten sind. An dem Gewinn, wie kulturellen Einrichtungen, Krankenhäusern, Sportplätzen usw., haben sie trotzdem wenig Anteil, im Gegenteil, es hing sogar eine Zeitlang ein Schild am Eingang eines öffentlichen Parkes in Schanghai, auf dem geschrieben stand, daß für Hunde und Chinesen das Betreten desselben verboten sei. Auf solche Art und Weise sind die Chinesen vielfach schwer gedemütigt worden.

Dieses Niederlassungsgebiet der Ausländer wurde von den Engländern und Franzosen ständig vergrößert und ausgedehnt,

und es entwickelte sich dadurch zu einem den Chinesen unerträglichem Aussaugungsapparat. Neben dem aus ihm sich bildenden wirtschaftlichen Schaden für China, verbanden sich weitgehende Hemmungen in politischer Hinsicht. Hier sind nämlich die ausländischen Truppen stationiert, wohingegen es keinen chinesischen Soldatentrupp erlaubt ist, dieses Gebiet zu betreten. Diese Verhältnisse wirkten sich im Jahre 1932 sehr zum Nachteil der Chinesen aus. Als nämlich die Japaner Schanghai bombardierten, wurden ihre Angriffe auch von der japanischen Niederlassung in dem chinesischen Hoheitsgebiet unterstützt, während die Chinesen dorthin keine Abwehr versuchen konnten, da sie die anderen ausländischen Quartiere unbedingt zu schonen verpflichtet waren.

Es ist wohl klar, daß ähnliche Verhältnisse in einem selbständigen Lande nirgends auf der Welt geduldet werden würden, und daß auch China berechtigt ist, gegen diese Maßnahmen zu protestieren. Selbst in Kolonialgebieten ist keinem Militär der verschiedenen fremden Nationen der Aufenthalt genehmigt, wie es noch jetzt in China der Fall ist. Um wieviel mehr darf wohl der Besitzer eines selbständigen Landes sich gegen die Heranziehung fremdländischer Truppen in sein Gebiet wehren?

In diesem Gebiet ist auch der chinesischen Polizei ihre Macht gänzlich entzogen worden, und es ist darum zu einem Aufenthaltsort von Verbrechern, Verschwörern und allen möglichen dunklen Elementen geworden. Dort finden sich gleichfalls viele Opiumhöhlen, die sonst in ganz China streng verboten sind. Überhaupt gibt es dort alles, was sonst in China allgemein untersagt ist.

Rikscha

In diesem Gebiet ist auch die Not übermäßig groß. Das äußert sich am augenfälligsten in den in ungeheurer Anzahl herumziehenden Rikschas, die überhaupt ein entsetzliches und unsoziales Bild der Großstädte Chinas sind. Viele Ausländer bezeichnen diese gern als ein Charakteristikum Chinas und sitzen mit Vorliebe in den kleinen Wagen, die von Menschen gezogen werden. Sie denken nicht daran, daß die chinesische Regierung, die diese Verhältnisse als größtes Elend und tiefste Armut be-

trachtet, mit vielen ernsten Überlegungen daran gegangen ist, hier Abhilfe zu schaffen.

Leider ist diese Erfindung, die ein französischer Missionar zuerst in Japan einführte, was sich schon aus dem japanischen Namen „Rikschas“ leicht erkennen läßt, für China ein großes Unheil geworden. Diese Einrichtung ist nicht nur ein Verstoß gegen das chinesische Gefühl und die allgemeinen Morallehren, seinen Mitmenschen nicht als Tier zu betrachten, sondern auch die Zugtätigkeit ist eine ungeheure körperliche Anstrengung, die der Gesundheit der Einzelnen auf das ärgste schadet. Wie schmerzlich muß es für die Regierung des Landes sein, Bürger zu sehen, die auf diese Art ein kümmerliches Dasein fristen. In der letzten Zeit wurden oft Anregungen zur Abschaffung der Rikschas gegeben; doch ist diese nicht so leicht durchzuführen, da damit wieder eine erhebliche Arbeitslosenzahl geschaffen werden würde.

Infolge der Zunahme der Automobile und Straßenbahnen ist die Zahl der Rikschas schon naturgemäß mehr und mehr zurückgegangen. Andererseits ist auch dafür gesorgt worden, daß Menschen dieses Berufs eine andere Beschäftigung fanden. Wenn man alle Rikschazieher in anderen Berufen unterbringen könnte, wäre die völlige Abschaffung der Rikschas nicht mehr fern.

Besonders die Intellektuellen Chinas, vor allem die Studenten, kämpfen energisch gegen diese unsoziale Einrichtung, und sie haben schon viele Erfolge erzielt. Gern erinnert man an die Rede des Rektors einer chinesischen Universität, die er gegen diese Einrichtung hielt, in der er unter anderem sagte, daß „es unvorteilhaft ist, daß man bezahlt und den andern Sport treiben läßt.“

Außer diesen bieten sich in Schanghai noch viele andere unsoziale Zustände. Besonders leidvoll äußert sich hier wiederum die Auswirkung der Einrichtung des Exterritoriales, durch die das Recht vieler Chinesen große Geltung eingebüßt hat.

Gegen solche ungleichen und unhaltbaren Verhältnisse wird oft, auch mit Erfolg, protestiert, besonders unter der Führung der Volkspartei. Das sogenannte internationale gemischte Gericht — Mixed Court of the Internationale Settlement of Shanghai — das im Jahre 1864 eingerichtet wurde und als Sondergericht die im Niederlassungsgebiet vorkommenden gemischten Fälle zu entscheiden hatte, wurde im Jahre 1930 aufgehoben und seine Regie von der chinesischen Regierung übernommen.

Auch die Mitglieder des Staatsrats sind in der Mehrzahl jetzt Chinesen, die großen Einfluß, auch bei wichtigen Entschlüssen, haben. Der Stadtrat ist, im Gegensatz zu früher, streng verpflichtet, für das Wohl der in diesem Exterritorialgebiet wohnenden Chinesen zu sorgen, die ehemals sehr vernachlässigt wurden.

Trotz aller dieser Fortschritte gibt es in Schanghai noch viele üble Zustände, die die chinesische Regierung mit Recht beseitigen möchte. Dieses Niederlassungsgebiet ist staatsrechtlich unanfechtbar chinesisches Gebiet, das von ausländischen Organisationen regiert wird. Diese werden durch das vereinigte Konsular-Corps der Mächte mit Exterritorialität, bewaffneter Macht und Kriegsschiffen geschützt. Natürlicherweise sind diese Verhältnisse den Chinesen ein Dorn im Auge, da sie China auf beträchtliche Weise schaden und außerdem eine wirkliche Zusammenarbeit zwischen China und dem Auslande sehr behindern.

Sollten die Ausländer zur Einsicht kommen, daß diese Lage unhaltbar ist und dem englischen Beispiel folgen — wenn auch nur gezwungenerweise — das eine Rückgabe des Gebiets in Hankow zur Folge hatte, um dadurch alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, dann werden die Weltstadt Schanghai und viele andere große Städte bald eine Blüte des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens entfalten.

Die Mission in China

Eine wichtige Brücke zwischen China und dem Abendlande bildet die christliche Mission, die in diesem Kapitel — China und die Großmächte — nicht unerwähnt bleiben darf, da sie den Großmächten bei ihrer Ausbeutung dienstbar zur Seite stand.

Dieser wichtige geistige Import ist schon seit mehreren Jahrzehnten zu einem vielfach umstrittenen Problem geworden. Um dieses zu behandeln, ist wichtig, schon von Anfang an zu unterscheiden: Erstens, das Christentum in Europa und zweitens, das von den Missionaren in China verbreitete Christentum. Das letztere, besonders deren Verbreiter haben die östlichen Menschen untereinander stark entfremdet und zum Teil auch eine engere Zusammenarbeit unmöglich gemacht. Zu Beginn der Tang-Dynastie, um 618, war das Christentum unter dem Namen Nestorianismus in China bekannt. Als Vertreter des Christentums kamen zuerst die Jesuiten Matteo Ricci und

Johannes Adam Schall von Bell nach China. Diese wurden feierlich bei Hofe empfangen und erhielten den Titel hoher Beamten. Sie brachten die europäischen Wissenschaften, wie Astronomie, Mathematik usw. nach China und konnten ungestört ihre Mission betreiben. Die Chinesen erinnern sich noch heute gern an ihre wertvollen Verdienste, besonders auf dem Gebiet der Wissenschaft.

Die erste Auseinandersetzung mit dem Christentum fand im Jahre 1707 statt, als der römische Papst den chinesischen Christen das Ahnenopfer, woran die Chinesen mit ganzer Seele hingen, verbot. Der chinesische Kaiser sah darin eine Einmischung in innere Angelegenheiten und untersagte die weitere Verbreitung des christlichen Glaubens. Hierzu hatte auch eine Anzahl von Missionaren schweren Anlaß gegeben, die ihre wertvollen Vorgänger nicht als Beispiel gewählt hatten, und denen es völlig an dem nötigen heiligen Ernst fehlte, ihre Mission im rechten Sinn ausführen.

Obwohl das Verbot erst im Jahre 1911, seit der Gründung der Republik, die jedem seiner Bürger Freiheit des Glaubens gab, offiziell aufgehoben wurde, haben die Missionare auch in der Zwischenzeit ihre Tätigkeit in keiner Weise herabgesetzt.

Ob der einzelne Chinese dem Christentum Sympathie oder Antipathie entgegenbringt und das Christentum an und für sich als Religion seinen Wert hat, hat man in China immer als Sache und Auffassung des Einzelnen betrachtet. Aber die Missionen entsprechen in ihrer Art als Verbreiter des Christentums dem chinesischen Empfinden nicht.

Ist eine Religion wertvoll, so wird sie von selbst sich Anerkennung verschaffen. Es ist eine Tatsache, daß fast alle ihre Feinheiten, an deren Spitze das Gebot von der christlichen Nächstenliebe steht, in der chinesischen Sittenlehre und den einheimischen Glaubensrichtungen ebenfalls enthalten sind. Eine richtige Nächstenliebe sieht man dazu gewöhnlich nicht nur nicht unter den chinesischen Christen, sondern auch unter den europäischen Christen ist sie selten zu finden und ebenfalls häufig auch unter den Missionaren selbst nicht; denn es war eine Zeitlang so, daß jede Antastung von Missionaren einen Krieg hervorrufen konnte, wie es mehrmals der Fall war, weshalb man die Missionare auch ehemals als Pulverfaß bezeichnet hat.

Die Missionare betrachteten gewöhnlich alles Christliche als gut und verschmähten alles Nichtchristliche als schlecht. Lao Dsi, Konfuzius und Buddha wurden als Götzen gebrandmarkt, und alle chinesischen religiösen Kulte, die durch Jahrtausende hindurch gepflegt worden waren, wurden zu höchst sündigen Handlungen gestempelt. Alle Niederlagen Chinas, die gerade durch Christen hervorgerufen worden waren, wurden den Chinesen als verdiente Strafen vorgehalten, da sie selbst keine Christen wären. Ein Missionar äußerte sich sogar über Naturkatastrophen und Verwirrungen im Lande dahin, daß erst dann alles in Ordnung kommen würde, wenn alle Chinesen Christen sein würden.

Herrscht nun in den christlichen Ländern wirklich nur Ordnung? Vielleicht muß man doch feststellen, wenn man die Geschichte studiert, daß man in keinen Nationen so viele Kriege findet, wie in den christlichen Ländern selbst. Besonders zu bedauern ist auch, daß die Missionare gerade nicht immer die wertvollsten Menschen waren. Es gab zudem viele ausgebildete politische Agenten, hauptsächlich aus Amerika, die unter dem Mantel eines Missionars unauffällig im Innern des Landes ihren von ihren Regierungen ihnen vorgeschriebenen Arbeiten nachgingen. So ereigneten sich die merkwürdigsten und unglaublichsten Dinge, die nicht nur von den Chinesen, sondern auch von den wahren europäischen Christen verurteilt werden müssen.

„Während die Einführung von Opium in China den Mächten die Mittel gab, Chinas Moral zu untergraben, verschaffte das vertragsmäßige Missionswesen dem Westen die Waffen, Chinas territoriale Integrität zu verletzen. Beide — Opium und Missionare — setzten sich in China im Gefolge der Niederlage fest, die es bei dem Versuche erlitten hatte, sich seinen, nach seiner Meinung, bösartigsten Störenfrieden zu verschließen. In Chinas Augen waren beide Übel eng miteinander verbunden. Die ersten Missionare standen entweder mit dem Opiumhandel in direkter Verbindung, wie Robert Morrison und Charles Gutzlaff oder traten für die Einführung von Opium nach China ein, wie Wells Williams. Dafür finanzierte der Opiumhandel das Missionsunternehmen. Die Firmen Talbot und Olyphant & Co., die unter anderem auch mit Opium handelten, beschafften z. B. im Jahr 1839 eine Brigg, die den Missionaren helfen sollte, ihre religiösen Bücher an Chinas Küste zu verbreiten.

Es gibt keine Gruppe von Fremden, die China direkt oder indirekt mehr Schaden zugefügt hätte als die modernen Missionare. Dank ihrer umstürzlerischen Tätigkeit hat China den größten Teil, der von ihm abhängigen Gebiete verloren. Durch ihre Lehren haben sie Hunderttausende von Konvertiten entnationalisiert, sie haben dadurch in hohem Maße zur Zersetzung der Volksgemeinschaft und des Geistes der Nation beigetragen. Indirekt haben sie durch ihre falschen Darstellungen erreicht, daß Chinas Kultur im Westen mißverstanden wurde, sie tragen daher die Verantwortung für den Verlust an Ansehen, den China seit einem Jahrhundert erlitten hat.

Zuerst wurden die Bestimmungen zur Wiederherstellung des Besitzstandes der Christen, wie sie der chinesisch-französische Vertrag vorsah, ausgeführt. Hierbei wurde von den eingeborenen Katholiken, die darin von ihren französischen Missionaren unterstützt wurden, große Ungerechtigkeit und Gewalttätigkeit an den Tag gelegt. Sie verlangten sogar Land für sich, das ihnen angeblich zu Zeiten Riccis und der Ming-Dynastie gehört hätte und zwangen die Besitzer oder Bewohner dieser Grundstücke, sie ihnen ohne alle oder gegen eine ganz unzulängliche Entschädigung zu übergeben. Daraus entstanden in vielen Teilen Chinas Unruhen, und Haß wurde gesät. Es wurden — nach den Bestimmungen dieses Vertrages — Tempel, Häuser und Läden, die ein oder zwei Jahrhunderte lang im unangefochtenen Besitz von Eingeborenen waren, zurückverlangt, und diese widersetzten sich der Übergabe. Die Unzufriedenheit wurde so groß, daß der französische Gesandte schließlich um das Jahr 1872 eine Bekanntmachung erließ, daß von den Missionaren Ansprüche dieser Art nicht mehr anerkannt werden würden; weitere Beschwerden hörten auf.“ (Tang Leang-Li „China in Aufruhr“ S. 112—114).

Die Mission war oft auf die Waffen und Kriegsschiffe der imperialistischen und kapitalistischen Mächte gestützt, die nur auf den geeigneten Moment warteten, um ihre Ausbeutungsgelüste befriedigen zu können, die China mehrmals kennen lernen mußte. Als Vorbohrer in den chinesischen Körper galten oft an der ersten Stelle die Missionare. Besonders gern machte sich der Missionar die Exterritorialität zu Nutzen, sogar manchmal nicht nur um sich selbst zu schützen, sondern er versuchte auch



Dr. Sun Yat Sen-Universität



Am Palast-Museum in Peiping

die von ihm bekehrten Chinesen — die sogenannten „Reis-Christen“ — der chinesischen Gerichtsbarkeit zu entziehen.

Diese Reis-Christen stammen zum großen Teil aus nicht gebildeten Klassen. Sie sind meistens um irgendwelcher Vorteile willen zum Christentum übergetreten; sie gehen regelmäßig in die Kapellen, haben sich jedoch mit der christlichen Lehre gewöhnlich wenig beschäftigt. — Die gebildeten Chinesen, wenn sie auch Nichtchristen sind, bringen der christlichen Philosophie, ebenso wie den anderen Weisheitslehren, großes Interesse entgegen, und schenken ihr eine große Hochachtung, obwohl sie nie die Kirchen betreten und mit den Missionaren überhaupt nicht in Verbindung stehen. — Viele Chinesen ließen sich zu Christen bekehren, um bei den Missionaren, die exterritorial sind, Schutz zu suchen. Diese Beschützer erschienen auch tatsächlich oft genug vor den chinesischen Behörden, um ihre Schützlinge zu verteidigen und sie von Strafen zu befreien. Diese Verhältnisse charakterisiert Professor Wilhelm einmal in seinem Buch, „Die Seele Chinas“, folgendermaßen in treffender Art und Weise:

„Ich selbst wurde einmal im Innern gefragt, wieviel der Eintritt in die evangelische Kirche koste. Als ich den Menschen erstaunt fragte, was er meine, sagte er, er sei in Verlegenheit, weil er einen Prozeß hängen habe und müsse in eine Kirche eintreten; er sei sich aber noch nicht klar, ob er in die Jesu Kiao (evangelische Kirche) oder die T'äntschi Kiao (Himmelsherrn-Kirche = katholische Kirche) oder die Tiälu Kiao (Eisenbahnkirche) eintreten wolle. Er werde wohl die Eisenbahnkirche vorziehen, sie sei zwar etwas teurer als die anderen, aber auf der anderen Seite gehe sie auch viel rücksichtsloser vor (damals wurde in Schantung die Eisenbahn von Tsingtau nach Tsinanfu gebaut). Das zeigt die Gesinnung jener Kreise.

Natürlich kam auf diese Weise weder das chinesische Volk, noch die Mission zur Ruhe. Es war ein Circulus vitiosus. Der Missionar bedrängte den Beamten zu Gunsten seiner Christen und drohte mit Kanonenbooten oder sonstigen diplomatischen Eingriffen. Der Beamte gab nach und drückte auf die Bevölkerung, daß die Christen recht behielten. Die Bevölkerung endlich brach, wenn sich die Mißhandlungen gehäuft hatten, in irgendeinem lokalen Aufstand los, brannte die Missionsstation nieder und schlug wohl auch einen Missionar

tot. Dann griffen die fremden Mächte ein, entsandten Kanonenboote, führten Sanktionen durch — die Besetzung Tsingtaus war z. B. eine solche Sanktion — und die Dinge begannen wieder von vorne.“ (S. 223/24).

Kann man sich wundern, daß die Chinesen gegen diese Art von Mission die größte Abneigung empfanden? Der innere Haß wurde immer größer und fand seinen gewaltigen Ausbruch in dem Boxeraufstand.

Bei der Werbung um Anhänger gingen die Missionare mit allen möglichen Methoden vor. — Während man in Europa doch selten einen Pfarrer oder Pastor in der Oeffentlichkeit sieht, sind sowohl Missionare, wie auch Missionarinnen, in China überall zu finden, wo sich Menschen versammeln, wie z. B. bei Tempel- und Volksfesten und auch auf Jahrmärkten. — Nachdem sie ihr Tischchen inmitten der Volksmenge aufgestellt und riesengroße, mit bunten Bildern und Sprüchen bemalte Plakate aufgehängt hatten, ließen sie ihr Grammophon mit abgespielten Platten laufen, um die Umherstehenden anzulocken und dann ihre Lehre zu verkündigen. Ähnliches schildert Professor Wilhelm in ganz interessanter Weise:

„Mancher fromme Missionar hatte in der Einfältigkeit seines Herzens keine Ahnung, wie er der Macht des Evangeliums selbst in den Weg trat, wenn er z. B. auf dem Klapphorn blasend, für chinesische Ohren abscheuliche Musik machte, um die Besucher eines Marktes anzulocken, und ihnen dann in seiner Predigt Rettung anbot, nachdem er alles, was seit Jahrtausenden heilig war, verdammt hatte. Ich erinnere mich noch, wie überrascht ein Missionar war über die satanische Verstockung der Chinesen, als er auf einem Markt, wo er das Klapphorn in dieser Weise blies, erst Gelächter und Scherzreden zu hören hatte, denen dann noch einzelne Steinwürfe zu folgen drohten, vor denen er mit samt seinem Klapphorn über eine Mauer flüchten mußte, um die Christenverfolgung nicht, wie er befürchtete mit seinem Blutvergießen enden zu sehen. Oder was mußten die Chinesen z. B. denken, als eine einzelstehende Missionarin, die im Laufe einiger Wochen kaum ein paar Worte chinesisch gelernt hatte, auf ihrer ersten Missionsreise ins Innere ging, allen Männern, denen sie begegnete, auf die Schulter klopfte und sagte: ‚Gott liebt dich, ich liebe dich auch.‘“

Ferner schreibt er:

„Ein weiteres Missionshemmnis in China ist der große Abstand, der in der Christenheit zwischen Theorie und Praxis klafft. Ein chinesischer Christ erzählte aus seinem Leben eine Geschichte, wie er zum erstenmal mit dem Christentum in Berührung gekommen sei. Ein Missionar habe auf einem Markt vor einer großen Volksmenge über die Gebote der Nächstenliebe gepredigt, daß man die andere Wange hinhalten solle, wenn man einen Schlag auf die eine erhalte, daß man einem auch den Rock lassen solle, wenn einer den Mantel nehme und dergleichen mehr. Das erinnerte ganz an alte chinesische Heilige, von denen ein Meister zu seinem Schüler sagte: ‚Was tust du, wenn einer dir ins Gesicht spuckt?‘ Der Schüler erwiderte: ‚Ich wische es einfach ab.‘ Der Meister sprach: ‚Auch das ist noch nicht genug, denn auch dadurch könntest du weiterhin seinen Zorn vermehren, statt ihn zu besiegen. Laß es trocknen und kümmere dich nicht darum.‘

Der Mann wollte nun sehen, ob es dem Missionar wirklich ernst mit seiner Lehre sei. Er trat auf ihn zu und nahm ihm kurz entschlossen den kleinen Tisch weg, den er vor sich stehen hatte. Da sei aber der vorher so sanfte Missionar böse geworden. Während er vorher einen salbungsvollen Ton gehabt, habe er jetzt plötzlich eine ganz natürliche, fest schreiende Stimme bekommen, habe das Tischchen an den Beinen gepackt und sei ihm unter Drohungen mit Anklagen vor Gericht und allen möglichen Beschimpfungen nachgelaufen, ohne das Tischchen fahren zu lassen, bis er sich lachend umgedreht habe: ‚Da hast du dein Tischchen wieder, ich wollte es nicht rauben. Ich wollte nur sehen, ob es dir wirklich ernst ist mit deiner Predigt. Ich habe nun gesehen, daß es nur leere Worte waren und begehre nichts weiter.‘ Der Mann ist später doch Christ geworden. Aber daraus folgt nicht, daß solche Dinge nicht schaden. So hat der Völkerhaß, der sich während des Weltkrieges und danach gerade auch unter den Vertretern des Christentums gezeigt hatte, ungemein stark nicht nur die Neigung, sondern auch die Achtung für die christlichen Völker und ihre Vertreter herabgesetzt.

Denn es war doch so, daß nicht nur englische, sondern selbst amerikanische Missionare, die damals noch nicht in den Krieg gegen Deutschland eingetreten waren, die Predigt des

Evangeliums aufgaben und statt dessen Kulis anwarben für die Schlachtfelder in Westeuropa. Der ‚Culi trade‘ (Menschenhandel), wie die Sache ganz offen in der Mission genannt wurde, galt auch bei den übrigen Missionaren durchaus nicht als irgendwie belastend. Er brachte den Beteiligten gute Einnahmen und schien ein gutes Werk zu sein. Selbst als einige chinesische Mütter die Seelen ihrer Söhne von den Missionaren zurückforderten, die sie unter Vorspiegelung falscher Tatsachen — daß sie nämlich nicht auf den Kriegsschauplatz kämen und keine Lebensgefahr befürchten müßten — in den Krieg gelockt hatten, und die auf dem westlichen Kriegsschauplatz gefallen waren, wurde das Gewissen dieser Art von Missionaren nicht belastet; denn sie waren vollkommen im Nationalhaß untergegangen. Wie harmlos und selbstverständlich diese Missionare sich der Unterstützung des großen Menschenmordens befleißigten, geht daraus hervor, daß ein solcher Missionar in Tsingtau bei einer deutschen Mission eine Wohnung zu mieten wünschte, um sein Geschäft im Kulihandel besser betreiben zu können, und höchlichst erstaunt war, daß er diese Wohnung nicht bekam, obwohl er doch eine recht gute Summe dafür gezahlt hätte. Durch solchen empörenden Hohn auf ihren Beruf zur Verbreitung christlicher Nächstenliebe haben diese geschäftstüchtigen Missionare der Verbreitung des Christentums in China mehr geschadet als mit vielen Millionen amerikanischen Geldes wieder gut gemacht werden kann. Wie schon, . . . erwähnt wurde, haben die Fremden in China inzwischen auch praktische Erfahrungen darüber gemacht, wie rasch dieser Kulihandel seine Früchte trug. All die christentumsfeindlichen Bewegungen in der modernen chinesischen Jugend haben ihren letzten Grund in dieser Lüge.“ (Die Seele Chinas, S. 213/14, 15/16).

Bekanntlich ist der Stundenplan der Kinder in den Missionschulen mit auffällig viel Religionsstunden angefüllt, wo es doch Tatsache ist, daß dieses in den christlichen Ländern nicht der Fall ist.

Ebenso unverständlich für den Chinesen sind die verschiedenen christlichen Bekenntnisse, wie Katholizismus und Protestantismus, und Sekten wie Mennoniten, Baptisten, ernste Bibelforscher, Heilsarmee usw. usw., die selbst nicht von den frömmsten Christen aufgezählt werden können, alle als Vertreter

des Christentums sich bezeichnen und gegenseitig in dauerndem Streit miteinander stehen; und jeder ihrer Vertreter behauptet, daß seine Sekte die richtige Botschaft bringe. Ganz besonders groß ist der Kampf zwischen Protestanten und Katholiken, die sich nicht scheuen, sich gegenseitig in der Öffentlichkeit oder in Schriften zu befehden, was bei den Chinesen einen sehr schlechten Eindruck macht.

Es gab auch Chinesen, die gern etwas Besonderes erleben wollten, Missionare der verschiedenen Sekten einladen und dabei eine Diskussion über die verschiedenen, von ihnen vertretenen Richtungen in die Wege leiteten. Ein reger Kampf begann und dauerte bis tief in die Nacht hinein. Oft entstanden dabei größte Aufregungen und ein Tumult drohte auszubrechen. Dann fragte der Gastgeber gewöhnlich lachend, in welche Sekte er nun eigentlich eintreten solle.

Es entspricht auch dem chinesischen Empfinden in keiner Weise, daß die Geistlichen von entgegengesetzten Parteien im Weltkriege, — christliche Länder gegen christliche Länder — ihre eigenen Waffen segneten, in der Hoffnung auf eigenen Sieg und Niedergang der anderen, und die in China befindlichen Missionare ungeheure nationale Propaganda für ihre eigene, in Europa in heftigem Kampf stehende Nation machten, denn, wenn es wirklich einen Gott gibt, wird er wohl auch keinen Unterschied und keine Bevorzugung gegenüber den verschiedenen Nationen und Völkern zum Ausdruck kommen lassen.

In der letzten Zeit, in der der Religionskampf in den christlichen Ländern immer deutlicher und heftiger wurde und andererseits das chinesische Selbstbewußtsein heranwuchs, ist in der Missionstätigkeit eine bemerkenswerte Besserung eingetreten, ein Schritt, der durchaus als günstig zu bezeichnen ist. Man versucht, in China sich außerdem von dem falschen Einfluß der Mission mehr und mehr frei zu machen. Auch die Missionare treten von ihrer Handel- und Kanonenpolitik zurück und üben in zurückhaltender Weise ihr Tun aus.

Im heutigen China gilt auch das Christentum an sich als eine anerkannte und vollberechtigte Religion, die neben allen anderen besteht. Wenn auch eine Zeitlang eine starke Abneigung gegen das Christentum sich zeigte, so lag dies nicht an den Chinesen, sondern an der Mission. Wie sich auch Professor E. H. Parker dazu einmal äußerte:

„Die chinesische Regierung sei eine der großzügigsten und liberalsten in rein religiösen Fragen gewesen; sie habe niemals in so grausamer Weise, wie es einst in ganz Europa üblich war, eine Religion verfolgt, und wenn es einmal diesen Anschein hatte, so hatte sie nur das verteidigt, was sie für ihr gutes politisches Recht halten konnte. Sie habe niemals religiösen Haß gefördert, geistige Tyrannei geübt oder irgendeine Meinung unterdrückt, die sich von der Politik fern hielt und nicht zu öffentlichem Ärgernis führte. Das europäische Christentum wurde vor drei Jahrhunderten ebenso großmütig aufgenommen wie alle früheren Religionen. Es wurden keine Verfolgungen geduldet oder gutgeheißen, ehe nicht persönliche Interessen, offizielle Einmengungen und politische Fragen zum Vorschein kamen.“ (Tang Leang-Li, China in Aufruhr, S. 112).

Die Mission bestand und besteht noch zum großen Teil aus Franzosen, Amerikanern und Engländern; die Deutschen haben daran wenig Anteil. Es gab und gibt natürlich zahlreiche wertvolle und gebildete Missionare, die sich oft ihr Leben lang neben ihrem Beruf dem Studium der chinesischen Kultur und der Übersetzungsarbeit der Literatur widmeten.

Viele Untersuchungen wurden bisher unternommen, um die Geistesrichtung des Christen und des Nichtchristen gründlich zu erforschen, Ähnlichkeiten festzustellen und Vergleiche zwischen ihnen zu ziehen, die für die Weiterentwicklung der Menschheit von großem Wert gewesen sind.

Besonders zu erwähnen sind auch die von den Missionaren geleiteten sozialen Einrichtungen, wie Medizin-Colleges, Krankenhäuser, Hospitäler, Waisenhäuser, Altersheime usw., wofür die Chinesen stets ihren Dank wissen werden.

Amerika — China

In der Folgezeit der amerikanischen Freiheitskriege, in denen Amerika sich von der Fessel der englischen Herrschaft freige-
macht hatte, begann eine größere Ausdehnungsbestrebung der kapitalistischen Kreise, um die eigene Wirtschaft in vermehrtem Maße zu stärken. Sie versuchten Kolonien und besonders Absatzmärkte für ihre Erzeugnisse zu erwerben und richteten ihr Augenmerk sehr auf Asien, besonders auf China.

Im Jahre 1784 lief das amerikanische Handelsschiff, „Empress of China“, in Kanton ein. Dieses Ereignis bildete die erste Berührung Chinas mit Amerika. In diese Handelsbeziehung einzutreten und sie auszubauen, war für Amerika nicht mit sofortigen Erfolgen verbunden, da der Handel in China, Arabien, Persien, Indien und auf den Südseeinseln schon sehr stark unter englischem Einfluß stand.

Nach dem Opiumkrieg trat Amerika zum ersten Male als Vermittler zwischen England und China auf. Auf diese Weise konnte es leicht, ohne die geringste Mühe, alle Sonderrechte gewinnen, wie sie die Engländer selbst innehatten.

Im Jahre 1843 sandte Amerika Caleb Cushing und im Jahre 1853 Mc. Lane nach China, um Handelsverträge abzuschließen.

Die damaligen Raubgelüste seitens der Engländer, Franzosen und Russen verlockten den amerikanischen Delegierten Mc. Lane, der in vernünftiger Absicht ankam, sich mit den anderen imperialistischen Ländern solidarisch zu erklären und an einem gemeinsamen Raubzug in China teilzunehmen.

Dank der Berichte des amerikanischen Gesandten H. Marshall, im Jahre 1853, in denen er erklärte: Daß Amerika seine Interessen dahin richten müsse, die Ganzheit Chinas aufrechtzuerhalten und es gesunden zu lassen, damit China nicht in einem Chaos versinken und ein Opfer des europäischen Imperialismus werden könnte — entschloß sich die amerikanische Regierung, indem sie einsah, daß ihre damaligen geopolitischen Verhältnisse keine Konkurrenz mit England und Frankreich zuließen, seine Hilfe den Großmächten zu versagen. Es versuchte nun im Gegenteil China mit allen Kräften zu unterstützen, um dadurch eine rege chinesisch-amerikanische Handelsentwicklung zu fördern.

Ferner erklärte Amerika sogar, daß es die Verträge nicht anerkenne, die China unter dem Zwange Englands abgeschlossen hatte. Es verpflichtete sich, im Kriegsfall zwischen China, England und Frankreich sich streng neutral zu verhalten. Durch diese Haltung bildete sich ein großer Gegensatz zwischen den englischen und amerikanischen Kapitalisten aus. Jedoch schuf Amerika hiermit für sich eine friedliche Stimmung in China und galt als dessen besonderer Freund.

Ein außerordentlich geschickter Schachzug Amerikas war der Vertrag, den es selber mit China — innerhalb von nur 3 Tagen! —

abschloß, durch den es geräuschlos noch weitere Sonderrechte in China erhielt, und womit eine passive Ausbeutung Chinas begann.

Inzwischen hatte eine große Wanderung von Chinesen nach Amerika begonnen, wovon heute noch in vielen amerikanischen Städten die chinesischen Straßenviertel mit ihren charakteristischen Häusern ein besonderes Zeugnis ablegen.

In dem chinesisch-japanischen Krieg, im Jahre 1894, in dem China eine Niederlage nach der anderen erlitt, entstand bei den Amerikanern eine große Furcht vor einem zu großen japanischen Erfolg, und sie traten abermals als Vermittler auf. Dieser Krieg hatte die Schwäche Chinas völlig bloßgelegt, woraufhin die Jagd nach Konzessionen von seiten der Großmächte begann und Amerika zu einem erneuten geschickten Schritt Anlaß gaben, nämlich — die sogenannte „Offene-Tür-Politik“ — ins Leben zu rufen, um die amerikanischen Interessen nicht ganz verdrängen und keiner anderen Nation die ganze Beute in die Hände fallen zu lassen. Der amerikanische Handel nahm hiemit einen ungewöhnlichen Aufschwung, der in kurzer Zeit sich schon mit dem der anderen Mächte messen konnte.

Diese „Offene-Tür-Politik“ hat bei den Chinesen, zu ihrer Zeit natürlich, begreiflicherweise eine Befriedigung ausgelöst, da China durch sie vor einer aktiven Aufteilung bewahrt blieb. Ist diese Politik jedoch für China immer haltbar, wo es als Opfer aller Ausbeutungsinteressen dient? —

Eine besondere Genugtuung Amerikas für China war seine weitgreifende Weltpolitik auf der Washingtoner Konferenz im Jahre 1922, auf der die Souveränität und das Hoheitsgebiet Chinas für die Zukunft als unantastbar hingestellt und von den Mächten garantiert wurde. Ferner wurde dem Imperialismus Japans Halt geboten, der gerade während des Weltkrieges, als die europäischen Mächte sehr in Schach gehalten wurden, in rücksichtsloser Weise arbeitete, wie es — die Forderung von den 21 Punkten — beweist.

Besonders zerstörte Amerika das englisch-japanische Bündnis, wodurch eine ganz neue Situation für den Pazifik geschaffen wurde.

Amerika konnte China nicht genug Freundschaftsdienste erweisen. Es gab als erster China einen großen Teil der Boxerentschädigung zurück zur Einrichtung von Schulen, Hospitälern und Krankenhäusern und erbot sich, einer großen Anzahl von

chinesischen Studenten, Tausenden, das Studium in Amerika zu finanzieren.

Es gibt in China gegenwärtig 2234 Sonntagsschulen, 64 Kindergärten, 2906 Volksschulen, 138 Mittel- und Mädchenschulen, 16 Universitäten und Colleges, 67 Lehrer- und Berufsschulen, 15 theologische Seminare, 7 medizinische Colleges und mehr als 200 Krankenhäuser, die alle unter amerikanischer Verwaltung stehen und natürlich eine große Sympathie bei der chinesischen Bevölkerung erweckt haben.

So hat Amerika in aller Ruhe und Unauffälligkeit in China seinen größten Handelsmarkt geschaffen, der noch einer ständigen Entwicklung entgegen sieht.

Einen schweren Schlag erlebte Amerika durch die japanische Besetzung der Mandschurei, wodurch die von ihm vertretene „Offene-Tür-Politik“ gestört und der „Neun-Mächte-Vertrag“, der das chinesische Rechtsgebiet garantieren sollte, zum Tode verurteilt wurde. Auf dem amerikanischen Handelsmarkt machte sich die japanische Konkurrenz sehr bald bemerkbar, wodurch ein verschleiierter Handelskonflikt entstand.

Besonders aus der Kündigung des Flottenabkommens durch Japan ließ sich deutlich eine Kampfansage erkennen. Amerika änderte infolgedessen seine neutrale Haltung gegenüber China und Japan und bemühte sich, besonders mit seinen rassistischen Genossen, den Engländern, zusammenzuarbeiten, um einen Block gegen Japan errichten und selbst, im gegebenen Falle, den Kampf aufnehmen zu können, da eine dauernde Neutralität, wie es auch der Weltkrieg zeigte, unmöglich ist. — Günstig ist, daß man schon von Anfang an sich auf etwas vorzubereiten weiß. —

Natürlich bedeutete die Wiederaufnahme der Beziehungen zwischen Washington und Moskau im Jahre 1933 eine große Wendung in der fernostasiatischen Politik. Alle diese neuen amerikanischen politischen Schritte können sich unter Umständen vielleicht günstig für China auswirken.

Deutschland — China

Leicht und angenehm ist das Gefühl über die Beziehungen zu einem Lande zu schreiben, das keine politischen Gegensätze aufweist, und zu dem alle Verbindungen auf Gleichberechtigung aufgebaut sind. Ganz besonders, wenn man das Land und seine

Menschen in einem langjährigen Aufenthalt schätzen gelernt hat.
— Dieses Land ist Deutschland. —

Die Flecken, die durch die Besetzung Tsingtau's und die Teilnahme an der sogenannten Strafexpedition gegen den Boxeraufstand, in der Geschichte der deutsch-chinesischen Beziehungen entstanden waren, sind längst ausgetilgt worden. Durch die Wiederinbesitznahme von Tsingtau und die Aufhebung der Exterritorialität ist in China große Sympathie für Deutschland entstanden.

In China erinnert man sich gern daran, daß Deutschland im Jahre 1895 zusammen mit Rußland und Frankreich den Druck auf Japan im Shimonoskivertrag zu Gunsten Chinas ausübte, und andererseits werden die Deutschen wohl auch nie vergessen können, daß China sich nur gezwungenerweise im Jahre 1917 den Alliierten anschloß, um an dem Krieg gegen Deutschland teilzunehmen, und daß China auch keine Truppen, wie es andere Nationen Asiens taten, nach Europa geschickt hat.

China hat während der Weltkriegszeit innerlich am deutschen Wesen festgehalten und die in China ganz in Verlassenheit lebenden deutschen Männer, Frauen und Kinder vornehm und freundlich behandelt.

Trotz des Versuchs anderer europäischer Mächte, die Einflüsse Deutschlands in China und überhaupt im ganzen fernen Osten zu beseitigen, haben die Deutschen gerade dadurch, daß sie mit allen asiatischen Völkern auf dem Boden der Gleichheit standen, sehr rasch erfolgreiche Wirtschaftsbeziehungen, besonders mit China, anknüpfen können.

Es war für Deutschland notwendig, nach der Einkreisung durch die europäischen Mächte, einen Freund in Asien zu suchen, um aus der eigenen Krise sich herauszuhelfen. Zu diesem Freunde hat es China erwählt, ebenso wie China für seinen Aufbau Deutschland als angesehenen und wertvollen Partner schätzte. Diese guten, ständig wachsenden Beziehungen haben in der neueren Zeit einen besonderen Aufschwung genommen. Von beiden Seiten sind Kommissionen ausgeschiedt worden, um die gegenseitigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu studieren. Die chinesischen Delegierten haben in Deutschland die beste Gastfreundschaft genossen und sind bei dieser Gelegenheit von den führenden Staatsmännern der deutschen Regierung empfangen worden; sie haben die sozialen

Einrichtungen und die großen industriellen Unternehmungen kennengelernt und sind immer in große Bewunderung über die Aufbaukraft des neuen Deutschland ausgebrochen.

Die jungen chinesischen Studenten kommen mehr und mehr nach Deutschland, um sich dem Studium der deutschen Wissenschaften, besonders der Technik, zu widmen. Von dem Verein chinesischer Studenten wurde jährlich eine Rundreise durch die deutschen Industriegebiete veranstaltet, um die dortigen Fabrikeinrichtungen besichtigen zu können; diese Besucher wurden immer mit großem Entgegenkommen empfangen. Viele Fabriken stehen auch den chinesischen Studenten zur praktischen Arbeit zur Verfügung, allerdings nicht auf allen Gebieten, was aber sehr zu wünschen wäre.

Als Förderer der deutsch-chinesischen Beziehungen gelten in erster Linie die in Deutschland studierenden chinesischen Studenten. Deutschland kann nicht, wie Amerika, England, Frankreich und Italien, das Studium dieser Studenten finanzieren. Es sollte darum den chinesischen Studenten aber möglichst viel Gelegenheit bieten, sich neben der theoretischen Wissenschaft auch Kenntnisse in der Praxis erwerben zu können.

Für seinen Wiederaufbau will China gern Hilfe in Deutschland finden, in einem Lande, das vom gleichen Schicksal wie es selbst betroffen worden ist. Für China ist Deutschland als Vorbild besonders notwendig, da China ebenfalls wie Deutschland sich aus einem zerrütteten Zustand erheben muß. Die Wirtschaftsbeziehungen der beiden Nationen und besonders die wachsende Tätigkeit der Reichsdeutschen in China können durchaus als günstig bezeichnet werden.

Die in Deutschland studierenden chinesischen Studenten sind ständig bemüht, für eine gegenseitige Hilfeleistung zu wirken, die Segen für beide Länder bringen soll. So schreibt Dr. Shao Cheng Wang in seiner Dissertation folgendes:

„Zum Schluß sei noch der Beteiligung Deutschlands am Wiederaufbau Chinas kurz Erwähnung getan. Die Frage eines wirtschaftlichen Wiederaufbaues des Chinesischen Reiches ist in der Hauptfrage die Schaffung eines modernen Verkehrsnetzes. Es ist verständlich, daß die Frage des Straßenbaues in China als das Hauptproblem behandelt wird, denn es bedeutet den Schlüssel zur weiteren wirtschaftlichen Entwicklung. China bedarf nach den Schätzungen chinesischer Fachleute (Eisen-

bahnministerium) mindestens 1 000 000 englische Meilen gepflasterter Straßen (gegenwärtig verfügt es etwa nur über 90 000 Meilen), 100 000 englische Meilen Eisenbahnlinien (heute verfügt es etwa nur über 8 000 Meilen). Diese Zahlen geben ungefähr einen Begriff von den Entwicklungsmöglichkeiten, die China z. B. der deutschen Industrie bieten könnte. Ebenso verhält es sich mit den Aufwendungen für die Fahrzeuge mit mechanischer Antriebskraft, die Luftfahrtseinrichtungen und das Elektrifizierungsproblem. Außerdem müssen die Flüsse reguliert und die Häfen für Ozeandampfer und Küstenschiffe brauchbar gemacht werden. Die Heranziehung deutscher Fachleute und deutschen Kapitals zum Aufbau der national-chinesischen Industrie bedeutet schon jetzt eine Intensivierung der deutsch-chinesischen Handelsbeziehungen; es könnte sich hier eine Entwicklung anbahnen, die für die Zukunft für beide Teile verheißungsvoll sein kann. Das ist besonders deswegen der Fall, weil diese Beziehungen auf dem Boden der Gleichberechtigung und des rein kaufmännischen, für beide Teile vorteilhaften Austausches sich entwickeln können, ohne das Hineinspielen imperialistischer Momente, die beispielsweise von Japan als Vertragspartner, ebenso von England erwartet werden müßten.“

Da die chinesische Seite die Beziehungen der beiden Länder sich zu stärken bemüht, ist es sehr wünschenswert, daß auch die Deutschen die Verhältnisse klar überschauen und versuchen, sie mit allen Kräften zu fördern. Austauschmöglichkeiten sind zwischen diesen beiden Ländern sehr klar und einfach herzustellen. China ist ein Agrarland, besitzt außerdem viele Rohstoffquellen und braucht technische Erzeugnisse. — Deutschland ist ein Industriestaat und bedarf ländlicher Produkte und Rohmaterialien. So ist ein Austausch zwischen diesen beiden Ländern nicht nur günstig, sondern auch notwendig.

Eine Ausdehnung des deutschen Handels ist überhaupt ungeheuer schwierig, da einerseits fast alle europäischen Länder, Amerika und Japan Überschuß an Produkten besitzen und andererseits die Absatzmärkte in Afrika, Südamerika und Asien entweder unter englischem, französischem, amerikanischem oder japanischem Protektorat stehen, so daß ein Einfluß Deutschlands dort nicht sehr leicht möglich ist.

Wo kann Deutschland seine besonderen Wirtschaftsinteressen vertreten? — In Europa, Amerika, Japan, Afrika, Indien, Annam, auf den Philippinen, in Korea oder in der heutigen Mandschurei — überall sind die Türen offen, überall stehen aber auch starke Wächter. Der einzige aussichtsvollste Abnehmer Deutschlands ist China. Und China braucht zu seinem Aufbau auch tatsächlich technische Erzeugnisse. Hierzu kommt, daß das emporkommende und entwicklungsfähige China Selbstbestimmungsmöglichkeiten besitzt und alles kaufen kann, was es will und wo es will. Es sind genug Angebote von anderen Nationen da, die mit denen Deutschlands konkurrieren und auf Annahme reflektieren.

Deutschland hat in China keine Investierung, nicht viele Schulen und wenig Krankenhäuser gegenüber den anderen Ländern, und auch seine Propaganda draußen kann sich nicht mit den anderen messen. Aber die deutschen Produkte sind ihrer Qualität wegen nach wie vor von den Chinesen bevorzugt worden, und man ist sich vor allem klar, daß Deutschland nicht irgendwelche imperialistischen Ideen in China vertreten, ebenso wie China Deutschland oder seine Interessen nicht irgendwie gefährden will.

So sehen die guten Beziehungen zwischen Deutschland und China einer fortschrittlichen Entwicklung entgegen.

Es besteht bis jetzt kein Hindernis, das diese guten Verhältnisse zwischen China und Deutschland stören könnte; wie es allerdings in der Zukunft sein wird, liegt hauptsächlich an der politischen Einstellung Deutschlands zum fernen Osten und daran, ob es die jetzigen Zustände als günstig aufrecht erhalten oder ob es einen anderen politischen Kurs einschlagen wird.

Einrichtungen für China-Kunde in Deutschland

Zur Pflege der kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen China und Deutschland sind sowohl in China als auch in Deutschland Institute und Vereinigungen gegründet worden. In verschiedenen chinesischen Universitäten wird deutscher Sprachunterricht erteilt. Viele besitzen auch deutsche Seminare. Die chinesischen Akademiker zeigen eine große Neigung für das Studium der deutschen Wissenschaften.

Während von chinesischer Seite die Verbreitung der deutschen Kultur sehr gefördert wird, muß mit Bedauern festgestellt

werden, daß die Einrichtungen für die Erforschung des Chinesentums in Deutschland im Verhältnis zu den anderen westlichen Ländern, wie in England, Frankreich und Amerika, nur sehr gering an Zahl sind.

Frankfurt a. M.

Als die bedeutendste Einrichtung in Deutschland für Chinakunde und die Vermittlung der chinesisch-deutschen Kulturbeziehungen gilt das China-Institut in Frankfurt a. M., das sich unter der langjährigen, verdienstvollen Leitung des hervorragenden, leider zu früh verstorbenen Professors Dr. Richard Wilhelm sich einen Welt Ruf erworben hat. Dieser hatte durch sein mehrjähriges Zusammenleben mit Chinesen das chinesische Volk weitgehend kennengelernt. Er liebte es, wie dieses ihn auch, wie keinen Zweiten, liebte. Sein Tod hat die chinesische Bevölkerung zutiefst erschüttert, und er wird heute als „Weltbürger“ von den chinesischen Gelehrten bezeichnet. Durch seine weit und breit beliebten Schriften und Übersetzungen ist in Deutschland ein großes Interesse und tiefe Sympathie für China geweckt worden.

Der jetzige Leiter des China-Instituts, Professor Dr. Rousselle, führt einerseits die sich von seinem Vorgänger gestellte wertvolle Aufgabe erfolgreich weiter und andererseits versteht er durch Vorträge und Ausstellungen, außer seinen Vorlesungen, die Interessensphäre für China ständig zu erweitern. Wie das Institut in einem Aufruf erklärt, waren es notwendige Gründe, die seine Einrichtung veranlaßten:

„Die China-Mode der letzten Jahre geht ihrem Ende entgegen. Nun gilt es ganz ernste und sachliche Arbeit zu leisten, um Deutschland und China einander näher zu bringen.

China kämpft heute einen verzweifelten Kampf mit dem Ausland, um seinen nationalen Bestand. Es will nicht länger unter fremder Vormundschaft stehen, sondern Herr im eigenen Hause sein. Es will die Gerichtshoheit, die Verwaltungshoheit, die Zollautonomie wie alle freien Staaten innerhalb seines Gebiets in eigene Hand nehmen.

Deutschland hat als erste europäische Macht einen Vertrag auf der Grundlage vollkommener Gleichheit mit China abgeschlossen.

Die Deutschen können sich heute auch im Innern Chinas, wo Angehörige anderer westlichen Nationen nicht weilen können, ungestört aufhalten und ungestört ihrer Beschäftigung nachgehen.

China ist bereit in kulturellen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Austausch mit Deutschland zu treten, deutsche Industrie, deutschen Handel, deutsche Wissenschaft gastfrei aufzunehmen. Es beweist diese Bereitwilligkeit durch die Tat.

Hier bietet sich für Deutschland außer etwa in Südamerika und dem nahen Osten vielleicht die wichtigste Lebensmöglichkeit für die Zukunft in einer Zeit, da immer mehr die großen angelsächsischen Gebiete sich wirtschaftlich enger zusammen tun und für die Außenwelt abschließen.

Deutschland ist kein in sich geschlossenes kulturelles und wirtschaftliches Gebiet. Es ist auf Austausch mit seinen Nachbarn angewiesen. Aber darüber hinaus bedarf es den Anschluß an weltweite Zukunftsgebiete. China ist das Land der Zukunft.

Die Türen sind offen. Es gilt zu handeln. Versäumte Gelegenheit kommt nie wieder zurück!“

Das China-Institut, das 1925 gegründet wurde, ist 1926 durch Ministerialerlaß der Universität Frankfurt angegliedert worden. Es besitzt dadurch gemischtrechtlichen Charakter; nämlich einen öffentlichrechtlichen (Seminar für China-Kunde und China-Forschung) und einen privatrechtlichen als eingetragener Verein. Die Mittel, aus denen es unterhalten wird, stammen daher aus zwei Quellen; nämlich öffentlichen (Stadt Frankfurt a. M., Universität, Staat) und aus privaten (Mitgliederbeiträgen). Außerdem unterstützt das Chinesische Unterrichtsministerium die Arbeit des Instituts.

Die Aufgabe, die sich das China-Institut gestellt hatte, war die Ergründung der chinesischen Kultur und die Vermittlung zwischen den Tiefen von Ost und West. Dies soll erreicht werden durch:

- a) Untersuchung und Bearbeitung des literarischen Materials, das zum Verständnis der chinesischen Kulturprobleme erforderlich ist,

- b) Untersuchung und Bearbeitung der chinesischen Kunst und Kulturdenkmäler,
- c) Übersetzung geeigneter Werke aus dem Chinesischen ins Deutsche und aus dem Deutschen ins Chinesische,
- d) Veranstaltung von Vorträgen und Aussprachen,
- e) fortlaufende Bearbeitung der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Vorgänge im Dienste der deutschen Nation, besonders des Deutschtums im Osten, und zur Pflege des gegenseitigen deutsch-chinesischen Verständnisses,
- f) Veröffentlichung von Untersuchungen und sonstigen Arbeiten, namentlich in der fortlaufend erscheinenden Zeitschrift „Sinica“.

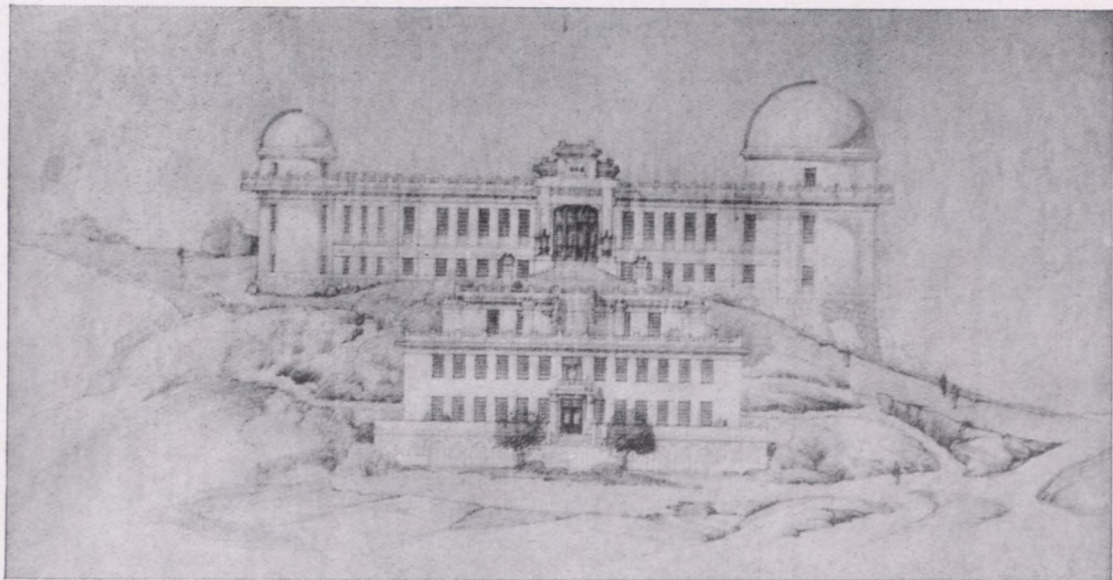
Diese Zweimonatszeitschrift „Sinica“ hat einen Umfang von pro Heft mindestens 40 Seiten, mit je 4—8 Vollbildern und häufig weiteren Strichätzungen. Auflagenhöhe 1000 Exemplare. Die chinesischen Zeichen zum Text werden in einem Anhang in Strichätzung wiedergegeben.

Der Name „Sinica“ erinnert daran, daß hier Gedanken der Kulturvermittlung zwischen Ost und West, wie sie Leibniz seinerzeit vorschwebten, in ihrem Kreise zu verwirklichen versucht werden. Neben allgemeinen Aufsätzen über chinesische Kulturprobleme alter und neuer Zeit enthält sie eine biographische Abteilung: Chinesischer Bildersaal, eine Abteilung: Buddhistische Studien, Akten zur chinesischen Geschichte, Übersetzungen aus der chinesischen Literatur. Eine Umschau gibt kulturgeschichtlich interessante Einzeldaten, eine Bücherschau Überblick über die neu erscheinende Literatur. Eine Anzahl von sorgfältig analysierten Kunstbeilagen führt in das Wesen chinesischer Kunst ein. Die Sinica ist die einzige deutsche Zeitschrift, die sich speziell mit China und seiner Kultur im weitesten Sinne beschäftigt.

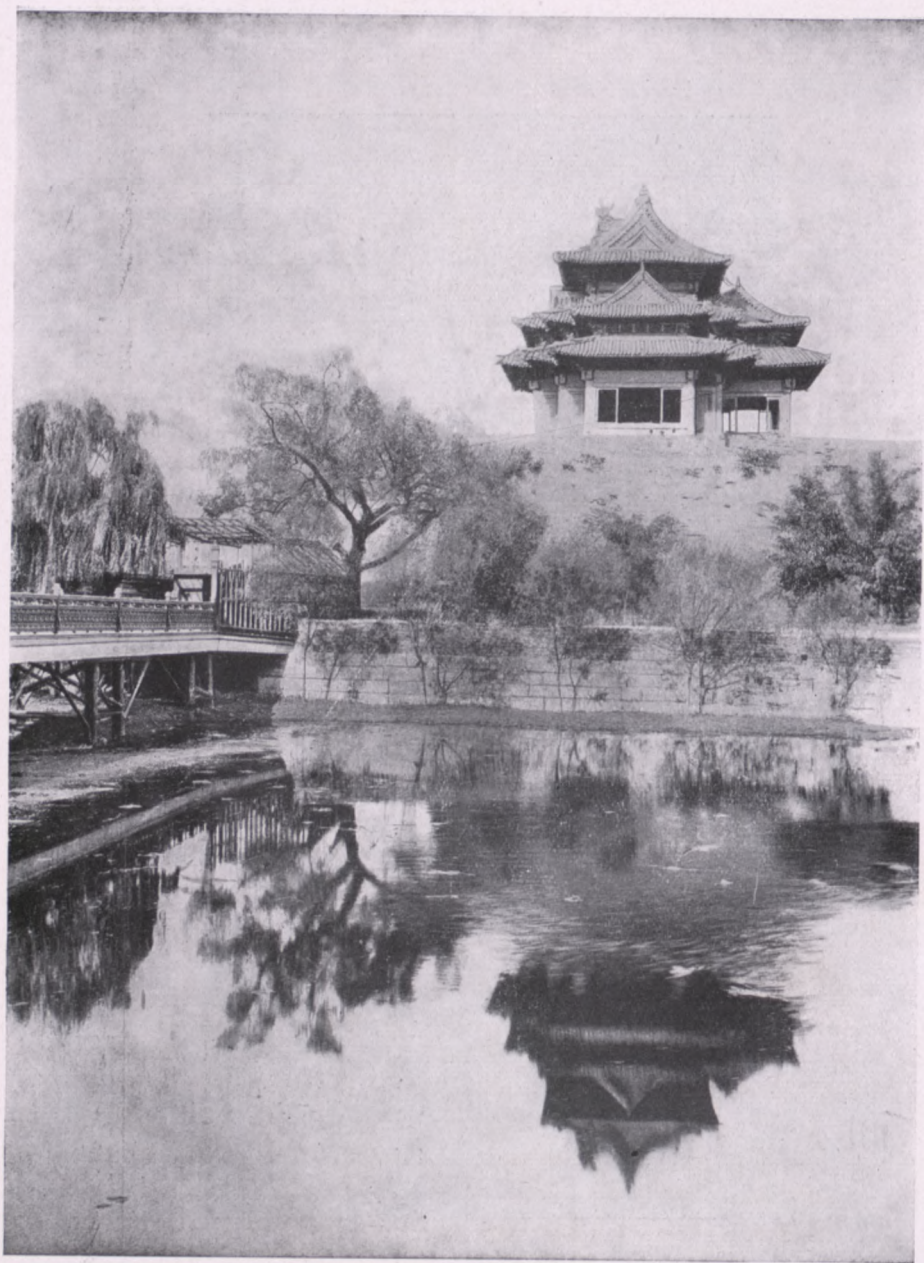
Die Sinica-Sonderausgabe erscheint einmal im Jahre. Wesentlich bestimmt für Fachgelehrte, aber auch solche, die ein näheres Interesse an den wissenschaftlichen Fragen nehmen. Auflagenhöhe 600 Exemplare.

Außerdem erscheint der „Deutsch-Chinesische Almanach“ in einer Auflagenhöhe von 1000 Exemplaren einmal im Jahre.

Für seine Mitglieder veranstaltet das Institut im Winter allmonatlich Vorträge oder sonstige Veranstaltungen. Die Mitglieder erhalten die Zeitschrift des Instituts „Sinica“ gratis, die Förderer



Observatorium der Academia Sinica in Nanking



San-Tau-Yiu-Yueh

Landschaft am Westsee

außerdem alljährlich ein Buch. Familienangehörige der Mitglieder haben freien Zutritt zu den Veranstaltungen des Instituts.

Erfreulicherweise hat das China-Institut nunmehr ein eigenes Haus, Hermann-Göring-Ufer 18. Dasselbe befindet sich z. Zt. im Umbau für Museumszwecke. Der chinesische Lektor Ting hat eine Reihe größerer Einkäufe gemacht, die nach kulturgeschichtlichen Standpunkten zusammengestellt sind. Fünf Zimmer eines chinesischen Hauses sind zum Teil für besondere Familienfeste ausgestattet.

Ferner besteht eine Sammlung landwirtschaftlicher und handwerklicher Geräte. Dazu eine große Sammlung von Gewändern, Waffen, Bildern und 25 große Skulpturen (Leihgabe von Freiherrn E. von der Heydt). Außerdem größere Sammlungen von Abklatschen (chinesische Leihgabe). So sieht das China-Institut noch einer großen Entwicklung entgegen.

Will das Institut dem Mann der Praxis, dem Politiker und dem Industriellen nicht in dilettantischer Weise in seine Arbeit eingreifen, und jedem die Prämissen an die Hand geben, um diese Arbeit produktiv zu gestalten, und damit einen freien und freundschaftlichen Austausch zwischen der chinesischen und der deutschen Jugend zu schaffen, so kann man mit Freude erwarten, daß es sein Ziel mit Erfolg erreichen wird.

Berlin

Das sinologische Seminar an der Berliner Universität kann als die Hauptzentrale für das chinesische Studium in Deutschland bezeichnet werden. Viele bedeutende Sinologen haben hier gewirkt. Nach der neunjährigen erfolgreichen Leitung durch Professor Franke, einer der besten Kenner der chinesischen Probleme, ergriff Professor Haenisch im Jahre 1932 dessen Führung. Ebenfalls wie in den sinologischen Seminaren in Göttingen und Leipzig arbeitet er auch hier mit großem Erfolg. Über dieses Seminar sei ein kurzer Überblick von Professor Haenisch an dieser Stelle wiedergegeben:

„Pflege der Sinologie an der Berliner Universität durch W. Schott, danach durch Georg v. d. Gabelnetz, der von 1889 bis 1893 eine Professur für ostasiatische Sprachen innehatte. Nach seinem Tode wurde der Lehrstuhl wieder besetzt. Sein Schüler Wilh. Grube, der hauptamtlich am Museum für

Völkerkunde tätig war, konnte sich dem Unterricht an der Universität — er starb 1908 — nur beschränkte Zeit widmen. Erst durch die Berufung des Holländers S. T. M. de Groot auf einen eigens eingerichteten sinologischen Lehrstuhl i. J. 1912 bekamen die sinologischen Studien in Berlin ihre feste Pflegstätte, eben mit der ordentlichen Professur und einem neu gegründeten sinologischen Seminar. Wenige Jahre früher hatte auch an der Berliner Kgl. Bibliothek der planmäßige Aufbau einer chinesischen Literatursammlung durch Prof. W. Hülla begonnen. Dank seiner Sorge und den reichlichen Staatsmitteln steht die chinesische Abteilung der Preuß. Staatsbibliothek in vorderster Linie der sinologischen Büchersammlungen. Ebenso sind die Bestände des Berliner Sinol. Seminars die reichsten ihrer Art. Berlin ist die Zentrale der sinologischen Studien in Deutschland. Groot erhielt bei seiner Berufung bedeutende Mittel für den Grundstock der Seminarbibliothek, ein großzügig bemessener Etat und ständige freigebige Schenkungen haben zum weiteren Ausbau beigetragen. Besonders gut ausgestattet ist die eigentlich sinologische Abteilung, mit den vollständigen Reihen der großen Fachzeitschriften (auch die chinesischen sinologischen Periodika sind berücksichtigt), mit den Wörterbüchern und Hilfsmitteln aller Art.

An chinesischer Literatur ist das Wichtigste aus jedem Gebiet vorhanden. Spezialliteratur wird aus der Staatsbibliothek entliehen. de Groot's hinterlassene Privatbibliothek, die in den Besitz der Preußischen Akademie der Wissenschaften übergegangen ist, steht im Seminar als ständige Leihgabe. Das Seminar enthält aus der älteren Zeit reiche Bestände an schönen Holzdruckausgaben. Inhaltlich genommen sind alle wichtigen großen Werke, wie die Encyclopädie, die großen Neudrucksammlungen, lei-shu, das Tripitaka vorhanden. Besonders zu nennen wäre die reichhaltige staatsrechtliche Abteilung und die neuerdings eingerichtete Abteilung für Mandchuliteratur und Mongolisch und Tibetisch. Die nächste Aufgabe ist, möglichst vollzählig geschichtliche Quellenliteratur bestimmter Epochen zusammenzubringen sowie die wichtigsten zusammenfassenden Geschichtsdarstellungen und Kommentare. Die Leitung und der Ausbau des Seminars lag von 1912 bis 1921 in den Händen de Groot's, von 1923 bis 1932 bei O. Franke und seitdem bei dem Unterzeichneten. Außer den Lehrstuhl-

inhabern-Direktoren wirkten am Seminar noch zwei Extraordinarien. Der Unterricht berücksichtigt in erster Linie die Einführung in die Literatursprache und deren ständige Pflege durch Textlektüre, dazu Literatur, Landeskunde, Sprachwissenschaft und die Sprachen und Literaturen der Nebenländer. Die neuere und die Umgangssprache sowie die eigentlichen Realien sind dem sinologischen Seminar durch die praktischen Lehrgänge des Seminars für Orientalische Sprachen abgenommen, so daß das erste sich rein auf die literarischen wissenschaftlichen Studien beschränken und seine Schüler zu etwaigen praktischen Ergänzungsstudien an das erwähnte Seminar für Orientalische Sprachen senden kann.

Die Schülerzahl des Sinologischen Seminars beträgt zwischen zwölf und zwanzig. Im Augenblick sind ihre Studienziele rein wissenschaftlich für den Bibliotheksdienst, Forschungs- oder Emissionstätigkeit. Manche von ihnen kommen in Ostasien im Lehrdienst an. Zwei Einführungskurse (in die Schriftsprache von 2 bis 3 Semestern Dauer) laufen nebeneinander. Die Bürogeschäfte des Seminars und die Bibliothek werden von einer sinologisch durchgebildeten Hilfskraft besorgt, deren Stelle jetzt in die eines außerplanmäßigen Assistenten erhoben wird. Daneben steht dem Direktor zur Anfertigung von Indexarbeiten und zur Unterstützung für die Schaffung von Unterrichtsliteratur ein chinesischer wissenschaftlicher Hilfsarbeiter zur Verfügung.

Das Seminar hatte bei seiner Gründung im Jahre 1912 seine Stätte in der früheren Kgl. Bibliothek, dem heutigen neuen Aulagebäude der Universität. Nach dem Kriege wurde es in das Universitätshauptgebäude verlegt, 1925 zog es in Mietsräume in der Fränkischen Straße, seit 3 Jahren ist es im alten Marstallgebäude, Breite-Straße 35 II untergekommen, in 9 hellen, z. T. recht großen Räumen, wovon 3 Bibliotheks- und Arbeitsräume, ein Unterrichtsraum, ein Büro, ein Assistentenzimmer, 1 Direktoren- und 2 Dozentenzimmer. Der Umfang des Raumes — die Zimmer sind mit Büchern ausgefüllt — zeigt den Reichtum seiner Sammlungen.“

Hamburg

Das chinesische Studium in Hamburg skizziert Professor Forke, der durch seine in deutscher und englischer Sprache er-

schienenen sinologischen Werke weltbekannt geworden ist, in einem Brief folgendermaßen:

„Das Seminar für Sprache und Kultur Chinas“ entstand im Jahre 1910, als an dem Hamburger Kolonialinstitut die Professur für ostasiatische Sprachen geschaffen wurde. Später ging es zugleich mit der Professur für Chinesisch in die neubegründete Hamburgische Universität über. Es befindet sich seit seiner Errichtung in dem Hauptgebäude der Universität, Edmund-Siemens-Allee, 2. Stock, in einem schönen, großen und lichten Zimmer. Die sehr reiche Sammlung chinesischer und europäischer Bücher der Universität ist nicht in der Staats- und Universitätsbibliothek, sondern im Seminar untergebracht und dort an den Wänden aufgestellt. Das hat den Vorteil, daß jedes Buch sofort aus den Regalen genommen werden kann und daß die Studenten mit den Büchern vertraut werden. Sie sehen, welche Bücher vorhanden sind und können in jedes, das sie interessiert, sofort einen Blick werfen. Für die Studenten, welche Sinologie als Haupt- oder Nebenfach haben, steht das Seminar den ganzen Tag offen. Sie finden für ihre Arbeiten die nötigen Wörterbücher, Grammatiken und sonstige Hilfsmittel. Es sind etwa 15 Arbeitsplätze vorhanden, doch könnte ihre Zahl leicht vermehrt werden. Die Bibliothek ist eine Präsenzbibliothek. Die Bücher sind im Seminar zu benutzen und werden nicht ausgeliehen. Sie können auch von anderen Interessenten benutzt werden, zum Beispiel von Kaufleuten, die sich über irgend eine Frage informieren wollen, von Personen, welche für wissenschaftliche Arbeiten chinesische Quellen nötig haben, von chinesischen und japanischen Studenten. Im Seminar pflegen auch der Professor und sein Assistent ihre meisten Vorlesungen und der chinesische Lektor seine praktischen Übungen abzuhalten. Wissenschaftliche Arbeiten der Dozenten und Studenten werden von Zeit zu Zeit in den ‚Veröffentlichungen des Seminars für Sprache und Kultur Chinas an der Hamburgischen Universität‘ gedruckt. Bis jetzt sind vier Nummern erschienen. Unter der jetzigen schwierigen Finanzlage haben die chinesische Bibliothek und die Veröffentlichungen des Seminars stark zu leiden.“

Nach der Emeritierung von Professor Forke ist Professor Jäger, der durch seinen längeren Aufenthalt in China einen tiefen

Einblick in die chinesische Kulturwelt gewonnen hat, zum Leiter des sinologischen Seminars berufen worden.

Leipzig

Das Studium der Sinologie in Leipzig blickt auf eine verhältnismäßig lange Geschichte zurück. In diese und die jetzige rege Tätigkeit auf diesem Gebiete gewinnt man durch den von Professor Wedemeyer verfaßten Überblick und einen Abschnitt des Vorlesungsverzeichnisses einen klaren Eindruck:

„Das Studium der Sinologie geht in Leipzig auf Georg v. d. Gabelentz zurück, der 1878—1889 als Privatdozent und dann Professor für ostasiatische Philologie an der Universität Leipzig und von 1889/93 an der Universität Berlin wirkte. Neben ihm habilitierte sich 1891 August Conrady für ostasiatische Philologie und war 1897—1925 Professor für dieses Fach in Leipzig. v. d. Gabelentz ist bekannt als Verfasser einer chinesischen Grammatik, die noch heute zu den Hauptwerken der europäischen Sinologie gehört. A. Conrady hat zahlreiche Werke zur chinesischen und indochinesischen Philologie und Kulturgeschichte geschrieben.

Im Jahre 1905 begründete der Historiker Karl Lamprecht ein ‚Institut für Kultur- und Universalgeschichte‘ an der Universität Leipzig, in welchem von vornherein eine Abteilung für ostasiatische Geschichte eingerichtet wurde. Diese Abteilung für ostasiatische Geschichte wurde 1913 in das selbständige ‚Ostasiatische Seminar‘ umgewandelt, dessen Direktor von 1913 bis zu seinem Tode 1925 A. Conrady war. In diesem Seminar wurde und wird heute noch chinesische Sprache und chinesische Geschichte gepflegt. Nachfolger Conradys wurde Prof. E. Haenisch, 1925/1932, Professor für ostasiatische Philologie (seit 1932 in Berlin). Er ist bekannt durch einen ‚Lehrgang der chinesischen Schriftsprache‘ und zahlreiche andere sinologische Arbeiten. Daneben trieb er Mongolisch und Mandschurisch. Seit 1934 bin ich selbst, A. Wedemeyer, Professor für ostasiatische Philologie und Direktor des Ostasiatischen Seminars. Ich war 1905/13 Leiter der ostasiatischen Abteilung in Lamprechts Institut, seit 1913 Assi-

stent des Ostasiatischen Seminars. Meine Hauptarbeiten sind: ‚Japanische Frühgeschichte‘ (1930), sowie Untersuchungen zur chinesischen Frühgeschichte.

Der Direktor des Seminars wird durch einen Assistenten unterstützt, dessen Posten ich selbst 1913/1934 innehatte; mein Nachfolger hierin ist seit 1934 Dr. A. Kühn. Außerdem ist seit 1926 beständig ein chinesischer Hilfsarbeiter vorhanden. Diesen Posten bekleideten: 1926/1929 Tsan Wan, 1929/1934 Chou King Yü, seit 1934 Sho Shian Sun.

Außerhalb des Seminars hat seit 1917 Dr. E. Erkes als Privatdozent, seit 1928/1933 also ao. Professor für Chinesisch an der Universität Leipzig gewirkt. Daneben liest Friedrich Weller seit 1925 bis jetzt Sanskrit, Chinesisch und ostasiatische Religionsgeschichte. Ferner hält Professor Schmitthenner, Direktor des Instituts für Kolonialgeographie, Vorlesungen über Geographie Chinas und hat mehrere Werke über das gleiche Thema geschrieben. Der bekannte Philosoph Prof. Driesch ist auch in China als Freund chinesischer Philosophie, Mitarbeiter und Freund Carsun Chang's bekannt. Prof. Menz an der Handelshochschule Leipzig ist ein besonderer Kenner der chinesischen Wirtschaftsgeschichte.

Eine ganze Reihe bekannter europäischer Sinologen ist durch die Leipziger Schule gegangen. So W. Grube, gest. 1908 als Prof. für Chinesisch in Berlin; B. Laufer, gest. 1934 als Curator am Field Museum of Natural History, Chicago (Illinois, USA); v. Rosthorn, der jetzt noch als Honorarprofessor an der Wiener Universität wirkt; sowie Prof. Haloun, jetzt Professor für Sinologie an der Universität Göttingen, und zahlreiche andere.

Die Arbeiten der Leipziger Sinologenschule werden zum großen Teil veröffentlicht in der Zeitschrift ‚Asia Major‘, die von unserem früheren Seminarmitglied und Schüler Conradys, Bruno Schindler 1922 in Leipzig begründet wurde und heute noch hier herausgegeben wird.

Am Ostasiatischen Seminar sind seit 1913 durchschnittlich etwa 15 Studierende des Chinesischen und anderer ostasiatischer Sprachen, sowie ostasiatischer Kulturgeschichte im Semester vorhanden. Aus ihrem Kreise sind ebenfalls eine Reihe tüchtiger Dissertationen hervorgegangen.“

Abschrift aus dem Vorlesungsverzeichnis
der Universität Leipzig.

Sinologie, Wintersemester 1935/36: (Vorlesungen)

Chinesische Schriftsprache für Fortgeschrittene, Wedemeyer
Mo., Di., Do., Fr., 16—17.

Kuan-tze, Wedemeyer, Mo., Do., 17—18.

Ostasiatisches Seminar:

1. Übungen zur historischen Geographie von China,
Wedemeyer, Mi., 11—15.
2. Saddharmapundarika, chinesischer Text, Weller, Mi., 8—10.
3. Einführung ins Chinesische für Anfänger, 3stündig.
4. Bibliographischer Einführungskurs, 1stdg.
5. Überblick über die chinesische Literatur, 1stdg.
6. Chinesische Konversation, 1stdg.
7. Chinesische Zeitungslektüre, 1stdg.
8. Chinesische Schreibübungen, 1stdg.

Sinologie, Sommersemester 1936: (Vorlesungen)

Chinesische Schriftsprache für Fortgeschrittene, Wedemeyer,
Mo., Di., Do., Fr., 16—17

Shan-Hai-King, Wedemeyer, Mo., Do., 17—18

Einführung ins klassische Tibetisch, Weller, Di., Fr., 9—10

Ostasiatisches Seminar:

1. Historische Übung zur Gründung der Chou-Dynastie,
Wedemeyer, Mi., 11—15.
2. Lektüre ausgewählter Stücke aus dem Madhyamagama,
Weller, 2stdg.
3. Einführung in die Chinesische Schriftsprache f. Anfänger, 3stdg.
4. Bibliographischer Einführungskurs, 1stdg.
5. Übung zur Ikonographie und Mythologie des nördlichen
Buddhismus, 2stdg.
6. Chinesische Konversation, 1stdg.
7. Chinesische Zeitungslektüre, 1stdg.
8. Chinesische Schreibübungen, 1stdg.

Göttingen

Einige Angaben über das sinologische Seminar in Göttingen von dem jetzigen Leiter Professor Haloun, dessen großen Bemühungen die dortige wertvolle sinologische Bibliothek zu verdanken ist, verdienen hier besonderer Erwähnung:

„Gegründet April 1925 durch Professor Haenisch, der aber im Sommer 1925 nach Leipzig ging. Oktober 1926 bis Juli 1929 Leiter Professor Krause, seit Oktober 1931 Professor Haloun.

Räume bis Frühjahr 1932 unbefriedigend, seitdem dreimal übersiedelt, März 1935 endgültig im jetzigen Gebäude, fünf große, lichte, schöne Zimmer mit eigenem Hörsaal.

Einnahmen ursprünglich nur außerordentliche Zuschüsse, etatisiert seit dem Rechnungsjahr 1934 mit 1700 RM. ordentlichem Haushalt.

Bibliothek am 31. August 1935 1145 Bände in europäischen Sprachen, 11962 in ostasiatischen Sprachen (chinesisch, japanisch, mandschurisch, mongolisch), zusammen 13107 Bände. Die Bestände der Universitätsbibliothek an Büchern in ostasiatischen Sprachen sind im Seminar mitaufgestellt (in die obigen Zahlen eingerechnet); außerdem ist auch meine Privatbibliothek mitaufgestellt, ca. weitere 2000 Bände. Ausgezeichnet ist die europäisch-sinologische Literatur (auch hinsichtlich der russischen Werke), von der chinesischen sehr gut die philosophische Abteilung, insbesondere die konfuzianischen Klassiker, auch Schung-Shiau-Literatur, auch die sprachlich-grammatische Literatur, gut Geschichte, auch viele Tschung-Schu und fast alle Enzyklopädien. Ausgebaut werden muß noch die schöngeistige Literatur und die buddhistische, Kunstliteratur ist fast garnicht gesammelt worden. Die Bibliothek ist im wesentlichen erst von mir, seit 1931, ausgebaut worden, sie ist also völlig modern und besitzt auch die zeitgenössische chinesische und japanische wissenschaftliche Literatur, einschließlich fast aller wichtigen Zeitschriften.

Besuch: durch die wechselnden Vertretungen zunächst ungünstig, dann bis 1933 sehr gut, seitdem schlechter als ich wünschen möchte. Leider ist der derzeitige gute Stand der Hilfsmittel des Seminars wenig bekannt, so kommen wenig Studenten von auswärts, dagegen haben in letzter Zeit verschie-

dene Wissenschaftler, auch aus dem Ausland, hier gearbeitet. Ich möchte gerne, daß sich der eigentliche Lehrbetrieb wieder hebt, solange es nicht der Fall ist, stecke ich die Hauptarbeit in die Bibliothek, die wohl auch weiter rasch wachsen wird. Im Laufe dieses Jahres bekommen wir noch etwa 5000 Bände herein durch Tausch mit der National Library of Peiping.

Vom besseren Besuch hängt auch späterer personaler Ausbau ab; ich möchte gerne einen Lektor und einen Assistenten, aber daran ist vorläufig noch nicht zu denken.“

Bonn

In das chinesische Studium am Orientalischen Seminar der Universität Bonn, das sich seit 1927 unter der Führung von Prof. Schmidt sehr rege gestaltet hat, gewinnt man einen klaren Einblick aus der Rede, die Professor Kahle, Direktor des Orientalischen Seminars an der Universität Bonn, ein kräftiger Unterstützer des chinesischen Studiums, im November 1933 vor der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn (Geffrub) hielt.

„Vor 7 Jahren hat die Geffrub zum ersten Male Mittel bewilligt für die Einrichtung eines Chinesischen Lektorats am Orientalischen Seminar der Universität Bonn. Die drei Chinesen, die wir im Laufe der Zeit mit den Mitteln der Geffrub als Lektoren haben anstellen können, haben wir durch die Vermittlung der Chinesischen Gesandtschaft in Berlin bekommen, die, wie mir immer wieder von maßgebender Seite versichert worden ist, und wie Herr Generalkonsul Dr. Goertz es auch wird bestätigen können, auf diese Einrichtung den größten Wert legt. Wir haben mit den drei Lektoren, dem Juristen Fong Hok Li, dem Historiker Shi Ao Yao, dem Musikwissenschaftler Kwang Chi Wang, durchweg die besten Erfahrungen gemacht.

Das Preußische Kultusministerium bewilligte im Jahre 1927 einen Lehrauftrag für Prof. Erich Schmidt, der zuvor Privatdozent für Chinesisch an der Universität Berlin war, und der seither als Professor für Chinesisch hier tätig ist. Es ist wichtig gewesen, daß er im Laufe der Zeit mehr als ein Jahr sich zu Studienzwecken in China aufgehalten hat. Er hat dadurch viele Anregungen gewonnen, und dann ist sein Aufenthalt

auch der Bibliothek des Orientalischen Seminars sehr zugute gekommen.

Bei der Begründung des Chinesischen Lektorats im Jahre 1926 gab es in Bonn kaum ein chinesisches Buch. Wenn wir auch noch von dem Ideal weit entfernt sind, nach welchem zum Studium des Chinesischen eine Bibliothek von etwa 25 000 Bänden gehört, so ist es doch möglich gewesen, zum Teil mit Hilfe der von der Geffrub uns bewilligten Gelder, abgesehen von der wichtigsten europäischen Literatur, die sehr beachtenswerte Anzahl von etwa 6000 Bänden chinesischer Bücher zu beschaffen, also im Durchschnitt rund 1000 Bände im Jahr. Wir sind auf dem Gebiete der chinesischen Lexika sehr gut versehen, haben alle wichtigen Literaturwerke, haben die kritische Ausgabe der chinesischen Historiker uns angeschafft — die allerdings noch im Erscheinen ist, — haben eine große allgemeine Kulturgeschichte uns gekauft, zahlreiche Werke über Geographie und Kunst, Volkskunde, und waren kürzlich sehr stolz, als wir ein paar Bücher nach Berlin verleihen konnten, die dort nicht vorhanden waren, umso mehr als wir sonst natürlich auf die reichen Bestände der Berliner Staatsbibliothek in vieler Hinsicht sehr angewiesen sind, wo wir allerdings auch immer das größte Entgegenkommen finden. Wir stehen mit einer ganzen Anzahl von chinesischen Universitäten im Schriftenaustausch. Ich habe die wichtigste sinologische Zeitschrift, den *T'oung Pao*, vollständig für das Seminar angeschafft. So ist es begreiflich, daß sich hier auch eine ganze Anzahl von Studierenden des Chinesischen eingefunden hat. Die Zahl derer, die hier Chinesisch studierten, betrug im vorigen Semester 14 und ist in diesem Semester ebenso hoch.

Es kommt uns immer mehr zum Bewußtsein, daß ein wirkliches Studium des Buddhismus die Berücksichtigung der chinesischen Quellen notwendig erfordert, so daß man schon die Forderung aufgestellt hat, daß in Zukunft jeder Sanskritist auch mindestens Chinesisch betreiben müßte; und wie wichtig die Zusammenarbeit mit dem Sinologen auch für den Erforscher des Islams ist, ist mir kürzlich bei meinen letzten Arbeiten in sehr starkem Maße entgegengetreten.

So glaube ich die Versicherung abgeben zu können, daß die durch die Hilfe der Geffrub ins Leben gerufenen und mit unterhaltenen Einrichtungen des Orientalischen Seminars un-

serer Universität für das Studium des Fernen Ostens sich in sicheren Bahnen weiter entwickeln und wichtig erweisen werden und an ihrem Teile dazu beitragen werden, das Ziel zu erreichen, das uns vor 7 Jahren bei der Begründung des Chinesischen Lektorats vor Augen geschwebt hat, Verständnis zu erwecken für Ostasien und durch die Möglichkeit ernsthaften Studiums wertvolle und dauerhafte Beziehungen anzuknüpfen zu dem Fernen Osten.“

Kiel

„Professor Hans Jensen (Kiel) hat sich gründlich mit dem Chinesischen beschäftigt, obwohl sein Fach nicht Sinologie, sondern Allgemeine Sprachwissenschaft ist. Er hat mehreres aus dem Chinesischen übersetzt, seine Übersetzung des Schattenspiels ‚Die Spinnennetzhöhle‘ (P’an-szei-tung) ist im 3. Bande Jacob und Kahle, Das orientalische Schattentheater, der das Chinesische Schattentheater (Stuttgart 1933) behandelt, gedruckt, desgleichen ebenda ein Aufsatz von ihm ‚Das Wortspiel im chinesischen Schattentheater‘.

Professor Jensen wäre bereit, ein Privatissimum zur Einführung ins Chinesische zu lesen. Einige Hilfsmittel sind in der hiesigen Universitätsbibliothek und in der 5000 Bände zählenden Bibliothek des hiesigen Orientalischen Seminars vorhanden.

Meine aussichtsreichen Versuche, nach Kiel eine chinesische Professur zu bekommen, wurden durch den Krieg vereitelt“ (von Prof. G. Jacob).

München

Seit längerer Zeit werden in München Kurse für die chinesische Sprache von Dr. Reissmüller geleitet, an dessen Seite ein chinesischer Mitarbeiter steht. Die dort Chinesisch Lernenden pflegen mit großem Interesse ihre Kenntnisse in dem Vereinshaus der chinesischen Studenten zu erweitern, das die Stadt diesen zum Aufenthalt zur Verfügung gestellt hat.

Dresden

Vor einigen Jahren wurde an der Dresdener Technischen Hochschule von Lektor Dämon Guan Unterricht in der chinesischen Sprache erteilt. Eine nennenswerte Anzahl von Hörern, Studenten

aus den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten, fanden sich dort zusammen. Leider hat der entwicklungsfähige Kursus sein Ende gefunden, seitdem Lektor Guan nach seinem Studium Dresden verließ.

Breslau

Seit 1930 ist ein großer Strom von chinesischen Studenten nach der Schlesischen Hauptstadt, Breslau, gewandert. Ganz besonders hat sie die neugebaute Technische Hochschule mit ihren modern eingerichteten Instituten dahin gelockt. Die Zahl der Studenten hatte sehr bald zwanzig überschritten, wodurch bei der Bevölkerung nach und nach ein allgemeines Interesse für China erweckt wurde.

Im Juli des Jahres 1933 wurde der Verfasser nach einer einsemestrigen Versuchszeit mit achtzehn Hörern von dem Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung zum Lektor der chinesischen Sprache an der Universität Breslau ernannt. Es bot sich eine besondere Schwierigkeit in diesem Falle, da hier das chinesische Studium durch keine Professur vertreten ist und dafür auch keine finanziellen Mittel zur Verfügung stehen. Dank der eifrigen Mitarbeit der Seminarteilnehmer und der Unterstützung seitens mehrerer Professoren und der Staats- und Universitätsbibliothek ist es möglich gewesen, einige nötige Literatur zu beschaffen, um damit überhaupt die Durchführung des Unterrichts in die Wege leiten zu können. Außerdem ist einigen Vereinen und Instituten in China und Deutschland zu danken, daß sie zu Studienzwecken ihre chinakundlichen Zeitschriften kostenlos laufend zugesandt haben.

Schön eingerichtete Räume des Orientalischen Seminars wurden den chinesisch Lernenden zur Verfügung gestellt. Durch Vermittlung der chinesischen Gesandtschaft in Berlin hat der chinesische Verlag „Commercial-Press“ in Schanghai eine Anzahl wichtiger chinesischer Werke über Philosophie, Kunst und Philologie der chinesischen Abteilung gestiftet.

Interessenten aller wissenschaftlichen Gebiete haben sich hier zusammengefunden, darunter auch Studenten aus Indien und der Türkei, außerdem Professoren, wie Professor Schulemann, Professor Grünthal, Professor Rademacher, Professor Kynast, Professor Berrer und Professor Basler, die beiden letz-

teren waren längere Zeit als Professoren an der Tungchi- und Sun Yat Sen-Universität in China tätig.

Durch die Beteiligung der Professoren wurde ein besonderer Wettstreit unter den Studenten geweckt, so daß man in kurzer Zeit mit Befriedigung einen nennenswerten Erfolg feststellen konnte.

Bis jetzt haben durchschnittlich immer 18 bis 20 Hörer an dem Seminar teilgenommen. Alle Teilnehmer zeigen auch ein besonderes Verständnis und Interesse für die Ausführung der chinesischen Schrift mit Pinsel und Tusche. Sie üben die chinesische Schrift, gleich den chinesischen Kindern, zuerst durch Pausen und dann durch freies Nachzeichnen einer Vorlage. Das Schreiben und Merken der Zeichen, die gewöhnlich als besonders schwer erlernbar hingestellt werden, macht ihnen keine großen Schwierigkeiten. Dieses ist besonders darauf zurückzuführen, daß die Teilnehmer jedes neue Zeichen zuallererst von der Tafel abschreiben und danach die gelernten Zeichen in mehrmaligen Übungen sich einprägen müssen. Auf diese Weise ist es möglich gewesen, daß einige von ihnen bereits mehrere tausend Zeichen auswendig beherrschen, d. h. sie lesen, sprechen und schreiben können.

Oft wurden auch Vorträge, Gesellschaftsabende, Ausflüge und Diskussionen veranstaltet, wodurch die Gelegenheit geschaffen war, daß die chinesisch Lernenden mit den chinesischen Studenten in engere Berührung treten konnten, was für den Gedankenaustausch beider Teile sehr vorteilhaft gewesen ist. Hierbei bot sich besonders den Deutschen die Möglichkeit, ihre chinesischen Sprachkenntnisse in die Praxis umzusetzen.

Besonders eindrucksvoll und lehrreich sind die Vorträge der Professoren auf dem jährlich stattfindenden Chinesischen Abend gewesen, durch die sie die verschiedenen schwierigen chinesischen wissenschaftlichen Gebiete auch der Öffentlichkeit zugänglich zu machen versuchten und jedes Mal auch einen großen Erfolg erzielen konnten. An den Vorträgen dieses Abends hatten auch chinesische Studenten Anteil, wodurch sozusagen ein lebendiges China in Erscheinung trat.

Auf diese Art und Weise häuften sich immer mehr Interessen und Interessenten. Das Verständnis der Breslauer Bevölkerung

für China zeigte sich besonders darin, daß an diesen Chinesischen Abenden selbst die größten Säle gefüllt waren.

Die Breslauer Professoren der beiden Hochschulen pflegen auch besonders gern persönliche Beziehungen mit ihren chinesischen Schülern, was alle neu nach Breslau kommenden chinesischen Studenten stets angenehm überrascht hat.

Verband für den fernen Osten

Außer den sinologischen Instituten bestehen einige Verbände, die sich die Förderung der chinesisch-deutschen Beziehungen zur Aufgabe gemacht haben. Die erste Stelle nimmt der Verband für den Fernen Osten ein, über den der Vizepräsident des Verbandes, Dr. Linde, wie folgt berichtet:

„Der Verband für den Fernen Osten e. V., Berlin-Charlottenburg 2, ist bereits vor dem Kriege gegründet worden. Und zwar waren es wirtschaftliche Unternehmungen sowohl wie sonstige Interessenten, die die Gründung durchführten. Aufgabe des Verbandes für den Fernen Osten sollte es in allererster Linie sein, die kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und China zu fördern, und dieser Aufgabe ist er bis auf den heutigen Tag treu geblieben. Während des Weltkrieges hat der Verband sich besonders gern der in Deutschland verbliebenen chinesischen Studenten angenommen und dafür gesorgt, daß sie unbehindert ihren Studien an den Universitäten und Technischen Hochschulen nachgehen konnten. Nach dem Kriege waren es nicht nur die chinesischen Studenten, deren Zahl erfreulicherweise von Jahr zu Jahr wuchs, die der Fernostverband, der inzwischen durch die Vereinigung mit mehreren anderen Organisationen wesentlich verstärkt worden war, betreute, sondern er wandte in besonderem Maße sein Interesse vor allem der Tungchi-Universität zu, die seit dem Jahre 1921 in Woosung bei Shanghai aufgebaut wurde. In Verbindung mit einer Reihe von Industrie- und Ingenieur-Verbänden hat der Fernostverband wertvolles Material, das die deutsche Wirtschaft stiftete, zusammenbringen können, um es an die Tungchi-Universität zu senden.

Eine besondere Aufgabe sieht der Fernostverband weiter darin, den nach Deutschland besuchsweise zu kürzerem oder längerem Aufenthalt kommenden chinesischen Persönlichkeiten

mit Rat und Tat zur Seite zu stehen und ihnen bei der Erreichung ihrer Reisezwecke behilflich zu sein.

Sehr freundschaftlich ist in all den langen Jahren des Bestehens des Fernostverbandes seine Verbindung mit der Chinesischen Gesandtschaft, die kürzlich zur Botschaft erhoben wurde, gewesen, und viele Fragen haben in engster Zusammenarbeit zwischen der Chinesischen Legation in Berlin und dem Fernostverband erledigt werden können.

1920 gründete der Fernostverband die bekannte, zweimal im Monat erscheinende Zeitschrift ‚Ostasiatische Rundschau‘, die von Dr. Linde (Verband für den Fernen Osten), Dr. Mohr (Ostasiatischer Verein Hamburg-Bremen) und Dr. Rousselle (China-Institut) gemeinsam herausgegeben wird.

Aber nicht nur durch die ‚Ostasiatische Rundschau‘ sucht der Verband Interesse für und Aufklärung über Ostasien in Deutschland zu verbreiten, sondern dem gleichen Zweck dienen auch die Vorträge, die der Fernostverband seit vielen Jahren in Berlin veranstaltet und die sich fast ausnahmslos eines sehr zahlreichen Besuches erfreut haben.

Durch die Erfüllung seiner Ausgaben ist der Verband für den Fernen Osten je länger je mehr zu einer der deutschen privaten Zentralstellen geworden, die ihre vornehmste Pflicht in der Förderung der zwischen dem deutschen und dem chinesischen Volke bestehenden Freundschaft sehen. Diesem Aufgaben- und Pflichtenkreis wird der Fernostverband, der auf eine mehr als zwei Jahrzehnte lange Tätigkeit zurückblickt, auch in Zukunft treu bleiben.“

China-Studien-Gesellschaft

Speziell der Weiterentwicklung der wirtschaftlichen Beziehungen dient die China-Studien-Gesellschaft. Über ihre Entstehung und ihren Aufgabenkreis schreibt der Vorsitzende der Gesellschaft, M. Th. Strewe, der vor kurzer Zeit mit einem Ehrenorden von der chinesischen Regierung ausgezeichnet worden ist:

„Im Jahre 1928 überbrachte der damalige Eisenbahnminister Dr. Sun Fo eine Einladung der Chinesischen Zentralregierung an den Reichsverband der deutschen Industrie, für den Besuch Chinas durch eine deutsche industrielle Kommission. Der Zweck der Reise sollte sein, eine eingehende Infor-

mation der deutschen Industrie über die Lage in China, die Anbahnung persönlicher Beziehungen zu den leitenden Politikern und Wirtschaftlern Chinas und Anbahnung einer engeren Zusammenarbeit zwischen Deutschland und China.

Infolge der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung, konnte die Studienkommission, die aus acht Herrn bestand, erst im Jahre 1930 ausreisen. In der Kommission waren die deutsche Industrie, außerdem die Reichsbank und die deutschen Privatbanken vertreten.

Die Reise gab Gelegenheit zum Studium der wirtschaftlichen Lage Chinas, und in eingehenden Besprechungen mit der chinesischen Zentral-Regierung wurden die Grundlinien für eine deutsch-chinesische wirtschaftliche Zusammenarbeit festgelegt. Nach der Rückkehr nach Deutschland gab die Kommission zwei Berichte heraus; einen Bericht, der in deutscher Sprache verfaßt war und einen umfassenden Bericht in chinesischer Sprache. Durch den Einbruch der Japaner in die Mandschurei, und die daraus entstehende schwierige innerpolitische und wirtschaftliche Lage Chinas, wurde die Durchführung der verschiedenen Projekte, und der Ausbau der Organisation für die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen Deutschland und China verzögert.

Gleich nach der Rückkehr der Kommission wurde aber im Jahre 1930 unter dem Patronat des Reichsverbandes der deutschen Industrie die China-Studien-Gesellschaft gegründet, deren voller Name heißt: ‚China-Studien-Gesellschaft für deutsch-chinesische wirtschaftliche Zusammenarbeit‘.

Zweck und Ziel der China-Studien-Gesellschaft ist die Förderung der wirtschaftlichen Zusammenarbeit zwischen China und Deutschland. Die Gesellschaft ist eine gemeinnützige Organisation, d. h. sie verfolgt keine geschäftlichen Zwecke, sondern nur national-wirtschaftliche Ziele. Sie studiert in Verbindung mit technischen Sachverständigen und Kennern Chinas die Möglichkeiten, die der chinesische Markt für die deutsche Industrie bietet und umgekehrt die Möglichkeiten, die der deutsche Markt für einen Absatz chinesischer Produkte enthält. Die Tätigkeit der Gesellschaft ist in erster Linie propagandistisch. Sie informiert die deutschen Wirtschaftskreise über die wirtschaftliche Entwicklung in China, und sucht das Interesse für den chinesischen Markt in industriellen Kreisen zu



Huang Si
Landschaft in der Prov. Guang Hsi



Won Yin Fen
Landschaft in der Provinz Ssi Tschuan



瑞士勃朗峯
見此畫象

一九二九年
劉海粟合作於

巴黎



其城風色空濛
遊過秀風雨
感同舟江也
遙城見遠山
連
沈海以
一九二九年四月十日
畫

In Erinnerung an die Schweizer Berge
Prof. Liu Hai Sou und Frl. Hou Shiang Ning

verbreiten. Ferner pflegt sie die persönlichen Beziehungen zu den Regierungen und Provinzialbehörden, sowie wirtschaftlichen Organisationen in China. Insbesondere hat sich die Gesellschaft zur Aufgabe gestellt, die in Deutschland anwesenden und Deutschland bereisenden Chinesen in jeder Weise zu unterstützen und dafür Sorge zu tragen, daß sie Gelegenheit haben, sowohl mit den deutschen Regierungskreisen, als wie auch mit den wirtschaftlichen Verbänden und einzelnen industriellen Firmen in enge Verbindung zu treten.

Auf Grund der von der chinesischen Regierung verfolgten Wirtschaftsplanung widmet die Gesellschaft ihr besonderes Interesse den großen Projekten, die von der Regierung auf dem Gebiete des Verkehrswesens, des industriellen Aufbaus und der Agrarwirtschaft verfolgt werden. Auf Grund der von ihrem Geschäftsausschuß vertretenen Sachverständigen für China, und in enger Zusammenarbeit mit der deutschen Regierung, den Industrieverbänden, bearbeitet die Gesellschaft die größeren Projekte vom national-wirtschaftlichen Gesichtspunkte aus. Die geschäftliche Durchführung überläßt die Gesellschaft aber besonders zu bildenden industriellen Gruppen oder einzelnen Firmen, die sie mit den maßgebenden Kreisen in China in Verbindung bringt.

In der China-Studien-Gesellschaft sind die großen Industrie-Verbände, die großen Banken und die größten industriellen Firmen vertreten.

Außerdem hat die Gesellschaft in verschiedenen Plätzen in China ihre Vertrauensleute sitzen, die laufend über die wirtschaftliche Entwicklung ihres Gebietes berichten und die persönlichen Beziehungen zu den leitenden Behörden und Wirtschaftskreisen Chinas aufrecht erhalten.

Da die China-Studien-Gesellschaft kein direktes geschäftliches Interesse hat, sondern nur für national-wirtschaftliche Zwecke arbeitet, unterstützt sie jede Möglichkeit, die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen China und Deutschland zu fördern und auszubauen. Durch ihre Beziehungen ist es ihr auch bereits gelungen, bei größeren Projekten, namentlich auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens, eine Zusammenarbeit zwischen Deutschland und China in die Praxis zu übersetzen.

Im Oktober dieses Jahres sendet die China-Studien-Gesellschaft eine Kommission nach China, die neben der Orientierung

über die wirtschaftliche Entwicklung und den industriellen Aufbau des Landes, persönliche Beziehungen zur Zentralregierung und den Provinzialbehörden, sowie den Wirtschaftskreisen Chinas weiter fördern soll, und um gleichzeitig auch größere Projekte, die für die deutsche Industrie ebenso wie für China von Interesse sind, vorzubereiten.“

Ostasiatischer Verein

Dieser Verein wird von Dr. Mohr geführt, der sich augenblicklich in China aufhält, unter dessen Hand er sich einer ständigen Fortentwicklung erfreut.

„Das Arbeitsfeld des Ostasiatischen Vereins Hamburg-Bremen e. V., der in Hamburg 1, Alterdamm 15, seinen Sitz hat, sind die Länder Ost- und Südostasien, also Gesamt-China mit seinen Nebenländern und Hongkong, Ostsibirien, Japan und seine Kolonien: Altjapan, Korea, Formosa, Kuantung-Pachtgebiet sowie das Mandatsgebiet der ehemals deutschen Südseebesitzungen nördlich des Äquators, Hongkong, die Philippinen, Niederländisch-Indien, Siam, die Malaienstaaten und die Straits Settlements (Penang, Singapore usw.) sowie Französisch-Indochina, Australien, Neuseeland, Samoa und die früheren deutschen Besitzungen in der Südsee.

Der Zweck des Vereins ist:

die Förderung deutscher Handels- und Industrieinteressen in seinem Arbeitsfeld;

die Wahrnehmung dieser Interessen in Deutschland, insbesondere soweit sie durch seine Mitglieder und die deutschen Organisationen seines Arbeitsfeldes verkörpert sind;

die Zusammenarbeit mit Verbänden, Vereinen und sonstigen Organisationen, die die kulturellen, wissenschaftlichen und sonstigen Beziehungen Deutschlands nach den Ländern seines Arbeitsfeldes pflegen;

die Pflege geselliger und persönlicher Beziehungen unter seinen Mitgliedern und den in seinem Arbeitsfelde tätig gewesenen oder noch tätigen Deutschen.

Diesen Zweck sucht der Verein zu erreichen durch den Zusammenschluß aller deutschen Handels-, Industrie-, Schifffahrts- und sonstigen Wirtschaftskreise, die ein dauerndes deutsches Wirtschaftsinteresse nach einem der Länder seines

Arbeitsfeldes bekunden sowie durch eine enge Verbindung mit den deutschen Wirtschaftsorganisationen, die sich innerhalb seines Arbeitsfeldes der Wahrnehmung der allgemeinen deutschen Wirtschaftsinteressen widmen. Mit ihnen ist der Ostasiatische Verein Hamburg-Bremen in eine enge Interessengemeinschaft eingetreten, derart, daß der Ostasiatische Verein Hamburg-Bremen für Deutschland der Vertreter aller dieser Organisationen ist. In diesem Sinne stellt der Ostasiatische Verein Hamburg-Bremen einen Regionalverein dar, der die anerkannte Vertretung der deutschen Handelskammern in Übersee hat. Es muß ausdrücklich festgestellt werden, daß es sich hier nicht um eine ausschließlich hamburgische und bremische Organisation handelt, auch nicht lediglich um eine Organisation aus Handelshäusern, sondern um eine Organisation, deren Mitglieder in Handel und Industrie über das ganze Deutsche Reich verteilt sind.“ (Von Dr. Richter).

Verein der chinesischen Studenten

Der Verein der chinesischen Studenten, Sitz Berlin, wurde vor etwa fünfzig Jahren gegründet. Er umfaßte damals nur etwa vierzig chinesische Studenten als Mitglieder.

„Schaffung von kulturellen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Mitgliedern“,

„Schaffung einer engen Zusammenarbeit zwischen der chinesischen und deutschen akademischen Jugend“, waren die Ziele dieses Vereins.

Nach dem Weltkriege hat die Zahl der chinesischen Studenten in Deutschland sich sehr stark vermehrt. Das alte Vereinshaus erwies sich mit seinen drei Zimmern nun als viel zu klein, und im Jahre 1932 wurde in das jetzige Quartier, Leibnitzstraße 62, in dem sieben Räume zur Verfügung stehen, übergesiedelt.

Dieses besitzt eine Bibliothek mit chinesischer und deutscher Literatur, ein Lesezimmer, Bürozimmer, Billardzimmer und Versammlungszimmer.

Heute hat dieser Verein mehr als dreihundertfünfzig Mitglieder, denen stets wissenschaftliche Hilfe, gesellschaftliche Unterhaltungen, Studienreisen und Besichtigungen in reichem Maße geboten werden.

Besondere Ortsgruppen dieses Vereins sind in München, Dresden, Frankfurt a. M., Breslau, Darmstadt und Freiburg i. Br. gegründet worden.

Verein der chinesischen Studenten aus den drei ostchinesischen Provinzen

Die chinesischen Studenten aus den drei ostchinesischen Provinzen, der Mandschurei, sind vor der japanischen Besetzung dieses Gebietes in besonders reicher Zahl nach Deutschland gekommen. Diese haben zusammen eine Vereinigung gegründet, in dem Sinne, sich, bedroht von ihren Nachbarn, besonders eng zusammenzuschließen, um einen gemeinsamen Kampf gegen die Bedroher aufnehmen zu können.

Nachdem ihnen ihre Heimat weggeraubt worden ist, haben sie sich die außerordentlich wichtige Aufgabe gestellt, als Vorkämpfer der chinesischen Akademiker für die Rückgewinnung des verlorenen Gebietes zu wirken. Dieser Verein hat anlässlich der vierjährigen Wiederkehr des Tages der japanischen Besetzung der Mandschurei eine aufklärende Denkschrift herausgegeben, die den Titel führt: „Wie sieht ‚Mandschukuo‘ aus?“

Verein der ehemaligen Dozenten und Studenten der Tungpei-Universität

Eine Ortsgruppe dieses Vereins ist in Deutschland, wie auch in England, Frankreich und Amerika, ins Leben gerufen worden. Die Tungpei-Universität, die eine der besten chinesischen Universitäten war, mußte nach der japanischen Besetzung von ihrem ursprünglichem Sitz in Mukden nach Peiping verlegt werden. Hierdurch sind unzählige wertvolle Instrumente und Maschinen den Eroberern zum Opfer gefallen. Ihre Existenz ist heute nur mit größten Schwierigkeiten aufrechtzuerhalten.

Der Verein will die ganze mit der Tungpei-Universität in Verbindung gestandene und stehende Jugend zusammenfassen, um dadurch eine geschlossene Front für die Befreiung Chinas und besonders der Mandschurei zu bilden.

Chinesischer Kulturdienst

Der „chinesische Kulturdienst“ in Berlin ist in seiner ursprünglichen Form eine Gründung des Herrn Lin Tsiu-Sen, die aus dem Wunsch heraus entstand, allen, die über irgendwelche chinesischen Verhältnisse Auskunft zu erhalten wünschen, mit sachlichen Informationen und von Fall zu Fall auch mit Arbeitsmaterial zu dienen.

In drei Abteilungen wird versucht werden, diesen Anforderungen nachzukommen.

Die Abteilung I sammelt in einem umfangreichen Zeitungsarchiv die Nachrichten der mitteleuropäischen Presse und sorgt dafür, daß nötigenfalls Irrtümer in den vorliegenden Meldungen berichtigt werden.

Außerdem werden von ihr Besprechungen der deutschen China-Literatur in der chinesischen Presse besorgt.

Die Abteilung II gibt die Veröffentlichungen des Chinesischen Kulturdienstes heraus. Zur Zeit liegen in deutscher Sprache vor:

Lin Tsiu-Sen: Ein Körnchen Wahrheit über den Fernen Osten. Verlag Hans W. Gerlt, Berlin-Charlottenburg 2.

Lin Tsiu-Sen: Familienleben in China. Mit einem Vorwort des Herrn Liu Chung-Chieh, bevollmächtigtem Minister der Chinesischen Republik für das Deutsche Reich (Ebenda).

Tsiang Ting-Fu, Professor an der Tsin-Hua-Universität, Peiping: Das kämpfende China. Die fördernden und hemmenden Kräfte in dem Einigungsproblem Chinas.) Mit einem Vorwort von Professor Otto Franke, Berlin. (Ebenda).

Die Abteilung III hat die Aufgabe, Aufklärungsschriften über das neue Deutschland nach China weiterzuleiten.

Die Geschäftsstelle des Chinesischen Kulturdienstes befindet sich in Berlin-Charlottenburg 4, Schlüterstraße 54, II. Fernruf: J 1 Bismarck 3060, C 1 Steinplatz 3275. Sprechstunde: Mittwochs 3—6 Uhr.

China kämpft für seine Freiheit, die auch Deutschland noch nicht in vollem Umfange wiedererlangt hat, es kämpft für Gerechtigkeit, die auch Deutschlands höchstes Ziel ist.

Die vornehmste Aufgabe des Chinesischen Kulturdienstes soll es sein, aus der Schicksalsgemeinschaft der beiden Länder eine Werkgemeinschaft schaffen zu helfen.

Deutsch-Chinesischer Akademiker-Kreis

Das größte Verdienst für das Verständnis zwischen der chinesischen und deutschen akademischen Jugend hat sich der Deutsch-Chinesische Akademiker-Kreis erworben. Hier sei ein Bericht von einem der tatkräftigsten Förderer dieses Vereins, H. Rocholl, Dozent an der Hochschule für Politik wiedergegeben:

„Der ‚Deutsch-Chinesische Akademiker-Kreis‘ wurde Mitte Juli 1934 vom ‚Verband für den Fernen Osten E. V.‘ und dem ‚Verein Chinesischer Studenten E. V.‘ zur Pflege der persönlichen Beziehungen zwischen den in Berlin studierenden Chinesen, deren Zahl in den letzten Jahren auf über 300 angewachsen ist, und ihren deutschen Kommilitonen sowie den sonstigen deutschen China-Freunden gegründet. Seit dem Sommer 1934 bis zum Ende des Sommersemesters 1935 hat der ‚Deutsch-Chinesische Akademiker-Kreis‘ 15 regelmäßige Veranstaltungen im chinesischen Tientsin-Restaurant in Charlottenburg, sowie sechs größere Sonderveranstaltungen durchgeführt. An fünfzehn Abenden trafen sich bis zu 70 deutsche und chinesische Jungakademiker zu einem gemeinsamen Abendessen, an das sich jeweils ein längeres Referat von etwa 40 Minuten Dauer anschloß. Folgende Vorträge wurden seit der Gründung des ‚Deutsch-Chinesischen Akademiker-Kreises‘ gehalten:

1. von deutschen Referenten:

Diplomvolkswirt H. Rocholl: ‚Von der Meistbegünstigung zur Großraumwirtschaft‘.

Unterbannführer Hassenpflug: ‚Arbeit und Entwicklung der Hitler-Jugend.‘

Dr. Werner Hagert: ‚Die Deutsche Studentenschaft und ausländische Studenten in Deutschland‘.

Reinhold Werner: ‚Die neue deutsche Sozialordnung‘.

Dr. Schröder: ‚Geheimnisse des Rundfunks — der Asien-Richtstrahler‘.

Dr. Oswald Vopelius: ‚Aufbau und Arbeit des Reichsnährstandes‘.

Dr.-Ing. Ude: ‚Wissenschaftliche Ingenieurarbeit‘ (mit Lichtbildern).

Syndikus Dr. Kopsch: ‚Die Neuorganisation der gewerblichen Wirtschaft‘.

2. von chinesischen Referenten:

Herr Lu Dschenguo: ‚Wiederaufbauarbeit in China‘.

Herr Dipl.-Ing. Yü Chi: ‚Moderner Straßenbau in China‘,

Herr Ling Tsiu-Sen: ‚Die Erneuerung der Chinesischen Schriftsprache‘,

Dr. Wang Chao-Cheng: ‚Kulturbeziehungen zwischen China und Europa‘.

Herr Yü Jui-Jen: ‚Die Währungspolitik der chinesischen Zentralregierung‘.

An Sonderveranstaltungen sind erwähnenswert:

eine deutsch-chinesische Weihnachtsfeier im Hause von Herrn Vizepräsidenten Dr. Linde am 22. Dezember 1934;

eine Führung durch die 7. Internationale Automobil- und Motorrad-Ausstellung Berlin 1935 für 35 chinesische Studenten und Akademiker am 21. Februar 1935;

ein gemeinsamer Besuch der Leipziger Frühjahrsmesse mit Sonderführungen am 6. März 1935;

ein Semester-Abschluß- und Empfangsabend im Deutschen Auslandsklub am 22. März 1935, auf dem der chinesische Lektor an der Universität Breslau, Pung-Fai Tao, einen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag über das Erziehungs- und Unterrichtswesen in China hielt;

ein gemeinsamer Besuch der Ausstellung ‚Das Wunder des Lebens‘ am 11. April 1935;

eine Diskussion über den vom Verein Chinesischer Studenten E. V. aufgeführten Film ‚Kung-Guhlian‘ (Lebensweg einer Frau) in den Räumen des Vereins am 8. Mai 1935;

der Besuch der großen Reichsnährstand-Ausstellung in Hamburg am 30. Mai 1935; 17 Mitglieder des ‚Deutsch-Chinesischen Akademiker-Kreises‘ nahmen an der Studienfahrt teil. Einen sehr gelungenen Abschluß der Veranstaltungen des ‚Deutsch-Chinesischen Akademiker-Kreises‘ im Wintersemester 1934/35 und im Sommersemester 1935 bildete die Dampferfahrt auf der Havel nach dem schön gelegenen märkischen Dorf Phöben bei Werder am 29. Juni 1935. Vom Wetter außerordentlich begünstigt, verlief diese Fahrt in der harmonischsten Weise und vereinte noch einmal vor einer längeren

Sommerpause über 120 deutsche und chinesische Teilnehmer. Vizepräsident Dr. Linde konnte in Peking den Chinesischen Gesandten, Excellenz Liu, mit seinen Angehörigen, sowie eine Reihe hervorragender Persönlichkeiten des Auswärtigen Amtes, des Außenpolitischen Amtes, der China-Studien-Gesellschaft, der Reichsgruppe Industrie, sowie die große Mehrheit der Mitglieder des Vereins Chinesischer Studenten und sonstige hochstehende chinesische Gäste begrüßen.

Der ‚Deutsch-Chinesische Akademiker-Kreis‘ ist im Laufe der letzten fünfzehn Monate zu einer traditionellen Einrichtung geworden, die aus dem Leben der chinesischen Studenten und Jungakademiker in Berlin und ihrer deutschen Freunde fast nicht mehr hinweg zu denken ist. Über 350 junge Deutsche und junge Chinesen werden durch die — wie oben geschildert — sehr verschiedenartigen, stets aber allgemeines Interesse findenden Veranstaltungen des ‚Deutsch-Chinesischen Akademiker-Kreises‘ zusammengeführt. Viele persönliche Bekanntschaften und Freundschaften sind bei den Essen im Tientsin- und Taitung-Restaurant, bei den gemeinsamen Besichtigungen und Besuchen von Ausstellungen und Messen und den sonstigen Veranstaltungen geschlossen worden. So manchem jungen Chinesen hat erst der ‚Deutsch-Chinesische Akademiker-Kreis‘ den Weg in eine deutsche Familie und zu seinen deutschen Studienkameraden geebnet.

Auch im Studienjahr 1935/36 wird der ‚Deutsch-Chinesische Akademiker-Kreis‘ bemüht sein, die Freundschaft zwischen der deutschen und chinesischen Jugend in Berlin und auch in anderen deutschen Universitätsstädten zu stärken und zu festigen.“

England — China

Die Auswirkungen des englischen Imperialismus können wohl als Keil bezeichnet werden, der das friedlich lebende China aufspaltete. Alle Verluste Chinas, wie Abtretung von Gebietsteilen, Mißkredite in der Wirtschaft, Öffnung der Häfen, Geburt der Exterritorialität, Stationieren der fremden Truppen usw. sind eine Folge dieses vordringenden Keils gewesen.

Mit dem Siege im Opiumkrieg im Jahre 1842 hat England den Weg der Ausbeutung Chinas für alle imperialistischen Staaten

eingeschlagen und geebnet, und es selbst setzte seine Arbeit aktiv fort, — Besetzung und Eroberung. — Ein Vertrag wurde nach dem anderen abgeschlossen, wodurch China in kurzer Zeit seine politische und wirtschaftliche Selbständigkeit völlig verlor.

England gewann die meisten und größten Vorrechte in westlichen und südlichen chinesischen Gebieten, und auch das ganze Yangtse-Tal, eine Hauptader des chinesischen Reiches, steht seitdem unter englischem Einfluß. So ist es während der Tsing-Dynastie der tapferste und rücksichtsloseste Ausbeuter gewesen; und darum konnte England mit Hochmut behaupten, daß seine Fahne zu jeder Zeit von der Sonne beschienen wird, eine Sentenz, die in der Jetztzeit allerdings nur mehr selten gehört wird. Vielleicht ist es darum, daß der ehemalige Stolz langsam zu einer gegenwärtigen Sorge sich zu verwandeln begonnen hat.

In der Anfangsperiode hatte England Bündnisse auf Bündnisse, besonders mit Japan, abgeschlossen und es zu einer gemeinsamen Ausbeutung herangeholt, um dadurch besonders die russischen Einflüsse in China einzudämmen. England ist es zuzuschreiben, daß in Japan der Imperialismus und Kapitalismus sich ausbildeten, die ihm bis dahin gänzlich fremd waren. Und wenn heute die Engländer sich darüber beklagen, daß ihr Absatzmarkt immer mehr von Japan eingeengt wird, dann haben sie dieses nur den Verdiensten ihrer eigenen Landsleute zu verdanken, die damals ihre übertrieben projapanische Politik betrieben haben, was durch Studienkommissionen, wie viele England auch schicken mag, wohl nicht gut gemacht werden kann. Erst im Jahre 1922 gab England auf Betreiben Kanadas das Bündnis mit Japan auf, um einen neuen Weg nach Amerika anzubahnen.

Da China unter dem englischen Imperialismus am meisten zu leiden gehabt hatte, waren nach der chinesischen Nationalerhebung die Stimmen gegen England besonders laut. Unklugerweise haben die Engländer nach der Gründung der chinesischen Republik trotzdem in China mehrmals wieder ihre Waffengewalt anzuwenden versucht, wie in der brutalen Massaker am 30. Mai 1925, wo hunderte von schuld- und schutzlosen Studenten, Arbeitern, Frauen und Kindern niedergeschossen wurden.

Dadurch wurde allerdings ein geschlossener Widerstand des chinesischen Volkes hervorgerufen, der schneller zustande kam,

als man denken konnte. Überall brachen in englischen Unternehmungen gewaltige Streiks aus, und gegen die englischen Waren wurde der Boykott durchgeführt, wodurch das britische Prestige zum ersten Male auf einen nicht erwarteten energischen Widerstand stieß, und der Handel Englands mit China fast völlig lahmgelegt wurde. Dieses drückte damals der Engländer L. N. Leefe in folgenden Worten aus:

„Das britische Prestige und der britische Handel gehen ihrem Ruin entgegen, wenn dem Boykott kein Ende gesetzt wird. Der Handel in Hongkong ist zu vollkommenem Stillstand gebracht. Die britischen Schiffsgesellschaften haben keinen Frachtverkehr mit Canton und Swatau mehr; sie alle werden das Geschäft aufgeben müssen, wenn die britische Regierung nicht irgend etwas tut. In Südchina ist es heute unerlässlich, daß der Händler kein britischer Untertan sei. Gibt es etwas Demütigeres? . . .“. (Tang Leang-Li, „China in Aufruhr“, Zitat aus der Morning Post vom 14. Januar 1926.)

In den folgenden Jahren wurde die antienglische Stimmung immer größer, und ihre Rückwirkung war der starke Rückgang der britischen Einfuhr in China.

Die Boykottbewegung hatte besonders das chinesische Nationalbewußtsein gestärkt. Und so konnte die chinesische Volkspartei im September 1926, als sie ihren Siegeszug von Kanton nach Mittelchina antrat, von Hankow aus erklären, daß alle alten Verträge von der neugeborenen Nation nicht anerkannt würden, und aufgehoben seien.

Die englische Niederlassung in Hankow wurde von der chinesischen Nationalarmee zurückgewonnen. Am 18. Dezember 1926 erklärte England in einem Memorandum, daß es bereit sei, auf alle Sonderrechte zu verzichten. Auch den Hafen Wei-Hai-Wei hat England China nach Ablauf des Vertrages anspruchlos zurückgegeben. Englands Raublust trat in ein gewisses Ruhestadium ein.

Ein wichtiger Punkt, der in der Zukunft in den chinesisch-englischen politischen Beziehungen eine Rolle spielen wird, ist das Tibet-Problem. Seit 1907, nach dem englisch-russischen Vertrag, gewann England immer stärkeren Einfluß in Tibet, das rechtlich ein Gebietsteil Chinas ist. Auf englische Hetze hin erklärte Tibet seine Selbständigkeit; und die mehrmaligen Verhandlungen, die China mit Tibet und England führte, verliefen alle

wegen des rücksichtslosen Verlangens Englands und Tibets ergebnislos.

Infolge der Unruhen in China glitt Tibet ganz in das englische Fahrwasser. Unter der Führung des Dalai-Lama, der mehrere Jahre lang in Indien unter englischer Bewachung gelebt hatte, begannen die Tibetaner mit englischer Hilfe im Inneren Chinas vorzudringen. Verschiedene Gebiete wurden von ihnen besetzt, die erst wieder in späteren Jahren von der chinesischen Armee zurückerobert wurden.

Nach dem Tode des Dalai-Lama, im Jahre 1934, begann sich die tibetanische Bevölkerung nach der Rückkehr des Bantschan-Lama zu sehnen, der vom Dalai-Lama verdrängt worden war und mehrere Jahre lang in China gelebt hatte. Er hatte seine Residenz in Nanking, Peiping und anderen wichtigen Städten Chinas genommen und sich an allen wichtigen Konferenzen der chinesischen Regierung beteiligt. Mit aller Kraft strebte er danach, alles, was zu seinem Einflußbereich gehörte, unter die chinesische Regierung zu stellen. In Tibet werden jetzt die Stimmen sehr vernehmbar, die fordern: — Los von England! Zurück zu China! —

Bei der Versöhnungspolitik der Großmächte ist England am stärksten hervorgetreten, was noch durch den Rückgang seines Handels, Uneinigkeiten mit Irland, Sorgen um Kolonialgebiete, Spannungen in Europa und Afrika verstärkt wurde. Doch hat England China zu tief ins Herz gestoßen, — so daß dieses erst dann seine Schmerzen wird vergessen können, wenn England noch zur Zeit sein Messer ganz herausziehen wird.

Frankreich — China

Nur dem Weltkrieg ist es zu verdanken, daß der Vormarsch der imperialistischen Staaten in China eingedämmt wurde. Frankreich wurde hiervon auch sehr stark betroffen.

Das französische Vordringen in China kann deutlich in zwei Abschnitte geteilt werden. — Vor dem Krieg: Mission, Investierung, Kriegsschiffe, Besetzung, Eroberung. Während und besonders nach dem Kriege: Aufrechterhaltung der Raubbeute.

So versuchte Frankreich in der Nachkriegszeit sich möglichst ruhig und zurückhaltend zu verbergen, um nicht in den Mittel-

punkt der chinesischen Politik gerückt zu werden und seine Kolonie ungestört ausbeuten zu können.

Die anfängliche Ausbeutungspolitik Frankreichs ging immer Hand in Hand mit der des zaristischen Rußland, um gemeinsam, einer von Norden, einer von Süden, in China einmarschieren zu können. Doch war das französisch-russische Bündnis nicht imstande, mit dem zwischen England und Japan bestehenden zu konkurrieren. Infolgedessen mußte Frankreich sich mit dem Südwesten Chinas begnügen und seine Entwicklungsmöglichkeiten immer weniger werden sehen. Das lag hauptsächlich daran, daß Frankreich sich einerseits nach dem Weltkriege vor einem Revanchekrieg fürchtete, und andererseits die Revolution in Rußland seine Stütze gebrochen hatte.

Daß das französische Vorgehen gegen China vor dem Kriege sehr eifrig und rücksichtslos war, kann man besonders aus kleinen Dingen ersehen. Als Entschädigung für ein durch die chinesischen Revolutionskämpfe auf chinesischem Gebiet zerstörtes Geschäft forderte Frankreich 60 000 Dollar, während England 2000 und die damals als teuersten Länder geltenden Nationen, Deutschland und Belgien, je nur 30 000 Dollar verlangten. Ein dem französischen Staate gehörender, getöteter Hund kostete China 300 Dollar, ein Huhn und eine Ente einen Dollar, die in Wirklichkeit nur 30 Pfennige Wert waren. — Der Versailler Vertrag hat diese Grenzen nicht erreicht. —

Frankreich hatte zuallererst einen Blick auf Süd-China geworfen und war ständig bemüht, Kapital für den Bau von Eisenbahnen zu investieren. Auch die ostchinesische Eisenbahn, die von Rußland in der Mandschurei gebaut wurde, entstand zum größten Teil aus französische Gelde. Neben den von Frankreich halb finanzierten Bahnen sind eine Reihe von Eisenbahnen aus rein französischem Kapital gebaut worden, wie die Tien-Yüö-, Gue-Yüö- und die Dscheng-Tai-Bahn. Die letztere, die in Mittelchina liegt, ist von der chinesischen Regierung angekauft worden. Obwohl die anderen beiden, die in südchinesischen Provinzen liegen, durch ihre Länge von insgesamt nur 120 chinesischen Li, nicht von besonderer Bedeutung scheinen, sind sie doch in Wirklichkeit äußerst wichtig, da diese die wichtigsten Städte und Hauptstädte der südchinesischen Provinzen verbinden und ihre Schienen nicht der in China üblichen Norm entsprechen, sondern mit denen der französischen Kolonie in Annam gleich sind.

Außerdem stehen diese Bahnen, wie auch die japanische Eisenbahn in der Mandschurei völlig unter französischer Verwaltung, wodurch die Bevölkerung dem Vorgehen dieser ganz ausgeliefert ist.

Die französische Kolonisierung in Annam, das zu dem chinesischen Kulturkreis gehört, geht besonders rücksichtslos vor. Es ist dort jegliche Beschäftigung mit chinesischer Literatur verboten, die chinesische Schrift abgeschafft, und ihr weiterer Gebrauch streng untersagt worden; außerdem kann ein Annamese viele Unannehmlichkeiten bei seiner Rückkehr erleben, wenn er einmal nach China ausreist. Alles dieses geschieht, um die nächste Generation in Annam völlig von der chinesischen Kultur zu isolieren.

Aus allen diesen Gründen ist ersichtlich, daß ein Aufstieg Chinas den Franzosen sehr unerwünscht ist, und sie nach Möglichkeit versuchen, ihn zu verhindern.

Es zeigte sich schon bald nach der Besetzung der Mandschurei durch die Japaner, im Jahre 1931, eine starke Neigung Frankreichs zu Japan, als der von seinen Interessenten geleitete Völkerbund unter dem Vorsitz von Briand tagte und wieder tagte, jedoch keinen Beschluß herbeiführte. Es schien so, daß Frankreich nur dann die Verträge für heilig hält, — die oft von ihm propagierte „Heiligkeit der Verträge“ —, wenn es sich um seinen Vorteil handelt. Ferner hat Frankreich sogar als erster dem von Japan geschaffenen, sogenannten „Mandschukuo“, Anleihen bewilligt.

Alles dieses kann für China nicht als angenehm empfunden werden, trotzdem es sehr unauffällig vor sich gegangen ist. Infolge des Emporkommens Deutschlands hat Frankreich sich jetzt wieder eifrig in Bewegung gesetzt, mit nahen und fernen Nachbarn Bündnisse und Nichtangriffspakte zu schließen, wie es sie früher zur Überwältigung der China-Frage auch geschaffen hatte.

China gegenüber strebt Frankreich danach, eine besondere kulturelle Beziehung anzubahnen, — während es andererseits aber wieder in Annam die chinesische Kultur zu vernichten sucht, — um die politischen Gegensätze aus dem Blickfeld zu ziehen. Jedoch ist es jedem Chinesen klar, daß der französische Ausbeutungsapparat noch immer bereit dasteht und zu jeder Zeit neue Aufnahmen machen kann. Vorteilhafter wäre es sicher, wenn Frankreich auch den Apparat entfernen würde!

Italien — China

Kurz nach Beginn der christlichen Zeitrechnung entstanden die Beziehungen zwischen China und dem römischen Imperium auf die Vermittlung von Parthia hin und die ältesten Beziehungen zum Abendlande überhaupt. Im Jahre 166 entsandte Rom eine Delegation nach China, und hiernach begann eine rege Entwicklung des Handels zwischen China und Italien, die aber durch die Herrschaft der Mohammedaner in Arabien um 628 sehr eingeengt wurde und in Stillstand überging.

Im 12. Jahrhundert kam Marco Polo nach China und diente achtzehn Jahre lang als Beamter am chinesischen Hofe. Nach seiner Rückkehr nach Europa veröffentlichte er einen langen Bericht über seine Reise, wodurch China erneut im europäischen Blickfeld erschien.

Zur Zeit der Ming-Dynastie, um 1400, erwarb sich der Italiener Matteo Ricci in China große Verdienste um die Verbreitung europäischer Wissenschaften, was China dankbar anerkannte. Das römische Reich äußerte seinerseits besondere Hochachtung gegenüber China, brachte ihm bis zum Anfang der Tsing-Dynastie, um 1700, regelmäßig Geschenke und nannte es das „Himmelreich“.

Seit dem Opiumkriege, der Chinas Souveränität zerstörte, sank sein Ansehen auch bei den Italienern. Ebenso, wie die anderen Mächte versuchte auch Italien Sonderrechte und Begünstigungen in China zu erhalten, die es im Jahre 1866 durch die Vermittlung eines französischen Dolmetschers auch tatsächlich erlangte. Ein Handelsvertrag wurde abgeschlossen, eine Gesandtschaft eingerichtet, wodurch eine ausgesprochen diplomatische Beziehung zustandekam.

An der sogenannten „Strafexpedition“ gegen den Boxer-Aufstand hatte Italien ebenfalls Anteil und erhielt dadurch eine reichliche Beute. Lange Zeit folgte Italien der Expansionspolitik der Großmächte in China, und doch mußte es stets wegen der späteren Beteiligung und eigenen Schwäche eine Zurücksetzung erfahren.

Obwohl der italienische Handel in der folgenden Zeit keine große Bedeutung hatte, so war doch immer noch ein langsames Anwachsen zu verzeichnen. Nach dem Weltkriege sank, infolge

der Unruhen in China und zugleich der Unstimmigkeiten in Italien, der Handel gewaltig.

Mit Mussolini begann eine neue Aera der italienisch-chinesischen Beziehungen. Er zeigte besonders große Sympathie für China und nahm erfreulicherweise Stellung für China zur Zeit der Besetzung der Mandschurei und der Bombardierung von Schanghai von seiten der Japaner.

In der letzten Zeit ist ein großer politischer und wirtschaftlicher Gegensatz zwischen Italien und Japan entstanden. Italien hatte und hat, ebenso wie die anderen europäischen Länder, unter Japans Dumping-Politik sehr zu leiden, und überall auf den italienischen Märkten macht sich die japanische Konkurrenz stark fühlbar.

So ist es selbstverständlich, daß Italien gegenüber China besondere und steigende Herzlichkeit zeigt. Ein geschickter politischer Zug von Mussolini war im Jahre 1934 die Erhebung der italienischen Gesandtschaft in China zur Botschaft, ein Posten, der bis dahin nur von Rußland gestellt worden war. China hatte schon mehrmals von England, Frankreich und Amerika verlangt, ihre Gesandtschaften zu Botschaften zu erheben, dieses war aber immer ohne Erfolg gewesen.

Es besteht ein Abkommen unter den Großmächten, daß, wenn eine Nation die Absicht hätte, ihren Gesandtenposten zu einem Botschafterposten zu erheben, sie zuerst ihre Zustimmung bei den anderen Mächten einholen müßte. Italien hatte sein Vorhaben den anderen Nationen mitgeteilt, hatte es aber auch sogleich in die Wirklichkeit umgesetzt, ohne die allseitige Einwilligung abzuwarten. Erst im Jahre 1935 folgten England, Amerika, Japan und nach ihnen auch Deutschland diesem Beispiel.

Hierdurch wurde als notwendig gezeigt, daß eine ernstliche Zusammenarbeit unbedingt nur auf gegenseitigem, gleichem Ansehen möglich sei. Natürlich fühlte China sich gerade dem Lande zu besonderem Dank verpflichtet, das zuerst dieses Entgegenkommen gezeigt hatte, und das war Italien.

Zur Entwicklung der kulturellen Beziehungen zwischen China und Italien wurden italienische und chinesische Akademien in Rom und Nanking eingerichtet. Danach erfolgte ein reger Studenten- und Professorenaustausch. Auch mehrere chinesische Studienkommissionen wurden nach Italien gesandt. Die Zahl der chinesischen Studenten hat sich in der letzten Zeit sehr

vermehrt. Oft wird ihnen freies Studium und kostenlose Unterkunft gewährt. Besonders geben die italienischen Fabriken, im Gegensatz zu vielen anderen Ländern, den chinesischen Studenten die Möglichkeit, in allen technischen Gebieten praktizieren zu können, an erster Stelle die Flugzeugfabriken.

Es ist deswegen kein Wunder, daß in China sehr viel Flugzeuge italienischen Fabrikats fliegen. Die italienische Flugzeugeinfuhr wird von Tag zu Tag vermehrt.

Obwohl die chinesischen und italienischen Beziehungen sich immer mehr zu verstärken scheinen, ist Italien noch nicht geneigt, alle Sonderrechte in China aufzugeben und die dort stationierten italienischen Truppen zurückzuziehen, was aber sehr zu wünschen wäre. Für die Weiterentwicklung des Verhältnisses und überhaupt die Stimmung Chinas gegenüber Italien kann vielleicht, wie man vorausahnen könnte, die Entwicklung des italienisch-abessinischen Konflikts nicht ganz ohne Einfluß bleiben.

Japan — China

Als Friedensträger, mit der Parole „Aufrechterhaltung des Friedens im fernen Osten“, ist Japan mehrmals, besonders in den letzten Jahren, hervorgetreten. Hierzu muß man zuerst die Frage aufwerfen: Wer ist eigentlich der Friedenstörer? Die Antwort wird wohl lauten müssen, daß es vielleicht auch niemand anderes ist als Japan selbst.

Diese „Erhaltung des Friedens“ hat China schon mehrere Provinzen und unzählige Menschen gekostet. Die Besetzung der Mandschurei, die Eroberung der Provinz Jehol und des Gebiets um die große Mauer, die Bombardierung in Schanghai und die Bedrohung Nordchinas — soll alles dieses vielleicht als Aufrechterhaltung des Friedens gelten oder als Gegenteil?

Daß die Beziehungen zwischen China und Japan in der letzten Zeit sich so entwickelt haben, ist sehr traurig und bedauerlich. Zwischen diesen beiden Ländern bestand vor mehr als 2000 Jahren eine sehr gute kulturelle Verbindung. Schon während der Zeit der Han-Dynastie, um 206 v. Chr., drang die chinesische Kultur über Korea nach Japan vor. In der Zeit der Schui (589 bis 617 n. Chr.) und Tang-Dynastie (618 bis 906 n. Chr.) kamen viele japanische Gelehrte und Studenten nach China, um sich

dem Studium der Literatur und besonders der Schrift, die noch heute in Japan verwendet wird, zu widmen.

Besonders tief sinnig bemerkte Professor Inazo Nitobe von der kaiserlichen Universität Tokio zu den Einflüssen Chinas auf Japan in seinem Buch „Japanische Charakterzüge und ausländische Einflüsse“:

„China besaß die älteste und am meisten fortgeschrittene Zivilisation. Korea gedieh unter seiner geistigen und politischen Leitung. Später gaben die Koreaner ihre importierten Künste und Wissenschaften nach Japan weiter, als es gerade aus dem Bronzezeitalter hervorging. —

Das Eindringen chinesischer Kultur — von einem Eindringen anderer Art finden wir in keiner Periode der japanischen Geschichte eine Spur — war schon im vierten Jahrhundert nach Chr. in vollem Gange, als China unter der Herrschaft der berühmten Tang-Dynastie stand. In Kunst und Literatur, in Philosophie und Recht, in Verwaltung und Handwerk übten chinesische Lehren und Unterweisungen nachweislich den mächtigsten bildenden Einfluß. Man befolgte sie ohne jede Art von Zwang. Es war ein Eindringen einer wirklich höheren Kultur, die wohltätig und selbstätig in die armen, tiefer liegenden Ebenen floß.“ (Chih Meng, „China spricht“ S. 112/113).

So haben diese beiden benachbarten, gleichrassigen Völker in gutem Einvernehmen gelebt. Japan hat mehrmals dem chinesischen Hof Geschenke gebracht, und der chinesische Kaiser hat japanischen Regenten ehrenvolle Titel verliehen.

Eine auffällige Wendung in diesem freundschaftlichen chinesisch-japanischen Verhältnis trat ein, als Japan seit der Meiji-Restauration (1868) mit Europa in Berührung kam und die Kunst des Menschenmordens erlernte, um, wie ursprünglich beabsichtigt, den Weltmächten entgegentreten zu können, was es auch bald mit einem glorreichen Siege erreichte. Nach dem russisch-japanischen Krieg im Jahre 1905 wurde Japan in die Reihe der Großmächte aufgenommen.

Nach dieser Aera seiner Reorganisation begann Japan seine Expansionspolitik gegen China zu betreiben. Sie nahm ihren Anfang mit der Aneignung der Lio-Zio-Insel, von Formosa und Korea, die zuerst alle unter chinesischer Hoheit standen. Durch jeden neuen Sieg vergrößerte Japan seinen Einflußbereich in China.

Nach der Gründung der chinesischen Republik hat Japan die inneren Unruhen Chinas stets auszunützen verstanden, und alle Machthaber erhielten von Japan sowohl Geld als auch Munitionsunterstützungen, sobald sie gegen die Einigung Chinas strebten. Es hinderte sogar offiziell die Nationalarmee, die Vollendung der Einigung durchzuführen, wie es der Fall in der Provinz Schantung im Jahre 1928, war. Und zwar besetzten die japanischen Truppen die Hauptstadt Tsi Nan, um dadurch den letzten Sieg der Nationalarmee zu verhindern.

Als Prinzip für seine Politik hat Japan wahrscheinlich einen alten chinesischen Spruch, „Blüte des Nachbars ist das Unheil des eigenen Landes“, gewählt. So versuchte es alles mögliche Chaos in China zu organisieren, um jeden Fortschritt aufzuhalten.

Japan bildete sogar die Elemente aus, die China in Uneinigkeit bringen sollten. In der japanischen Militärschule Schi Guan wurden z. B. mehrere Sonderklassen für Chinesen eröffnet, und in diese wurden nur diejenigen Studenten aufgenommen, die von den chinesischen Generälen hingeschickt worden waren, die als politische Gegener Chinas galten. So herrschen also schon unter den chinesischen Studenten große Gegensätze, die noch durch die Aufhetzung dieser Schulleitung in höchstem Grade verschärft wurden; und sobald sie nach China zurückkehrten, begann ihre Arbeit der Zersetzung.

Es regte sich bei Japan ein besonderes Unbehagen, als Chang Shiau Liang die Mandschurei, im Gegensatz zu seinem Vater, der Nanking-Regierung unterstellte, wodurch eine restlose Einigung Chinas vollbracht war. Dieses hat sicher auch sehr viel dazu beigetragen, daß Japan die Mandschurei militärisch besetzte.

Mit der Besetzung der Mandschurei begann eine neue Etappe der japanischen Ausdehnungspolitik, und zugleich wurde damit ein Eingangstor für das weitere Vordringen Japans in China geschaffen.

Nach der Besetzung gründete Japan eine sogenannte Selbstverwaltung, und andererseits versuchte es direkte Verhandlungen mit China zu führen.

Die sogenannten schwebenden Streitfragen zwischen Japan und China um die Mandschurei, die von Japan immer als Vorwand für seine Politik benutzt wurden, fanden merkwürdigerweise nach der Besetzung der Mandschurei ihr Ende. Danach

wurde aber eine Reihe neuer Streitpunkte, die andere chinesische Gebietsteile betrafen, von Japan erdichtet.

Als die Weltmeinung sich dann gegen Japan richtete, und die Einmischung des Völkerbundes begann, hielt es es als günstiger, aus der Mandschurei einen Staat zu machen. So ist durch seine Gnade oder Ungnade die „Mandschukuo“ entstanden und Pu I wurde dafür als Puppenkaiser ausgesucht.

Mit den Schreien „Mandschus regieren die Mandschurei“ wollte Japan die Welt über sein wahres Gesicht täuschen, wobei aber sehr deutlich ist, daß die sogenannten Mandschus zum größten Teil Chinesen sind, und die geringe Bruchzahl von Mandschus völlig von der chinesischen Kultur assimiliert worden ist.

Es finden sich in der Mandschurei, die ein Bestandteil Chinas ist, chinesische Menschen, Kultur, Sprache und Schrift, also nichts anderes als Chinesisches.

Wollte man unbedingt von „Mandschus regieren die Mandschurei“ sprechen, so muß man allerdings von den Mandschus sprechen, die die mandschurische und die japanische Nationalität besitzen. Es ist aber nicht etwa so, daß die Chinesen, die Mandschus genannt werden müssen, alle die japanische Nationalität erworben haben, sondern es sind die Japaner, die die Nationalität des von ihnen geschaffenen Staates „Mandschukuo“ erhalten haben. Diese Japaner verlieren dadurch aber nicht ihre japanische Nationalität, trotzdem, wie es im japanischen Gesetzbuch vom Jahre 1899 steht, „jede Person, die eine fremde Staatsangehörigkeit erwirbt, ihre eigene japanische Staatsangehörigkeit verliert“. Auch für die Koreaner ist die japanische Staatsangehörigkeit nicht aufgebbar, auch wenn sie den japanischen Boden verlassen und die japanische Zugehörigkeit aufgegeben haben.

Diese, zwei Nationalitäten besitzenden Japaner können als die „Mandschus“ bezeichnet werden, die die „Mandschurei regieren“; sie regieren sie auch tatsächlich.

In der heutigen Mandschurei herrschen angeblich, nach außen hin, chinesische Minister, in der Tat aber regieren die Vizeminister, die Japaner sind. So ist es in den Ministerien, in den Provinzialregierungen und in den Bezirksverwaltungen. Die chinesischen Beamten gelten als Marionetten gegenüber dem Auslande und als Dolmetscher für ihre japanischen Kollegen.

Militär, Polizei und Gendarmerie liegen natürlich auch in japanischen Händen.

„Pu I ist theoretisch das Oberhaupt des Landes, in der Praxis besitzt er aber nicht die geringste Macht. Sogar in seiner Umgebung sind Japaner als eine Art von Hofräten beschäftigt, die jede Bewegung Pu I's beobachten. In allen Zimmern, in denen Pu I sich aufhält, sind Mikrophone aufgehängt worden, so daß jedes seiner Worte auch außerhalb vernehmbar ist. Also, ein ganz modernes Gefängnis! —

Als Vertreter des Regenten gilt der Ministerpräsident, der die gesamten Regierungsgeschäfte führen sollte. Aber in der Tat muß er sich seinen unterstellten Direktoren der sieben verschiedenen Verwaltungsabteilungen fügen. Alle Regierungsgeschäfte werden von diesen sieben Direktoren, den tatsächlichen Regenten von ‚Mandschukuo‘ erledigt. Und diese Direktoren sind ausnahmslos Japaner!

Alle Minister sind Chinesen; sie haben jedoch die Verpflichtung für Amtsentscheidungen die Erlaubnis bei ihren ihnen formell unterstehenden Abteilungsleitern zu holen, die wieder fast alle Japaner sind. Jede Provinz hat einen Chinesen als Oberpräsidenten und gleichzeitig aber auch einen Japaner als Vizepräsidenten. Zu bestimmen hat jedoch nicht wie üblich der Oberpräsident, sondern der Vizepräsident. Jeder chinesische Landrat hat einen japanischen Berater. Dieser besitzt die Macht, alles zu bestimmen, was die Verwaltung betrifft. Der Landrat darf ohne seine Zustimmung nichts unternehmen. Auch der briefliche Verkehr geht unbedingt durch seine Kontrolle. Außerdem liegen die gesamte Polizei- und Finanzverwaltung des neuen Staates völlig in japanischen Händen; alle höheren Polizeioffiziere und Finanzbeamten sind restlos Japaner.

Zum japanischen Oberbefehlshaber der Kwantungarmee und gleichzeitig zum außerordentlichen und bevollmächtigten Botschafter ‚in besonderer Mission‘ und zum Generalgouverneur von Kwantung wurde General Muto im August 1923 ernannt. Also dieser wurde der tatsächliche Diktator der Mandschurei.

Aus diesen Verwaltungsorganen ist offensichtlich, daß die Behauptung der Japaner, ‚Mandschukuo‘ als unabhängigen Staat zu betrachten, nur leere Worte sind, und ihre eigentliche Absicht, ‚die Mandschurei zu ihrer Kolonie zu organisieren‘, ist.“ (Die Denkschrift „Wie sieht Mandschukuo aus?“ S. 6).

Die chinesische Bevölkerung in diesem Gebiet ist auf Gnade oder Ungnade der japanischen Herrschaft ausgeliefert. Die Unzufriedenheit ist derartig ungeheuerlich, daß mehrere Freiwilligen-Corps, die gewöhnlich von Japan als Banditen bezeichnet werden, in Wirklichkeit aber mit heißer Vaterlandsliebe erfüllte Männer sind, sich gebildet und die Sicherheit des fremden Regimes ständig erschüttert haben und sicher noch stärker erschüttern werden.

Nach der Besetzung der Mandschurei erfolgte die Bombardierung von Schanghai und die Eroberung von Jehol. Trotz aller dieser Schläge wollte Japan China die Hand reichen, um mit ihm Freundschaft zu schließen, in der Hoffnung, daß in China keine Antipathie und überhaupt nichts für Japan Nachteilhaftes entstehen sollte.

China ist natürlich stets bereit, mit jedem Land Freundschaft zu schließen, das China als gleichberechtigt ansieht, und in dem Falle alles auf Gegenseitigkeit beruht. Und warum nicht auch mit Japan? —

Viele chinesische Männer sowohl aus der Politik als auch aus der Wissenschaft waren von dem heißen Wunsche beseelt, einen Weg der Verständigung anzubahnen. Gerade aber zu der Zeit, wo die Stimmen der Versöhnung in beiden Ländern laut wurden, drängte das japanische Militär chinesische Truppen aus Tientsin und Peiping heraus. Ferner verlangte es die Auflösung des Hauptquartiers der Volkspartei in Nordchina und die Absetzung verschiedener chinesischer Staatsbeamten. Dies galt natürlich als besonders schwerer Schlag für die sich um die Zusammenarbeit bemühenden Männer, sowohl in China als auch in Japan.

Wie berichtet wurde, soll dieses Vordringen selbsttätig von dem japanischen Militär unternommen worden sein; und doch kann man heute noch nicht erfahren, ob das japanische Außenministerium oder überhaupt die japanische Regierung irgendeine Maßnahme getroffen hatte, um diese Selbsttätigkeit ihres Militärs zu verhindern. Es hat sich in der letzten Zeit nur gezeigt, daß, während die japanische Diplomatie für eine Verständigung mit China zu werben schien, das Militär immer noch mehr Gebiete besetzte.

Zuzugeben ist, daß in Japan das Militär die größte Macht besitzt und es der Bevölkerung nicht gestattet ist, irgendeine Kri-

tik darüber auszuüben. Die Machtstellung des japanischen Militärs wird besonders ersichtlich aus dem Brief, den Dr. Sherwood Eddy am 8. Februar 1932 der Völkerbundsversammlung schrieb:

„Die rücksichtslose Offensive Japans in der Mandchurei und gegen die Ostküste hat Chinas Herz durchbohrt, sein Volk dazu erweckt, sich seine verzweifelte Notlage zu vergegenwärtigen. — Eben, ehe wir nach Hause abfuhren, waren wir Zeugen des Beginnes der Verwirrung, die zu dem Bombardement Schanghai's und zu den Kämpfen führte, die jetzt vor sich gehen. Auf die Einladung der Japaner besuchten wir drei Tage lang Japan, hatten eine Reihe von Interviews und kamen mit zahlreichen angesehenen Leuten zusammen, um uns mit ihnen zu besprechen. Wir fanden hier eine gespannte Kriegsstimmung und eine so straffe Ausübung der Zensur über Presse und Rednertribüne, daß nicht eine einzige Person in ganz Japan wagen dürfte, das militärische Abenteuer des Heeres und der Regierung frei von der Leber zu kritisieren. Auf das Aussprechen eines solchen freien Wortes würde unter der gegenwärtigen faschistischen Kontrolle seitens der Militärpartei augenblickliche Ermordung oder Einkerkерung die Folge sein. Tatsächlich darf das Volk irgendwelche Umstände, die für Japan ungünstig sind, weder hören noch wissen. In der Propaganda der Militaristen wird Japan zum ‚Befreier Chinas‘ proklamiert.“ („China spricht“ S. 106).

Natürlich gibt es trotzdem in allen Kreisen Japans Vertreter, die mit der Herrschaft des japanischen Militärs nicht einverstanden sind. So erklärte zum Beispiel Professor Nitobe in seinem Buch, „Japan“, folgendes:

„Die Schädlichkeit und völlige Nutzlosigkeit ihrer (der japanischen Truppen) Anwesenheit in einem Lande, wo sie nicht willkommen waren, wurden sowohl in ihrem Heimatlande als auch im Auslande zum Gegenstand zahlloser Angriffe auf die japanische Regierung gemacht; aber die falsch unterrichtete militärische Clique in Tokio blieb jedem Vernunftschlusse gegenüber taub. Es nahm viele Monate in Anspruch, sie von dem Irrtum ihrer Methoden zu überzeugen; aber erst mußte die Summe von 150 Millionen Pfund ausgegeben und mußten hunderte von Menschenleben geopfert werden, ehe im Herbst 1922 die Regimenter aus Sibirien zurücktransportiert wurden.“ („China spricht“ S. 109).

Sicherlich ist es Japan ganz klar, daß eine Wiedererhebung Chinas sich vielleicht ungünstig auswirken könnte, nachdem es China stets unterdrückt hat, und andererseits, daß es Land- und Seegegner — Rußland und Amerika — vor sich hat.

Japan verbreitet gern die Stimmung der Verständigung zwischen China und Japan, da es bei den anderen Ländern damit große Furcht erwecken kann. Eine Verständigung wird aber nie zustandekommen, wenn Japan, wie jetzt, versucht, die Herrschaft über China an sich zu reißen und immer mehr Geschwüre schafft, die fortwährend eitern. — Ein Gebiet kann wohl besetzt werden, aber die Seele eines auf einer jahrtausendalten Kulturbasis stehenden Volkes kann nicht vernichtet werden.

Immer wieder verlangte Japan unter Bedrohung von China, daß die antijapanische Stimmung verschwinden solle; und besonders ist der Boykott in den japanischen Augen ein scharfer Dorn. China hat nicht das Recht, eine höhere Zollmauer zu bauen, um die ausländische Einfuhr zu verhindern, daher ist es auch sehr verständlich, daß das chinesische Volk nicht gern japanische Waren kauft, damit das Geld nicht nach Japan fließt, von dem Japan wieder mehr Kriegsschiffe nach China schicken könnte.

Auch wenn Japan die chinesische Regierung zwingt, diese Boykottbewegung zu verbieten, — was könnte aber die chinesische Regierung dafür, wenn dieser Geist schon im ganzen Volk tief eingewurzelt wäre, den Japan eigentlich selber gefördert hat? — Solange Japan kein chinesisches Gebiet besetzt hatte, ist auch keine Rede von einem Boykott gewesen.

Außerdem, kann jemand etwas dagegen haben, wenn das chinesische Volk für seine eigenen Erzeugnisse propagiert, wie es jede Nation, auch Japan selbst, tut? — Wenn Japan behauptet, daß China zu der Verständigung keine ernstliche Absicht hätte, muß Japan sich zuerst fragen, warum es selber wohl so wenig Vertrauen zu China hat.

Es besteht für Japan wohl nicht die Gefahr, daß China sich ein Stück japanisches Land aneignen möchte. Chinas Politik ist Aufrechterhaltung seiner Reichsgrenzen, Beitrag zum Frieden der Welt. Es ist wohl seine Pflicht, das eigene Land zu schützen.

Für jede Nation, die China als gleichberechtigt ansieht, wird China Sympathie zeigen. Wer aber das chinesische Leben zu zerstören versucht, dem scheut sich das chinesische Volk auch nicht, Widerstand entgegenzusetzen. Dieses ist eine klare Tat-

sache, wobei über Ehrlichkeit oder Unehrllichkeit nicht zu diskutiert werden braucht. Ist es gerecht, wenn man jemandem Vermögen, Frau und Kinder raubt, ihm dann aber noch vorwirft, daß er kein freundliches Gesicht dazu macht?

In China gibt es keine sogenannten proamerikanischen, -europäischen oder -japanischen Politiker, sondern das Fünfhundert-Millionen-Volk ist einig, sein Vaterland zu schützen. Europa, Amerika, Japan — ganz gleich welche Nation — wer China zerstört, wer China zu vernichten sucht, ist Chinas Gegner, und der wird von den Chinesen mit Leben und Tod bekämpft.

Auf eine richtige chinesisch-japanische Verständigung legt China sicher ebensoviel, wenn nicht noch mehr Wert als Japan. Die Chinesen geben stark der Hoffnung Ausdruck, daß die von dem Militär betriebene Politik Japans gegenüber China eine Änderung erfahren und zu der Richtung, die früher oft von den bedeutendsten japanischen Politikern vertreten wurde, zurückkehren möchte. — „China Zeit zu geben, sein Haus aus eigener Kraft und mit der ihm genehmen fremden Unterstützung in Ordnung zu bringen.“ —

China braucht zu seinem Aufbau die Hilfe der Fremden. Es wäre aber sicher töricht von ihm, wenn es seinen Nachbarn Japan wegstoßen und seine Freundschaft nur in dem fernen Westen suchen würde. Ebenso wird China für Japan bei einer Auseinandersetzung mit Rußland oder Amerika nicht von geringer Bedeutung sein. Japan würde eines Tages vielleicht die Folgen sehr bereuen müssen, wenn es seine Politik in der bisherigen Weise weitertreiben würde.

Es wird sogar sehr fraglich sein, wer der Sieger sein wird, wenn China einen geschlossen systematisierten Militär- und Wirtschaftswiderstand Japan entgegensetzen würde. Wie lange könnte Japan, das nur von Chinas Rohstoffquellen und Chinas Verbrauch lebt, es aushalten, wenn es in China keinen Pfennig mehr absetzen würde.

Kann Japan mit seinem Militär wirklich alles erreichen, was es wünscht? Die chinesische Wehrmacht steht jetzt allerdings hinter der japanischen zurück, aber, wenn es wirklich darauf ankommen wird, wird sich die sogenannte „unbesiegte japanische Armee“ auch nicht immer als unbesiegbar zeigen. Das hat Japan sicher selbst bei den Kämpfen am Noni-Fluß im Jahre 1931 und besonders um Schanghai im Jahre 1932 kennenlernen müssen.

Die 19. chinesische Armee ist seiner Zeit den japanischen Angreifern mit Erfolg entgegengetreten und könnte damit ein Zeugnis für das chinesische Soldatentum geliefert haben.

Wie sehr diese Armee für ihr Vaterland gekämpft hat, beschrieb Chih Meng folgendermaßen:

„Was die Neunzehnte Feldarmee Chinas in Chapei und Woosung getan hat, gehört jetzt der Geschichte als besonderes Kapitel an. Jene braven Verteidiger Schanghais sind bereits in die Gemeinschaft der Märtyrer und Unsterblichen eingetreten. — Für China ist der Widerstand, den die Neunzehnte Feldarmee geleistet hat, eine nationale Inspiration und ein Symbol geworden. Eine Inspiration, weil dieses seit dem Opiumkrieg vor fast einem Jahrhundert das erste Heer war, das einer starken Militärmacht wirksam Widerstand geleistet und den Mythos von der ‚unbesiegligen Armee‘ zerstört hat. Ein wohlbekannter britischer Schriftsteller hat China als ‚ein Volk, das an Niederlage und Demütigung seitens fremder bewaffneter Streitkräfte gewöhnt ist‘, charakterisiert. Trotz ihrer dürftigen Ausrüstung, unzureichender Munition und ohne Kriegsflugzeuge hat die Neunzehnte Feldarmee gegenüber Luft- und Artilleriebombardements, die ‚an Stärke und zerstörender Wirkung den Weltkrieg übertrafen‘, ihr Schlachtfeld behauptet.

Augenzeugen zufolge weigerten sich am 3. März 1932 die Verteidiger von Woosung, als sie umzingelt waren, sich zu ergeben, sondern kämpften bis zum Ende, indem sie laut ausriefen:

‚Chung-Hua-Min-Kuo-Wan-Sui!‘ (Lang lebe die Republik China!)

Während die Verteidiger in Chapei und Woosung gegen große Übermacht kämpften, stellten sich die Jünglinge im ganzen Lande freiwillig zur militärischen Ausbildung. Bei mehreren Gelegenheiten mußten die Studenten die Hochschulbehörden zwingen, Armeeeinstruktoren einzustellen. In Schanghai traten Studentinnen freiwillig in so großer Anzahl in den Dienst des Roten Kreuzes, daß viele abgewiesen wurden; sie brachen in Tränen aus, weil sie an der Verteidigung ihres Vaterlandes keinen Anteil haben durften. Niemals vorher hatte die aufwachsende Generation Chinas die Notwendigkeit, in Bereitschaft zu sein, begriffen.

Beobachter aus dem Westen haben Woosung ‚das chinesische Verdun‘ genannt. Die Neunzehnte Feldarmee hat hier ein Monument errichtet, das nicht nur für Chinas Entschlossenheit symbolisch ist, fremden Invasionen Widerstand zu leisten, sondern auch für Chinas traditionelle Haltung dem Militarismus gegenüber: Sie sollen nicht passieren!“ („China spricht“ S. 117—118).

Nach geschichtlichen Tatsachen sind Sieger und Besiegte nicht für ewige Zeiten vorbestimmt. Der Sieger von heute kann sehr leicht der Besiegte von morgen sein; ebenfalls kann niemand wissen, ob der Besiegte von heute, nicht der Sieger von morgen sein wird!

Es wäre deshalb nicht nur im chinesischen, sondern auch im japanischen Interesse sehr zu wünschen, daß Japan seine Expansionsucht China gegenüber in allernächster Zeit zurückstellen möchte.

Für die Weiterentwicklung der Beziehungen zwischen China und Japan, trägt Japan, wie die augenblickliche Lage zeigt, ganz allein die Verantwortung. Japan kann sich vielleicht erst dann als Friedensträger bezeichnen, wenn es selbst den Frieden nicht zerstört und seinen Nachbarn, China, in Ruhe läßt!

Rußland—China

Ebenso wie die anderen Großmächte ist das zaristische Rußland tief in China eingedrungen; sein Imperialismus galt vielleicht als der größte der damaligen Zeit. Sowohl durch direkten Krieg als auch als Vermittler hatte Rußland große Gebietsteile und Reparationsgeld von China erhalten. Weiter verstand es die Außenmongolei völlig unter seine Herrschaft zu bringen.

Diese Ausdehnung des Zarenreiches gehört heute schon der Vergangenheit an; und das zurückgelassene Gift hat auch keine Wirkung mehr. Nach der Gründung der Sowjetrepublik erklärte die russische Regierung im Jahre 1920, daß sie auf alle Sonderrechte und Niederlassungen verzichte. In Wort und Tat hat Rußland auch tatsächlich China seine Hilfe angeboten. Seine Parole

— Kampf gegen die Drohungen der imperialistischen Länder in China — hat eine große Empörung bei England, Frankreich und Japan erregt. China konnte sich damals jedoch von den übrigen Großmächten nicht unabhängig machen, um die angebotene Hilfe Rußlands entgegennehmen zu können. Doch die Parole Rußlands hatte einen großen Wiederhall im chinesischen Volk erzeugt.

Nach genauer Untersuchung hat die chinesische Regierung die Notwendigkeit der russischen Hilfe erkannt und entzog am 23. September 1920 der noch nicht aufgelösten zaristischen Gesandtschaft die Aufenthaltsgenehmigung und gewann zugleich die russischen Niederlassungen zurück. Im Jahre 1923 entsandte die russische Regierung Karakhan als einzigen Botschafter nach China; dieser erklärte im Jahre 1925, daß die Exterritorialität außer Kraft gesetzt und in Zukunft die russischen Staatsangehörigen auch nur der chinesischen Justiz unterworfen wären, und daß Rußland den sogenannten internationalen gemischten Gerichtshof, in dem die Großmächte die Hauptrolle spielten, nicht weiter anerkenne. Über die schnelle und günstige Entwicklung schrieb Tang Leang Li in „China in Aufruhr“ folgendes:

„Rußland, das bis zum Jahr 1917 Chinas gefährlichster Feind war, ist, in Worten und Taten, Chinas bester Freund geworden. Im Namen der russischen Regierung sprechend, erklärte Karakhan am 27. September 1920 ‚alle von der früheren Regierung mit China geschlossenen Verträge als außer Kraft gesetzt, die räuberische Inbesitznahme chinesischen Gebietes durch die zaristische Regierung und die russische Bourgeoisie für immer und ohne Anspruch auf Entschädigungen aufgehoben‘. Aus Mr. Joffes Charbiner Rede vom 9. August 1922 ging hervor, daß Rußland wohl verstehe, ‚wie sehr die Stellung, die China in der internationalen Politik jeden Tag mehr gewinne, die Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen Rußland und China auf dem Fuße der Gleichberechtigung und der strikten Achtung vor der Souveränität beider Teile notwendig macht‘. So wurde die russische Gesandtschaft in Peking in Anerkennung der neuen Stellung Chinas als Großmacht zum Range einer Botschaft erhoben, und in der gegenwärtigen nationalen Krise Chinas hat Rußland China jede moralische Unterstützung gewährt, die ein Freund von dem anderen erwarten kann. Wie Botschafter Karakhan bei einem

Bankett in Peking erklärte: „Es ist ganz natürlich, daß die Frage des russischen Einflusses auf die nationale revolutionäre Bewegung in China als von großer Bedeutung angesehen wird. Niemand leugnet diesen Einfluß und ich glaube, daß die Politik der Sowjetregierung der wichtigste Faktor in der Geschichte Chinas ist und bleiben wird. Dieser Einfluß ist kein Ergebnis irgendwelcher Propaganda, sondern ist der Politik der Gerechtigkeit zuzuschreiben, die die Sowjets gegenüber China nicht nur in Worten, sondern auch in Taten machen, eine Politik, die nicht nur in dem chinesisch-russischen Vertrag vom Jahre 1924, sondern in der ganzen Haltung der Union der russischen Sowjetrepubliken gegen China ihren Ausdruck findet.

Wenn unser Verbrechen in unserer guten Politik besteht, dann sind wir darauf stolz und bekennen uns dieses Verbrechens schuldig.“ (S. 255/6).

Bald hat aber diese gute Entwicklung ihr Ende gefunden und zwar bei der Auseinandersetzung zwischen der Volkspartei und den kommunistischen Anhängern. Die chinesische Regierung verbot den Kommunismus in China, und brach infolgedessen im Jahre 1929 die diplomatischen Beziehungen mit Rußland völlig ab.

Eine Wendung entstand wieder im Jahre 1932 nach der Besetzung der Mandschurei durch Japan. Die beiden Regierungen sahen ein, daß eine Wiederaufnahme ihrer Beziehungen notwendig wäre, um zusammen, nach Möglichkeit, das japanische Vordringen zu verhindern. Nachdem der jetzige chinesische Botschafter in Rußland Dr. W. W. Yen und Litwinow die Regierungsmeinungen ausgetauscht hatten, wurden die Beziehungen wieder aufgenommen.

Ein großes Hindernis für die chinesisch-russische Zusammenarbeit ist jedoch die kommunistische Propaganda, die von der russischen Regierung nicht eingestellt werden will. Doch ist, wie schon erwähnt, der Kommunismus für chinesische Verhältnisse undenkbar. Es wäre für beide Länder von Vorteil, wenn Rußland die Verbreitung der kommunistischen Ideen in China abbrechen würde, wie es auch viele andere Länder von ihm verlangen. Unter den Chinesen ist eine ungeheure Antipathie gegen Rußland entstanden, als Rußland allein, trotz der schärfsten Proteste der chinesischen Regierung, die China und Rußland zusammen gehörende „Ostchinesische Eisenbahn“ an die „Mandschukuo“ und in Wirklichkeit an Japan verkaufte.

Zusammengefaßt, können die ersten Beziehungen Chinas mit anderen Ländern für beide Seiten nicht als vorteilbringend bezeichnet werden. Vielleicht ist es dank des Konkurrenzkampfes und der Uneinigkeit der Gegner vor der Aufteilung bewahrt geblieben. Die späteren Versöhnungsversuche seitens der Großmächte erschienen so, als ob sie ihr begangenes Unrecht bereuten und ihre Schuldtaten wieder gut machen wollten. Allerdings wird es wohl noch sehr lange dauern, bis sie ihr gemeinsames Ziel, d. h. die Ausbeutung, aufgeben werden.

Die Befreiung Chinas liegt sehr in der Führung der chinesischen Politik, besonders der Außenpolitik; welche Richtung sie einschlägt und mit welchem Lande sie speziell Freundschaft anzubahnen versucht und vor allem die entscheidenden, für China günstigen Momente richtig erfaßt, die sich zwischen den in Konkurrenz stehenden und sich bekämpfenden Mächten abspielen, ist für China maßgebend. Sich auf irgend ein Land zu stützen, — wie manche politische Dilettanten zu behaupten pflegen — wird für China immer mit Unsicherheit verbunden sein und kein dauerndes Glück bedeuten. Der beste Weg für China ist es, sich Kraft aus eigenem Vermögen zu schaffen, die es zuverlässig aus der schweren Situation herausführen kann und auch wird.

Die Beziehungen zwischen China und den Ländern, an deren Spitze Deutschland, die keine politischen Gegensätze zeigen, sehen einer besonders regen Entwicklung entgegen, während bei den anderen Ländern erst die vielen Hindernisse, die am Weg der Verständigung stehen, weggeräumt werden müssen. Die Verantwortung tragen nach wie vor lediglich die Fremden selber, und von ihnen ist die sich glücklich oder unglücklich auswirkende politische Gestaltung abhängig. China neigt selbstverständlich zu jeder Zeit zur Zusammenarbeit, die auf einer völligen Gleichberechtigung basiert, um dadurch zugleich die Fortentwicklung der ganzen Menschheit zu fördern.

Wenn die fremden Regierungen in ihrem eigenen Interesse alle ihre mit Gewalt erworbenen Sonderrechte aufgeben und die auf Nichtgleichberechtigung beruhenden Verträge restlos abschaffen würden, wie es Deutschland und Rußland schon getan haben, dann würde eine neue Periode in dem Lauf der Welt eintreten, die durchaus günstig wäre, und durch die die ehemaligen Flecken

in der Geschichte ausgelöscht werden und ein gewaltiger Aufstieg aller, sowohl kultureller als auch politischer und wirtschaftlicher Gebiete hervorgerufen werden könnte.

Sollten aber die Großmächte noch weiter auf ihrer Hartnäckigkeit bestehen und den alten Fehler wieder begehen, dann wird für sie vielleicht eine Niederlage eintreten, die von unabsehbaren Folgen begleitet sein könnte. Um seine Selbständigkeit zu gewinnen, wird China sich auch nicht scheuen — obwohl ein militärischer Widerstand wegen der großen Friedensliebe der Chinesen nicht leicht ausbrechen würde — seine stärkste und unüberwindbarste Waffe zu gebrauchen, die es stets besaß und besitzt: nämlich den Boykott. Dieses stille und ohne ein Blutvergießen wirkende Kampfmittel hat schon mehrmals das imperialistische England, Japan und auch andere Nationen zutiefst erschüttert und getroffen, wovor jedes Land auch besondere Furcht bekundet.

Daß China in Bereitschaft für eine Zusammenarbeit mit allen Nationen steht, zeigt sich besonders darin, daß alle Ausländer, die in China als Professoren, Lehrer, Ratgeber, Beamte, Ärzte, Ingenieure oder Kaufleute sich aufhalten, von allen Volkskreisen ein wirkliches Entgegenkommen empfangen, sobald sie nicht mit Ausbeutungsabsichten kommen und nicht durch ein auffallendes Benehmen sich als Ausländer kennzeichnen. Wer sich eifrig und ehrlich an dem Aufbau Chinas beteiligt, ist in China immer gern gesehen und wird als guter Freund und Unterstützer behandelt. Es ist auch sicher eine vornehme Aufgabe für jeden Ausländer, ein treuer Freund Chinas zu sein.

Die Chinesen haben die Fremdlinge, die anfangs nach China kamen, nicht als Fremde betrachtet. Die Schlagworte von „Gelben“ und „Weißen“ oder „Asien den Asiaten“ sind keine Erfindungen Chinas.

China steht nach wie vor auf dem Standpunkt, daß nur eine gemeinsame Beteiligung aller Völker zu einem Fortschritt der weiteren Entwicklung der Menschheit beitragen könnte.

Für das Verhalten der Chinesen Ausländern gegenüber galt ihnen stets als Ideal der Spruch des Philosophen Dsi Shia, eines Schülers des Konfuzius, der lautet:

„Zwischen den vier Meeren sind alle Menschen Brüder!“

Religionsbekenntnisse

Wenn man sich die Frage vorlegt, worin eigentlich die Zusammengehörigkeit der Völker des europäischen Kulturkreises und ihr Unterschied von den übrigen Völkern der Erde liegt, so wird die Antwort auf diese Frage, wie es scheint, lauten müssen: Die Kulturen der verschiedenen Völker Europas und der europäischen Kolonisationsgebiete bauen sich alle auf dem Christentum auf, also auf einer gemeinsamen Religion. — Wie man weiß, gehört nun China diesem christlichen Kulturkreise nicht an, und seine Kultur baut sich deshalb auf anderen Grundlagen auf, als die der europäischen Völker. China hat sich als erstes von allen Ländern vom Metaphysischen freigemacht. Wie berichtet wird, hat Konfuzius schon nicht willig vom Übermenschlichen gesprochen.

In der heutigen chinesischen Republik gibt es keine eigentliche Staatsreligion. Den chinesischen Staatsbürgern ist das Recht zugesprochen worden, je nach eigener Anschauung leben zu dürfen.

Konfuzianismus

Der Konfuzianismus, der zur Zeit der Monarchie als Staatsreligion betrachtet wurde, ist weniger eine Religion als eine Sittenlehre.

Konfuzius selbst war kein Religionsstifter und hat auch keine Gottheit als Grundprinzip für seine Lehre aufgestellt. Er sprach nicht gern, wie schon erwähnt, vom Übermenschlichen, und auch einer Diskussion über den Tod schenkte er keine weitere Beachtung. Doch die überlieferten alten Religionsformen und die Verehrung des Weltalls anerkannte er in weitestem Maße.

Aus der von ihm stark vertretenen Lehre von der besonderen Verehrung der Ahnen aus Pietätsgründen ist später der Ahnenkult entstanden, der immer mehr und mehr eine religiöse Form angenommen hat. Gestützt auf die alten, überlieferten Klassiker,

die er sammelte und ordnete, schuf er Gesetze für die Moral der menschlichen Gesellschaft. Nicht zu seiner Lebzeit, sondern besonders in späteren Jahrhunderten als einige Dynastien sich seiner Lehre als Stütze für ihre Häuser bedienten, wurde Konfuzius in höchstem Maße verherrlicht und schließlich sogar zu einer Gottheit erhoben, der man in jeder Stadt Tempel zur Verehrung erbaute. Seither brachte das chinesische Volk, geführt von seinen Regenten, ihm regelmäßige Opfer dar in Form einer religiösen Zeremonie.

Dauismus

Auch der Dauismus hatte ursprünglich keine religiöse Form aufzuweisen, und sein angeblicher Begründer, Lao Dsi, hat nur eine gewisse Weisheitslehre verkündet. Erst seine Anhänger haben in späteren Zeiten mehr und mehr religiöse Momente hineingebracht, die seit der Begegnung mit dem Buddhismus besonders stark vermehrt worden sind.

Buddhismus

Den Buddhismus kann man in China eigentlich als die allgemein verbreitete Religion bezeichnen. Er wurde um 500 v. Chr. von dem Reformator Siddharta Gautama in Vorderindien begründet und drang zu Beginn der christlichen Zeit bis nach China vor. Nach und nach wurde das Land mit buddhistischen Tempeln und Klöstern übersät.

Siddharta Gautama selbst, der nach seiner Erleuchtung zum Buddha geworden war, trat in Indien als Prediger, Lehrer und Stifter des Buddhismus auf. Dieser ist eine Religion des Entsayens und betrachtet alles Leben als Leiden, das durch das Verlangen nach Lust entsteht und nur durch eine völlige Vernichtung des Begehrens aufgehoben werden kann, wofür Buddha bestimmte Anleitungen verkündigte. Das letzte und höchste Ziel allen Strebens ist die Befreiung von der Wiedergeburt, das vollständige Aufhören des Lebens und damit verbunden des Leidens durch Eingehen ins „Nirwana“.

Diese Religion war in Indien eine Geistesbewegung gegen das in Macht und Reichtum erstarrte System des Brahmaismus. Die Anhängerzahl wuchs dort besonders schnell, da, neben ande-



Opferspende an Buddha

Wen Tsung Chien (1574—1648)



Die fünf Wein trinkenden Prinzen

rem, die Befreiung des Volkes von dem strengen Kastenwesen angestrebt wurde. Die alte brahamische Hindureligion drohte verdrängt zu werden. Mit der Zeit verlor der Buddhismus seinen Einfluß durch den heftigen Widerstand der Brahmanen, denen die neue Lehre als Durchbrechung althergebrachter Grundsätze galt und zudem ihre bevorzugte soziale Stellung zerstörte. Sie fand aber Eingang in Ostasien, besonders in China, das mit der größten Anhängerzahl zum Konzentrationsgebiet des Buddhismus wurde.

Diese Lehre: Mitleid mit allen lebendigen Wesen und Überwindung des eigenen Leidens durch Selbstbesinnung und Erkenntnis, — fand bei den Chinesen sehr großen Anklang. Von China aus wurden sogar mehrmals Kundschafter nach Indien geschickt, um die buddhistische Lehre gründlich zu studieren. Von diesen Fahrten haben sie eine Anzahl von buddhistischen kanonischen Schriften nach China mitgebracht und diese ins Chinesische übersetzt. Ihnen ist somit die Erhaltung vieler alter buddhistischer Schriften zuzuschreiben. Auch viele indische Priester sind mit diesen Expeditionen nach China gereist und haben tatkräftig an der Verbreitung dieser Lehre mitgewirkt.

Neben dem Einfluß auf das reine Geistesleben hatte der Buddhismus jedoch auch eine große Wirkung auf die Gebiete der Kunst und Malerei ausgeübt und eine neue Epoche im chinesischen Kunstleben hervorgerufen.

Die begeisterte Aufnahme der buddhistischen Lehre in China gründete sich besonders auf die seelische Bereitschaft der Chinesen für diese Ideen. Eine enge, systematische Mission ist niemals von seiten der indischen Priester getrieben worden. Sie sind selten unaufgefordert nach China gekommen, sondern sind vielmehr, wie erwähnt, von chinesischer Seite mit Herzlichkeit geholt worden.

Der Buddhismus hat mit der Zeit die verschiedensten Moral- und Weisheitslehren in sich aufgenommen und die in China bestehenden Weltanschauungen nicht im geringsten gestört. Die Mahayanalehre war es, die als Haupttrichtung des Buddhismus nach China gekommen war und sich zu einer Art chinesischem Buddhismus entwickelte. Auch die Hihyanarichtung ist nicht ohne gewissen Einfluß geblieben.

Mit dem populären Buddhismus entstand die Gottheitsverehrung, die mit viel Aberglauben verbunden war, wogegen heute ener-

gisch gekämpft wird. Jedoch wird die buddhistische Lehre von vielen Chinesen auch jetzt noch als hohe Philosophie betrachtet und in höchstem Maße geschätzt. Eine Bekämpfung wird nur gegen die Volkskreise durchgeführt, die übertrieben viel in den Tempeln und vor ihren Hausaltären ihre Opfer darbringen, gewöhnlich ohne dabei den eigentlichen Sinn der buddhistischen Lehre erfaßt zu haben.

Moderne gebildete Kreise schenken all den Unwahrscheinlichkeiten, die sich in der religiösen und besonders in der buddhistischen Welt bemerkbar machen und in den Tempelfesten der verschiedenen Gottheiten gewöhnlich ihren Ausklang finden, wenig Beachtung, wohingegen diese in der großen Volksmasse noch tief verwurzelt sind und eine große Rolle spielen. Der Glaube daran ist oft so stark und übertrieben, daß er sich im öffentlichen Leben häufig als schädlich erweist und der Staat Maßnahmen zur Unterdrückung desselben hat treffen müssen.

Dazu gehört auch die Zauberei und das Hexenwesen, die gewöhnlich einen religiösen Charakter aufweisen und nicht einen geringen Einfluß auf verschiedene Regenten ausübten, obwohl es Hexenprozesse im großen Stil, wie im mittelalterlichen Europa, nie gegeben hat. Eine Ablehnung all dieser Dinge ist in China ebenso selbstverständlich wie in Europa seit der Aufklärungszeit.

Das heutige China ist bestrebt, das Volk von allem weit verbreiteten Aberglauben zu befreien und es zu einem ausgesprochen realen Leben zu führen. In der letzten Zeit läßt sich deutlich ein Zuwachs der diese Richtung Fördernden feststellen, die als Vorkämpfer des Realismus bezeichnet werden können.

Doch wird eine restlose Ausrottung dieser seit Jahrtausenden im Volk eingewurzelten, oft zu Mißbräuchen führenden, abergläubischen Gedankengänge sicher noch längere Zeit beanspruchen.

Lamaismus

Der Buddhismus ließ aus sich als Kernlehre den Lamaismus entstehen, der in China eine gewisse Rolle spielt und besonders kompliziert und reich mit religiösen Zeremonien durchwoben ist. Er fand besonderen Eingang in den beiden chinesischen Provinzen Tibet und der Mongolei, wo sich unzählige Lamaklöster befinden und ebenfalls die obersten Lamas ihre Residenz haben.

Ein großer Teil der Bevölkerung dieser Provinzen sind Lamas, die in den Klöstern wohnen. Ursprünglich strebte jede Familie danach, wenigstens einen, wenn nicht mehrere ihrer männlichen Angehörigen ins Kloster zu schicken und zum Lama ausbilden zu lassen, denn es bedeutete eine große Ehre, wenn eine Familie Lamas zu ihren Angehörigen zählen durfte.

Die Kernlehre des Lamaismus bildet die buddhistische Erlösungslehre, in der Buddha verkündete, daß das Leben eine Kette von leidvollen Wiedergeburten sei, denen man nur durch ein besonders frommes Leben und Gebetsübungen entgehen könne.

Diese Lehre verband sich mit der in Tibet einheimischen Mythologie, wodurch eine neue Kultform, der Lamaismus, geschaffen wurde. Im Laufe der geschichtlichen Entwicklung des Lamaismus findet man, daß er sich auch in verschiedene Zweige gespalten hat, deren jeder eine Menge Anhänger besaß. Die heutige Herrschaft führt die sogenannte „gelbe Lehre“, die um 1400 n. Chr. von Zongkhapa reformiert wurde. Sie ist eine besondere Kultform und wird durch eine besonders strenge Mönchsdisziplin charakterisiert. Seit der Zeit ist überall eine geordnete religiöse Form durchgeführt worden.

Die beiden besten Schüler Zongkhapa's, der Dalai Lama und Bantschan Lama, wurden die „lebendigen Buddhas“, chinesisch „Huo Fo“ genannt, deren Nachkommen noch immer, schon durch Generationen hindurch, an der Spitze der Priesterschaft stehen.

Ein neuer lebendiger Buddha wird durch die Voraussagungen des alten, verstorbenen bestimmt. In dessen Testament ist gewöhnlich angedeutet, wo er wiedergeboren werden wird. Nach diesem Ort wird dann eifrig geforscht und dort der neue Buddha gesucht. Dieser neue Buddha, der meist ein kleines Kind ist, muß als Beweis seiner hohen Bestimmung und Fähigkeiten die Sachen des Verstorbenen unter fremden Dingen erkennen können. Seine Geburt muß von Aufsehen erregenden Erscheinungen begleitet gewesen sein, die von dem Volk als besonderes Omen anerkannt werden. Außerdem dient die Zustimmung eines Orakels zu seiner endgültigen Bestimmung, wonach er dann als lebendiger Buddha verehrt wird. Er erhält das ganze Vermögen des Verstorbenen und übernimmt in feierlicher Weise die Herrschaft.

Es gibt viele lamaistische Klöster, die die Größe von einer Stadt haben und mehrere tausend Lamas beherbergen. Die

öffentlichen Angelegenheiten eines solchen Klosters erledigt und regelt eine besondere Einrichtung, an deren Durchführung Lamas und auch Laien beteiligt sind. Der Oberpriester hat die Pflicht, eine Versammlung zur Beratung öffentlicher Angelegenheiten einzuberufen, wenn er von einem besonderen Vorfall Kenntnis erhält. Alle Entschlüsse werden gemeinsam von Priestern und Laien gefaßt.

Die Ausbildung von lamaistischen Priestern ist sehr langwierig und schwer. Wer Priester werden will, muß schon mit 8 Jahren in die Schule eines Klosters eintreten. Nach einiger Zeit findet dort eine streng durchgeführte, körperliche Untersuchung statt, nach der gewöhnlich viele Kinder wieder als unfähig entlassen werden. Man wird in der Klosterschule zuerst mit der gewöhnlichen Literatur beschäftigt und muß sich möglichst alles Gelernte auswendig einprägen. Die Kinder leben fast ganz abgeschlossen von der Außenwelt und dürfen ihre Eltern nur einmal während eines Monats sehen.

Nach zwölfjähriger Lernzeit wird der Schüler den Lamas des betreffenden Klosters vorgestellt und in die Register eingetragen. Diese Eintragung verbindet sich mit einer feierlichen Vereidigung. Nach dieser Zeremonie wird ihm das Haar abgeschnitten, und er erhält einen geistlichen Namen. Bei dieser Gelegenheit ist es Brauch, daß er auf seine, meistens aber auf seiner Eltern Kosten alle Lamas seines Klosters zu einem Tee einlädt. Dann studiert er abermals zwölf Jahre lang die höhere biblische Literatur und nimmt an vielen Diskussionen über die heiligen Schriften teil. Oft muß er, mehreren Lamas gegenübergestellt, schwierige, von ihnen gestellte Fragen beantworten. Nach dieser Schulung, die aus Studium verbunden mit geistlichen Übungen und Gebeten besteht, gilt er endlich als ausgebildeter Lama und kann sich in einem Kloster als Priester betätigen.

In der neueren Zeit sind in dieser Ausbildung zum Teil Erleichterungen eingetreten. Auch hat der Wunsch der Familien, wenigstens einen ihrer Söhne zu einem Lama ausbilden zu lassen, sehr nachgelassen.

Der lebendige Buddha genießt jedoch noch immer die gleiche hohe Achtung und Verehrung in der Bevölkerung.

Die Zeremonien des Lamaismus haben eine straffere und strengere Form als die übrigen religiösen Richtungen in China.

Tempel und Klöster

Im chinesischen Mönchsleben sind buddhistische und dauistische Elemente eng miteinander verschmolzen; das war möglich, weil Buddhismus und Dauismus viele gemeinsame Gedankenrichtungen aufweisen, obwohl Buddha und Lao Dsi zu ihren Lebzeiten nichts voneinander gewußt haben.

Das Tempel- und Klosterwesen hat sich bei den Dauisten und Buddhisten weitgehend entwickelt. Jedem, der sich mit chinesischer Architektur beschäftigt, wird der großartige Bau der chinesischen Tempel und Klöster auffallen, die in jeder Stadt zu sehen sind und entweder von dauistischen oder buddhistischen Mönchen bewohnt werden.

Ausgenommen sind die Tempel von Konfuzius, die mit dem Mönchswesen in keiner Beziehung stehen und lediglich von der Regierung unterhalten werden. Die Einrichtung der Tempel entspricht der der christlichen Kirchen, jedoch werden diese nicht täglich oder sonntäglich, sondern nur am 1. und 15. jeden Monats und an hohen Feiertagen geöffnet. Gewöhnlich gehen die Gläubigen hin, um glühenden Weihrauch als Opfergabe der sich im Tempel befindlichen Gottheit darzubringen. Danach verlassen sie wieder den Tempel; besondere Andachten finden nicht statt.

In jedem Tempel steht die Figur eines bestimmten Gottes oder eine Tafel mit dem Namen einer Gottheit, der Verehrung erwiesen wird.

Während von den Gebildeten die religiösen Zeremonien, als aus vielem Aberglauben erwachsend, abgelehnt werden, spielen sie bei einem großen Teil des Volkes, besonders bei der Landbevölkerung eine bedeutende Rolle. Diese besucht die Tempel sehr regelmäßig, in der Hoffnung, dort durch ihre Gebete und Opfer Glück auf sich herabzuflehen.

Es gibt Tempel von den verschiedensten Gottheiten, wie die von Stadt-, Berg-, Erd-, Feuer-, Wasser-, Finanz-, Medizin- und Kindergottheiten, außerdem einige, von durch ihre besonderen Leistungen und Ideen historisch berühmt gewordenen Gestalten, die göttergleiche Verehrung genießen, wie z. B. der Tempel des Konfuzius, des Herzogs Guan aus der Zeit der drei Reiche und des großen Staatsmannes Yau Fe aus der Sung-Dynastie. Daneben existieren die Tempel aller großen chinesischen Erfinder, wie die der Erfinder der Seide, der Tusche, des Pinsels, des

Buchdrucks, des Kompasses, des Papiers, des Schießpulvers usw., und auch die der Begründer der einzelnen Berufszweige, die besonders an ihren Geburtstagen von der eignen Fachgilde sehr verehrt werden. Es werden dazu besondere Feierlichkeiten veranstaltet und im Tempel Opfer dargebracht, um ihnen auf diese Weise Ehrfurcht und Dankbarkeit zu bezeugen.

Jede Gottheit wird an einem bestimmten Feiertag verehrt. An diesem Tage eilen Leute von weit und breit zu den betreffenden Tempeln, um ihre Opfer darzubringen. Oft werden bei dieser Gelegenheit Theaterstücke und Schattenspiele vor dem Tempel aufgeführt. Dieses sogenannte Tempelfest wird stets in sehr großem Stil gehalten und hat einen ähnlichen Charakter wie das in Deutschland übliche Johannisfest. Für die allgemeine Wirtschaft bringt es großen Nutzen, da zahlreiche Festbesucher dazu kommen, die auf den stattfindenden Vergnügungen viel Geld ausgeben und außerdem alle möglichen Sachen einkaufen und, was auch vorkommt, den Tempel oft garnicht betreten.

Die Tempel werden in den meisten Fällen von Mönchen unterhalten. Sie befinden sich entweder in der Mitte der Stadt oder einem besonderen Stadtteil oder auch im Gebirge. Solch ein Tempel besteht in jedem Falle aus sehr vielen Hallen. Das Eingangstor führt zunächst in die Vorderhalle, an die sich ein Hof anschließt. Höfe und Hallen wechseln darauf in zahlreicher Folge. Die in den Räumen herrschende Stimmung wird immer tiefer, weihevoller und heiliger, je näher man der Halle kommt, in der sich die Figur der Gottheit des Tempels befindet. Die Tempel, die mit einem Kloster in Verbindung stehen, in dem gewöhnlich eine große Anzahl, manchmal einige tausend Mönche wohnen, befinden sich meistens im Gebirge.

Sehr viele Tempel sind dort an hohen und gefährlichen Stellen gebaut, so daß sie nur mit großen Schwierigkeiten, oft nur durch Passieren von Höhlen und mit Hilfe von Leitern, erreicht werden können. Diese Tempel, die oft mehrere Jahrhunderte schon dort stehen, haben gewöhnlich großen historischen Wert, da Kaiser, Staatsmänner und Gelehrte aus den verschiedensten Zeiten sie stets sehr gern besucht haben und dort in der Stille, während eines oft tagelangen Erholungsaufenthalts, Gedichte oder Aufsätze verfaßten, die sie oft auf die Wand geschrieben, in Holz geschnitzt oder in Stein gemeißelt haben, und die noch heute als wertvolle Andenken geschätzt und gehütet werden.

Jedes Kloster besitzt ein gewisses Vermögen an Grund und Boden. Ackerbau, Viehzucht und verschiedene Handwerke werden von den Mönchen selber betrieben. Sie versorgen sich durch gemeinsame Arbeit selbst mit allem, was sie brauchen.

Tempelsteuer, eine Art Kirchensteuer, kennt man in China nicht. Die Mönche nehmen freiwillige Spenden allerdings gern entgegen, die sie dann an Arme verteilen.

Reisende und Ausflügler haben die Möglichkeit, in einem solchen Kloster ohne weiteres zu übernachten und Beköstigung zu erhalten, ohne etwas dafür zahlen zu brauchen.

Wo in Europa im Gebirge gewöhnlich Bauden oder Hotels stehen, in denen meist wenig Ruhe herrscht, da trifft man in China nur Klöster an, in deren Stille man sich sehr gut erholen und ausruhen kann. Besonders erwünscht sind auch den chinesischen Schülern Ausflüge zu diesen Klöstern, in denen sie kostenlos völlige Verpflegung erhalten.

Für das Mönchsleben in den Klöstern sind genaue Vorschriften niedergelegt. Die Mönche sind in verschiedene Grade eingeteilt, je nach Kenntnissen und Verdiensten. Ihnen sind kultische und weltliche Funktionen zugeteilt, und sie haben die Verpflichtung, ein streng vegetarisches und alkoholfreies Leben zu führen.

Fast jedes Kloster hat eine eigene Schule zur Ausbildung von Knaben für den Mönchsberuf. Von den großen Gelehrten, die unter den Mönchen nicht selten zu finden sind, werden die übrigen Mönche in der heiligen Literatur unterrichtet. Auch große Dichter und Maler gab es jederzeit unter den Mönchen.

Die Klöster im Gebirge veranstalten an besonderen Festen große Tempelfeierlichkeiten, und an solchen Tagen kommen zahllose Scharen von Besuchern aus den umliegenden Städten und Dörfern zu den heiligen Stätten gepilgert, was vielen Festteilnehmern auch als besonders schöner Ausflug gilt.

Wenn ein Regen nach den Festtagen fällt, dann spricht man davon, daß nun das Gebirge von all dem Schmutz gereinigt werde, den die Festteilnehmer zurückgelassen hätten.

Mit dem Konfuzianismus bilden der Buddhismus und der Daoismus die drei großen Geistesrichtungen, die in China die Hauptrolle spielen. Sie werden gewöhnlich auch die drei Religionen Chinas genannt, obwohl, wie schon einmal betont, der

Konfuzianismus keine Religionsform darstellt. Allerdings haben diese drei Geistesrichtungen eine gemeinsame Aufgabe, nämlich die moralische Erziehung der Menschen.

In China ist es nun nicht so, daß jeder Chinese einer bestimmten Religion angehört, so wie es in Europa entweder Katholiken oder Protestanten gibt, abgesehen von allen darunter fallenden Sekten. Die Chinesen sind nicht entweder Konfuzianer oder Buddhisten oder Daoisten, sondern allezeit brachte das chinesische Volk, besonders der gebildete Chinese, allen drei Lehren und dem Andenken ihrer Verkünder Ehrfurcht entgegen; und mit welcher von den dreien der einzelne sich am gründlichsten beschäftigt, und von welcher er sich am stärksten beeinflussen läßt, das hängt ganz von seinem Charakter und Temperament ab. Nebenbei bemerkt, wird in China niemand nach seinem Bekenntnis gefragt.

In der Schule wird den Kindern kein Religionsunterricht, außer Unterricht in der Sittenlehre des Konfuzius, erteilt, da man der Ansicht ist, daß sie noch nicht das richtige Verständnis dafür haben. Man überläßt es ihnen, in einem späteren Alter sich selbst mit diesen Problemen auseinanderzusetzen, um die Entwicklung ihrer Anschauung durch keinen aufgezwungenen Einfluß zu hemmen.

Die direkten Vertreter des Buddhismus und des Daoismus sind deren Priester und Mönche, die sich ganz vom öffentlichen Leben abschließen; während andererseits jeder Chinese die Sittenlehre des Konfuzius als maßgebende Richtlinien für seine seelische Haltung anerkennt.

Buddha, Konfuzius und Lao Dsi bedeuten für den Chinesen ungefähr dasselbe wie Christus, Kant und Goethe für den gebildeten evangelischen Deutschen.

Islam

Neben diesen allgemein verbreiteten Geistesrichtungen hat außerdem der Islam ein kleines Einflußbereich gewonnen. Er fand um 700 n. Chr. seinen Eingang in China. Obwohl Mohammed für seine Lehre „mit Feuer und Schwert“ um Anhänger warb, sind doch die chinesischen Mohammedaner, die sogenannten „Hue Hue“, durchaus friedlicher und sanfter Natur, wie es ihrem Charakter als Chinesen entspricht.

Dort, wo viele Mohammedaner leben, haben sie ihre eigene Moschee. Ein merkbarer Unterschied zwischen mohammedanischen und andersgläubigen Chinesen besteht nicht; sie schließen sich weder von der kultischen Welt noch von dem gesellschaftlichen Leben der Gesamtheit aus, wie es oft fälschlich berichtet worden ist. Ihnen bietet die vollkommene Gleichberechtigung auch Betätigung im öffentlichen Leben, in der Politik und der Wirtschaft. Nicht eine geringe Anzahl von chinesischen Mohammedanern beteiligt sich sehr aktiv an dem Aufbau ihres Vaterlandes.

Alle diese Glaubensgemeinschaften haben in China meist einträchtig miteinander gelebt; ein Religionskampf größeren Ausmaßes hat niemals stattgefunden, denn alle großen Lehrer haben Toleranz gegen Andersdenkende als höchste Tugend gepredigt, was die Harmonie des chinesischen Gesellschaftslebens in höchstem Maße gefördert hat.

Der Geist der chinesischen Religionen und Sittenlehren hat seinen Niederschlag in einer großen Menge volkstümlicher Sätze gefunden, die in China überall von Mund zu Mund gehen und das Leben breiter Volkskreise in stärkstem Maße beeinflussen. Einer dieser Sätze lautet:

„Ein Mensch mag sehr klug sein, wenn es gilt, sich selbst zu tadeln, ist er dazu zu dumm; ein Mensch mag sehr dumm sein, wenn es gilt andere zu tadeln, ist er dazu klug genug.

Mit dem Herzen, mit dem du andere strafst, strafe dich selbst. Mit dem Herzen, mit dem du dir selbst verzeihst, verzeihe den andern.“

Die bekanntesten chinesischen Philosophen

Konfuzius



Seit mehr als zweitausend Jahren gilt Konfuzius den Chinesen als Idealgestalt. Seine Morallehre wurzelt tief im Volk, und seine Staatsideen dienten durch Jahrhunderte hindurch den chinesischen Regenten als Richtschnur für ihre Regierungstätigkeit. Erst seit der Jahrhundertwende und im besonderen seit dem Jahre 1911, dem Gründungsjahr der chinesischen Republik, brach sich eine große Gegnerschaft seiner Ideen Bahn. Sie bekämpfte den Konfuzianismus hauptsächlich deswegen, weil sie das System seiner Staatslehre für die Gegenwart als ungeeignet und schädlich erachtete. Als strenge Republikaner lehnten sie die monarchistische Staatsform des Konfuzianismus in jeder Hinsicht ab. Dadurch verlor dieser fast gänzlich seine Bedeutung.

In neuester Zeit hat sich jedoch wieder eine Anhängerschaft seiner Ideen gebildet, die besonders in Regierungskreisen stark vertreten ist. Man feierte ihn im vorigen Jahre wieder als Nationalheros an seinem Geburtstag. Seine Tempel werden wieder aufgebaut, die in der Zwischenzeit in Verfall geraten waren.

Diese „Wiederkehr des Konfuzius“ wird jetzt in weitesten Kreisen sehr begrüßt; ganz besonders von den Chinesen, die ihre Bildung im Abendlande genossen haben, da sie dort vielfach erfahren konnten, wie hoch die konfuzianische Lehre geschätzt und gewertet wird. Es zeigt sich nun jedoch wieder eine gewisse Polemik darin, daß zwar der größte Teil der Bevölkerung diesen Gedanken nachgeht, wohingegen der kleinere, aber nicht zu unterschätzende Teil energisch gegen die Ausbreitung des Konfuzianismus kämpft. In chinesischen Zeitungen und Zeitschriften kann man Aufsätze lesen, die teilweise für oder gegen diese Gedankenwelt sprechen.

Konfuzius, deutsch: Meister Kung, wurde im Jahre 551 v. Chr. in der Provinz Schantung geboren, zu einer Zeit, in der der Zerfall der großen alten Kultur begann, und die einzelnen Lehensfürsten danach strebten, Unabhängigkeit und Vergrößerung ihres Landbereiches durch Gewalt zu erwerben. Mit sieben Jahren erhielt Konfuzius den Elementarunterricht, und mit fünfzehn Jahren begann er seine literarischen Studien. Als er erwachsen war, erhielt er das Amt eines Magazinverwalters, und später wurde er Aufseher der Hirten der Opfertiere; einer Erzählung nach gediehen die Tiere unter seiner Obhut besonders gut. Nach dem Tode seiner Mutter, in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre, gab er wahrscheinlich sein Amt auf, um die üblichen drei Trauerjahre einzuhalten. Er erregte schon zu dieser Zeit einiges Aufsehen und begann seinen Einfluß auf das geistige Leben seiner Umgebung auszuüben. Von großem Vorteil für seine eigene Entwicklung wurde die Reise nach der Hauptstadt Lo Yang, wo er die bedeutendsten Eindrücke von der hohen Kultur des Dschou-Herrscherhauses in sich aufnahm.

Nach diesem Besuch kehrte er in seine Heimat zurück, wo viele junge Gelehrte sich als Schüler zu seinen Füßen setzten, um seinen weisen Lehren zu lauschen. In den folgenden Jahren hatte er kein Glück im öffentlichen Leben, er fand wohl Aufnahme bei vielen Lehensfürsten, aber er erhielt keine amtliche Stellung. Erst mit fünfzig Jahren wurde er von dem Fürsten von Lu, seinem Heimatlande, zum Gouverneur eines Bezirkes ernannt.

In dieser Stellung konnte Konfuzius seine ganze Tüchtigkeit beweisen, und er arbeitete mit Eifer und Hingebung. Er gab den Landesbewohnern ein gutes Beispiel in seiner eigenen Per-

sönlichkeit, wodurch die Sittlichkeit des Landes stark zu wachsen begann. Sein Baugrund war der, wie er betonte, daß bei Leitung durch Vorschriften und Ordnung durch Strafen das Volk wohl die Gesetze hält, aber ohne Schamgefühl, während bei Leitung durch Tugend und Ordnung durch gute Sitten, das Volk nicht nur Schamgefühl bekommt, sondern auch einen Maßstab für das wirklich Gute erhält. Er blieb ständig mit dem Volk in enger Fühlung und führte es in diesem Sinne zur Selbstbesserung.

Er nahm damit bereits das Prinzip der Kant'schen Philosophie vorweg, daß man nämlich das Gute nicht aus Furcht vor Strafe, sondern um seiner selbst willen tun soll. Bereits wenige Monate nach seinem Amtsantritt machten sich die segensreichen Folgen seiner Tätigkeit bemerkbar. Niemand brauchte abends die Haustüre verschließen, und alles gefundene Gut wurde dem rechtmäßigen Besitzer wiedergegeben.

Später wurde er Landwirtschafts- und danach Justizminister. Er soll bedeutende Gesetze erlassen haben, die jedoch niemals angewandt werden konnten, da niemand sich Vergehen zuschulden kommen ließ, woraus man ersehen kann, daß die Sittlichkeit des Volkes auffallend gestiegen war. Konfuzius strebte danach, nicht nur wie jeder gute Richter ein richtiges Urteil zu fällen, sondern das Volk dahin zu beeinflussen, daß Streitfälle überhaupt unterblieben. Obwohl er selbst ein gutes Beurteilungsvermögen besaß, versammelte er doch in wichtigen Angelegenheiten seine Beamten um sich und veranlaßte sie, Vorschläge für die Entscheidung zu treffen und wählte dann den ihm am richtigsten erscheinenden für sein Urteil aus.

Zum Schluß seiner Beamtenlaufbahn wurde er Stellvertreter des Kanzlers. Während dieser Zeit stand das ganze Land in hoher Blüte und sein Ansehen wuchs über seine Grenzen hinaus. Dieses erregte besonders den Neid des benachbarten Fürsten von Tsi, der eine Überflügelung des eigenen Landes fürchtete. Aus diesem Grunde faßte einer seiner Minister den Plan, das Land des Fürsten von Lu durch eine List zu verderben. Er ließ achtzig der schönsten Mädchen in ausgewählt prächtiger Gewandung und in reichem Schmuck als Geschenk für den Fürsten von Lu in dessen Land bringen. Die Vergnügungen, denen sich der Fürst nach Übernahme der Geschenke hingab, nahmen kein Ende; während dieser Zeit vergaß er völlig seine Pflichten, und die ganzen Regierungsgeschäfte blieben liegen. Als er drei Tage lang keine Audi-

enzen abgehalten hatte, verließ Konfuzius sehr gekränkt den Hof, wobei er hoffte, daß der Fürst seine Handlung bereuen und ihn wieder zu sich rufen würde, was aber nicht geschah.

Von da ab reiste er mit seinen Schülern durch alle Länder des damaligen China. Seine Lehre konnte er wenig in Anwendung bringen, obwohl er vielen Einladungen folgte und überall begeistert aufgenommen wurde. Nicht selten traf er jedoch energische Gegner, die die Ausbreitung seiner Lehre zu verhindern suchten, so geschah es einmal, daß die Bäume umgehauen wurden, unter denen er seinen Schülern Unterricht erteilte. In besonders schwere Verlegenheit kam er, als er in einem Falle sieben Tage lang festgehalten wurde und seine Lebensmittel ausgingen. Sein Schüler Dsi Lu, den er immer als fast zu tapfer gefunden hatte, fragte ihn, ob der Weise auch in Verlegenheit und Gefahr geraten könne. Konfuzius gab ihm als Antwort, daß die Gefahr auch für den Weisen nicht unausbleiblich sei, daß dieser aber dann nie von dem rechten Weg abirre.

Konfuzius widmete sich dann fast ausschließlich der Aufgabe, seine Lehre über ganz China zu verbreiten. Er vergaß jedoch nie seine Tätigkeit im Staatsdienst, die besonders in der Landesverwaltung dem Volke zum Segen gereicht hatte. Nach Betätigung auf diesem Gebiet sehnte er sich ständig und suchte nach einem Fürsten oder Herrscher, dessen zerrüttetes Land er durch seine Lehre und Tätigkeit wieder zur Blüte hätte bringen können. Sein vorwärtstünder Arbeitseifer veranlaßte ihn zu der Äußerung: „Wenn ich eifrig bemüht bin, etwas festzustellen, dann vergesse ich das Essen und Trinken; und wenn ich etwas erkannt habe, dann schwindet bei mir vor Freude darüber jede Trauer, und ich merke dann nicht mehr, daß ich älter werde.“

Oft wurde er von Fürsten als Ratgeber an ihrem Hofe angestellt, doch häufig verließ er bald wieder diese Stelle, da er das richtige Interesse und Verständnis für seine Ideen dort nicht fand. Auch fiel er nicht selten den Intrigen anderer Staatsbeamten zum Opfer, die als ausgesprochene Materialisten den Sieg seiner Lehre verhindern wollten, da er vor allen Dingen Humanität und Gerechtigkeit verlangte. Sie hatten bis dahin ihr Hauptaugenmerk auf Ansammlung von Reichtümern und Besitz gerichtet und waren sehr ungeneigt, durch eine strenge Moral diese wieder zu verlieren.

Ähnlich wie Plato, der weit mehr als hundert Jahre später für seine Ideen auch keinen rein sachlich interessierten Anhänger unter den Herrschern fand, zog Konfuzius mit 68 Jahren nach langem Suchen nach seiner Heimat, Lu, zurück und gründete dort eine Schule, in der er seine Gedanken weiter pflegte und lehrte, in der Hoffnung, daß diese später doch einmal Geltung finden würden. Seine Lehre war praktisch leichter durchführbar als die rein idealistische Lehre Platos. Nach einigen hunderten von Jahren erkannte man sie schon als durchaus brauchbar an, und sie wurde von den Kaisern Chinas in ihrer Regierungsform stark vertreten. Die konfuzianische Ethik wurde zur Grundlage des Chinesentums. Besonders zu verdanken war Konfuzius, daß er in seiner Zurückgezogenheit die chinesischen Kulturschriften, sammelte und ordnete, und sie dadurch dem Volk erhalten blieben. Ihm gebührt also der gleiche Dank wie Plato, der die Lehre des Sokrates schriftlich niederlegte und sie dadurch der Nachwelt überlieferte.

Die Kritiken des Konfuzius, die er über Herrscher und Staatsbeamte schrieb, dienten den späteren Regenten oft als Richtlinien für ihre Lebensführung und Regierungstätigkeit. Noch kurz vor seinem Tode bedauerte Konfuzius tief, daß er seine Ideen nicht hatte verwirklichen können und starb dann mit 72 Jahren, nach einem Leben, das reich an Kämpfen und voller Enttäuschungen gewesen war.

Konfuzius war eine durchaus tatkräftige Natur, was besonders daraus zu ersehen ist, daß er in allen Ländern Chinas der zerfallenden Kultur entgegenzuarbeiten versuchte, wobei er sich niemals verbittern und im Ziel nicht irre machen ließ. Er war während seines ganzen Lebens von dem heißen Wunsch beseelt, durch seine Lehren dem gequälten Volk Rettung zu bringen.

Das Glück der Menschheit wollte er nicht vom einzelnen Individuum aus begründen, sondern die ganze menschliche Gemeinschaft sollte als Grundlage dafür dienen. Er erblickte die Vollkommenheit des Staatsorganismus nicht in äußerer Macht, sondern darin, daß der Herrscher ein geistig und sittlich vollkommener Mensch sei und danach strebe, durch sein Beispiel auch seine Untertanen zu vollkommenen Menschen zu erziehen; und so steht im Mittelpunkt seiner Gedankenwelt die Idee des vollkommenen Menschen, des Djün Dsi.

Konfuzius bezeichnete sich selber nicht als Neuschöpfer dieser Ideen, sondern als Überlieferer des Guten aus der alten Zeit. In seinen Ratschlägen betonte er stets das Festhalten an den Satzungen und den Lehren der alten Weisen und stellt als leuchtende Vorbilder, die durch ihr überlegtes Handeln die Nachwelt zur Nacheiferung anregenden, alten, weisen Kaiser hin.

Er sieht nur eine Möglichkeit, die Welt zu einer wirklichen Wohnung der Menschen einzurichten, darin, daß die alte Harmonie wiederkehrt; und dieses ist nur dadurch zu erreichen, daß jeder einzelne dem Ideal des vollkommenen Menschen, Djün Dsi, nachstrebt, der sich durch Rechtschaffenheit, Geisteskraft, Besonnenheit und Wahrhaftigkeit auszeichnet, und dessen Handeln durch Liebe zur Ordnung und Humanität bestimmt wird.

Mit diesen Gedanken seiner Lehre, daß das Glück der Menschheit nicht vom Einzelwesen, sondern von der Gesellschaft aus begründet wird, verbindet er die Forderung, daß dem Oberhaupt der Familie und dem des Staates strenger Gehorsam geleistet werde, daß diese sich aber in der Ausübung ihrer Autorität von Gerechtigkeit und Humanität leiten lassen. Die Familie als solche ist nach Konfuzius das Fundament des Staates, und die Familien-Gemeinschaft ist somit auch der Baustein für die Harmonie in der ganzen Menschheit, die für Konfuzius nicht nur ein abstrakter Begriff sondern reine Wirklichkeit ist, die zu erreichen, er als seine Lebensaufgabe betrachtete.

Im Da-Shiau, der „Großen Lehre“, steht: „Um die Welt in Frieden zu halten, muß man zuerst das eigene Land gut regieren. Will man das eigene Land gut regieren, so muß man an erster Stelle die Familien gut ordnen. Wenn man seine Familie in schönster Ordnung halten will, so muß man zuerst sich selbst zur Vollkommenheit erziehen. Wer sich selbst vervollkommen hat, der wird seine Familie in Ordnung zu halten wissen. Wer seine Familie in guter Ordnung halten kann, ist auch imstande, eine weise Landesregierung zu führen. Wenn eine weise Regierung in jedem Lande herrschen würde, dann würde damit der Weltfrieden geschaffen sein.“

Der einzelne wird durch seinen eigenen Verstand und sein Herz geleitet, die Familie wird vom Vater geführt, und der Staat wird von einem Oberhaupt regiert. Das Amt des Staatlenkers ist vom Himmel gewollt, er ist im eigentlichen Sinne der Vertreter des Himmels und wird „Sohn des Himmels“ ge-

nannt und erscheint als höchster geistlicher Würdenträger. Seine Macht ist solange eine unumschränkte als seine Humanität, Gerechtigkeit und Vollkommenheit ihm das Recht auf diese Stellung zusprechen. Jede seiner Handlungen ist streng dem allgemeinen Sittengesetz unterworfen.

Die Schätzung und das Vertrauen des Volkes erheben und erhalten den Regenten auf seinem Thron. So wie das Wasser den Kahn auf seinem Rücken sicher trägt, ihn aber auch in Gefahr bringen kann, so huldigt das Volk dem Regenten oder verstößt es ihn. Die Stimme des Volkes ist die personifizierte Stimme des Himmels, und das Volk ist der Träger und Vollbringer des himmlischen Willens. Der Staatsleiter hat nur dann Macht über das Volk, wenn er dem Willen des Himmels und zugleich dem des Volks entsprechend regiert.

Die Verbindung zwischen Regent und Volk ist nach Konfuzius so eng, wie die eines einheitlichen, aber aus Teilen bestehenden Körpers. Die Pflichten des Regenten und des Volkes sind zwar verschieden, aber sie sind aufeinander angewiesen zu einem gemeinsamen Zweck. Sie sind unzertrennbar, wie der Kopf und die übrigen Glieder eines Körpers. Dieser Vergleich klingt sehr an die Geschichte von den Gliedern und dem Magen an, die der Römer Agrippa den Plebejern erzählte. Konfuzius folgert in der Weise: Ist das Herz gesund, so fühlt sich der Körper wohl; wonach das Herz verlangt, danach verlangt auch der Körper. So liebt das Volk das Gleiche, was der Regent liebt, womöglich noch mehr. Das Volk schützt den Fürsten, wie der Körper das Herz. Eine Wunde des Körpers zieht auch das Herz in Mitleidenschaft. Der Regent kann durch das Volk erhalten bleiben oder auch durch es zu grunde gehen.

Nach dieser konfuzianischen Lehre ist das chinesische Reich Jahrtausende hindurch regiert worden, ohne Niederlegung einer Staatsverfassung, und die chinesischen Kaiser waren demnach sehr dem Wohl- oder Übelwollen ihrer Untertanen überlassen. Sie gaben ihre Urteile stets nach den ungeschriebenen Gesetzen ab, was ihnen darum oft zum Verhängnis wurde. Wenn das Volk sich unter der Führung eines Regenten nicht wohl fühlte, so war damit schon für denselben die Anwartschaft auf seine vom Himmel erhaltene Stellung aufgehoben. Denn der Staat war nicht sein Eigenbesitz, sondern nur ein ihm vom Himmel überlassenes Gut, das er im Sinne des Himmels zu verwalten hatte,

dessen Wohlergehen und Förderung seine Aufgabe war. Allerdings wurden nicht nur tatsächliche Fehler des Kaisers verurteilt, sondern das Volk sah auch in Überschwemmungen, Trockenperioden, Epidemien und ähnlichem ein Zeichen des Himmels, der die Regentschaft des Kaisers beanstandete und verurteilte ihn demzufolge in entsprechender Schärfe.

Die Treue, die die Chinesen zu jeder Zeit ihrem Kaiser entgegenbrachten, band sich nicht an seine Person; wie auch seine Heiligkeit sich nur an sein ihm vom Himmel verliehenes Amt knüpfte. Die Chinesen sahen in der Person des Herrschers den vom Himmel gesandten Vertreter, dem sie darum streng ergeben waren. Diese Art der Treue läßt sich mit der germanischen Vasallentreue nicht vergleichen, diese war lediglich eine Hingabe an eine gewisse Persönlichkeit.

Nach Konfuzius kann jeder Tugendhafte das vom Himmel eingerichtete Amt erwerben, und jeder Nichttugendhafte verliert es unbedingt. Das konfuzianische Regierungssystem beruht nicht auf Absolutismus, wie man es gewöhnlich in Europa annimmt, sondern als ideale Regierungsform gilt vielmehr die republikanische. Das Vertrauen des Volkes zum Regenten ist eine Notwendigkeit, und der Fürst muß darum in allen seinen Handlungen bemüht sein, Vertrauen beim Volk zu erwecken. Eine gute Regierung, die die Wohlfahrt des Volkes im Auge hat, hat ohne weiteres die Ergebenheit der Untertanen zur Folge und gleichzeitig die Möglichkeit, diese moralisch zu erziehen. Das Volk hat die Gesetze des Staates zu achten und sie zu befolgen. Handelt der Herrscher unrichtig, so ist das Volk nicht verpflichtet, diesem dennoch Gehorsam zu leisten.

Die konfuzianischen Gelehrten haben jederzeit an ihrem Kaiser scharfe Kritik geübt, obwohl sie der eventuellen üblen Folgen für sich gewiß waren. Oft gingen sie dafür in eine langjährige Verbannung oder mußten sogar ihre Aufrichtigkeit mit dem Tode bezahlen. Das Volk war von diesem Mut stets begeistert und verehrte solche Gelehrte wie Heilige. Nicht selten haben es die Herrscher später bedauert, daß sie die Wahrheiten und guten Lehren dieser Weisen nicht mehr vernehmen konnten. Andere wieder ernannten sie zu Zensoren, um sich sofort über ihre eigenen Fehler aufzuklären und belehren zu lassen.

Manche Anhänger des Konfuzianismus verkleideten sich öfters und mischten sich unter ihr Volk, um auf diese Art die

Stimmung der Untertanen zu erforschen. Aus diesen Erfahrungen heraus gestalteten sie dann häufig ihre Regierungspläne um und gelangten dadurch zu größerer Autorität und Beliebtheit, da sie den Wünschen und dem Verlangen des Volkes nun nach größter Möglichkeit entgegenkamen. Sie enthoben untüchtige Beamten ihrer Ämter und setzten an Stelle deren erwiesenen tüchtige Personen.

Die meisten Herrscher erkannten die Gedanken des Konfuzius als maßgebend an. Ihre Verehrung dieses alten Meisters ging so weit, daß sie seinen Geburtstag zu einem Staatsfeiertag erhoben, ihm Tempel errichteten, die aber keine Gebetsstätten darstellten, sondern lediglich zur Verehrung seiner vorbildlichen und weisen Persönlichkeit dienten. Den Regenten galt seine Lehre zu einem Teil als Richtschnur für ihre Staatsführung und zum anderen Teil anerkannten sie die in ihr erhaltenen Moralgesetze, die für die Erziehung des Volkes sehr wertvoll waren.

Es ist ein Irrtum, den Konfuzianismus als besondere Religionsform zu bezeichnen. Konfuzius war kein Religionsstifter, wie bereits betont wurde, er lehrte keinen neuen Glauben an eine bestimmte Gottheit, sondern er war der Begründer einer sehr feinsinnigen und tiefgehenden Sittenlehre.

Er strebte danach, wie Sokrates in Athen, der fast hundert Jahre später lebte, den damaligen Zerfall der Kultur Chinas zu verhüten und versuchte, besonders die Sittlichkeit durch ethische Prinzipien zu fundamentieren. Ebenso wie Sokrates die Sittlichkeitsbegriffe festlegte und dadurch das Volk erzog, strebten auch die Gedankengänge des Konfuzius, hauptsächlich in der Politik danach, das Volk in dieser Richtung zu beeinflussen, wie er logischer Weise betont: „Wenn die Begriffe nicht richtig festgelegt sind, so ist die Rede nicht verständlich; wenn die Rede nicht verständlich ist, dann kommt das Werk nicht zustande; wenn das Werk nicht zustandekommt, so gedeihen Sittlichkeit und Kunst nicht; wenn Sittlichkeit und Kunst nicht gedeihen, dann sind die Strafen nicht passend; wenn die Strafen nicht passend sind, dann weiß das Volk nicht mehr, was es tun soll.“

Er legte allerdings im Gegensatz zu Sokrates seine Lehre auch schriftlich nieder, außerdem verbreitete er sie durch seine Schule und persönlichen Verkehr mit den Herrschern des Landes als auch mit seinen nächsten Mitmenschen. Ebenso, gleich Sokrates, veranlaßte er durch geeignete Fragestellung, den Beteiligten selbst

zu der Erkenntnis zu gelangen, die er ihm hatte vermitteln wollen. In dieser Art und Weise sind auch die „Gespräche“, Lun Yü, die die eigentliche Lehre des Konfuzius enthalten, aufgebaut. Sie bestehen in der Hauptsache aus Dialogen.

Seine Normen, die er für die Lebensführung vorschrieb, sind rein vernunftmäßige Überlegungen und zweckmäßige Folgerungen. Er berichtet viel von weisen Herrschern und deren wohlüberlegten Taten und hofft, daß diese Nachahmung finden werden, um die alte Harmonie im Reiche wieder herzustellen.

Seine Lehre, die sich zu seinen Lebzeiten nicht durchsetzte, kam in späteren Jahren zu immer größerer Geltung, und ihre Anhängerschaft stieg immer fort. Auch die strenggläubigen Buddhisten und Daoisten erkennen diese Lehre an und richten ihre Lebensführung danach ein; denn die große Morallehre stellt in jeder Hinsicht ein Werk dar, das für die ganze Menschheit geschaffen wurde und sich als für jeden nutzbar erweist.

Seine Schriften sind zu jeder Zeit von Gelehrten gelesen worden, und es wurde sogar allen Staatsbeamten zur Pflicht gemacht, die konfuzianischen Klassiker vor ihrem Amtsantritt zu studieren, damit sie in deren Sinne dem Lande dienen konnten.

Die konfuzianischen Ideen waren von den Regenten besonders zur Unterstützung ihrer monarchistischen Regierungsprinzipien verwertet worden, und sie legten sie meistens in diesem Sinne aus. Die Monarchie galt den Anhängern des Konfuzius als die vollkommenste Staatsform. Und jeder Untertan brachte, so wie es seine Erziehung verlangte, dem Herrscher treueste ergebenheit und Verehrung entgegen.

Als im Jahre 1911 die letzte Dynastie durch die Revolution gestürzt wurde, begannen sich gleichzeitig damit die Gedanken Bahn zu brechen, die die blinde Unterwerfung des Volkes unter den Herrscher, so wie es der Konfuzianismus vorschrieb, verurteilten, und die behaupteten, daß es in einer Republik keine Klassenunterschiede, wie den Abstand zwischen Herrscher und Untertanen, geben dürfe. Niemand betrachtete von da ab den Regenten mehr als den vom Himmel beauftragten Herrscher; die Regierung stand allein dem Volk selber zu.

Die bisherige Einseitigkeit der Anschauungen in dieser Richtung lag zu einem großen Teil an der falschen Erziehungsweise.

Die unbedingte Pflicht, die chinesischen Klassiker auswendig zu lernen, die vor allem den Staatsbeamten oblag, hatte oft nicht den gewünschten Erfolg, da sich damit nicht immer eine nützliche Anwendung des Gelernten verband, oder die Blickrichtung gar zu eingengt wurde. Einer freien Entwicklung von persönlichen Gedanken und damit einer Fortentwicklung oder einem eventuellen Aufbau der von Konfuzius aufgestellten Grundanschauungen, die für die verschiedenen Zeitperioden gewiß notwendig gewesen wären, wurde dadurch eine schroffe Grenze gezogen, oder sie wurde sogar ganz verhindert.

Die radikalen Denker machten außerdem Konfuzius den Vorwurf, daß seine Lehre wenig das Nationalbewußtsein stärke, sondern lediglich die Familie in den Vordergrund stelle, was die Schwäche des chinesischen Reiches herbeigeführt habe. Das Vordringen fremder Völker von außen her, war darum umso leichter möglich, da das geringe Nationalgefühl den Chinesen wenig Widerstandskraft verlieh. Konfuzius hat allerdings stets den Militarismus und den Krieg verurteilt und den nationalistischen Gedanken wenig hervorgehoben; dies besagt jedoch bei weitem nicht, daß er keine Vaterlandsliebe kannte. Wenn man seinen Lebensweg verfolgt, kann man oft feststellen, daß er sein Heimatland sehr ungern und nur gezwungenermaßen verließ, während er bei einem ausbleibenden Erfolg in anderen Ländern seinen Aufenthalt stets sehr rasch aufgab; einmal sogar, wie überliefert, ließ er sich keine Zeit mehr dazu, seinen bereits gewaschenen Reis zu kochen.

Vor allen Dingen lehrte er jedoch Humanität und Friedseligkeit, die von größter Bedeutung für die ganze Menschheit sind. Die Völker sollten nach Kräften zu einem allgemeinen Weltfrieden beitragen und in jeder Richtung die Harmonie mit den Nachbarvölkern fördern. Und in der Tat enthält seine große Morallehre Gedanken, die allen Menschen zum Wohl gereichen könnten.

Darum ist es nicht richtig, seine Lehre ganz beiseite zu tun, wie es lange Zeit getan wurde, indem man voller Mißachtung und Wut seine Tempel zerstörte und seine Schriften achtlos liegen ließ. Denn, selbst wenn seine Lehre gänzlich schlecht wäre, müßte man doch noch den Versuch machen, sich damit zu beschäftigen, um sogar aus dem negativen Wert etwas für

das Leben Notwendiges zu lernen, wie interessanterweise Konfuzius selber auf solch eine Möglichkeit und Notwendigkeit in folgendem Beispiel darauf hinweist: „Wenn ich mit zwei Menschen zusammengehe, dann sind die beiden meine Lehrer, selbst wenn einer besser und einer schlechter als ich wäre. Der wirkliche gute regt mich zur Nacheiferung an, wohingegen die schlechten Taten des anderen und deren Folgen mir als Warnung dienen und mich ebenfalls auf den Weg des Guten weisen.“

Aus allem erhellt, daß eine gänzliche Abkehr von der konfuzianischen Lehre insofern ein Fehltritt war, als aus dieser stets sehr viel Nützliches herausgezogen werden kann. Außerdem galt und gilt Konfuzius dem größten Teil des chinesischen Volkes als ausgesprochenes Ideal, was natürlich praktisch unaustilgbar und unzerstörbar ist. Die Übertreibung der Ausschreitungen und Unterdrückungen des Konfuzianismus wurden von vielen hauptsächlich für politische Zwecke ausgenützt; vor allen Dingen waren es kommunistische Einflüsse, die diese Folgen nach sich gezogen hatten.

Dr. Sun Yat Sen jedoch, der Begründer der chinesischen Republik und der Vater der Revolution, dem noch die jetzige Bevölkerung Chinas größte Verehrung entgegenbringt, hat durchaus den unvergänglichen Wert des Konfuzianismus anerkannt. In seinen Werken liest man vielfach Zitate von Konfuzius und in seinen politischen Reden hat er oft konfuzianische Gedanken hervorgehoben und weiter erläutert.

Dr. Sun Yat Sen unterlag zwar europäischen und amerikanischen Einflüssen in hohem Grade, aber sein Glaube an die konfuzianische Moral und die politischen Vorschriften des Konfuzius blieb im allgemeinen unerschüttert.

Gänzliche Übereinstimmung beider Denker ist natürlich nicht vorhanden, aber trotzdem kann man sagen, daß ein Erbeil des Konfuzius einen bedeutenden Teil des Systems Dr. Sun Yat Sen's bildet. Er trug das ernste Verlangen nach Neuem in sich, da das Alte unbrauchbar geworden war; für Aufbauzwecke benutzte er jedoch das Gute aus dem bestehenden Alten und pflanzte erfolgverheißende Keime in das neue aufzubauende System ein.

Die Reform hatte die Aufgabe, wirkliche, politische und rechtliche Institutionen auf konfuzianische Verhältnisse aufzupropfen. Der moderne chinesische Staat ist seinem Wesen nach

noch sehr stark konfuzianisch orientiert. Die Anfangsperiode seiner Schöpfung ist keine revolutionäre Diktatur, sie ist mehr eine Konstitutionsperiode der Herrschaft der Intellektuellen, die sich bemühen, das Volk zu erziehen, mit dem Ziele, seine Fähigkeit zur Ausübung der politischen Macht zu entwickeln, damit eine konstitutionelle Verfassung bald verwirklicht und die politische Macht in die Hand des Volkes gelegt werden kann.

So findet man auch vieles Übereinstimmende mit den Ideen des Konfuzius in den modernen Staatsgedanken des Dr. Sun Yat Sen, „Die drei Volksprinzipien“, nämlich: „Volkstum“, „Volksouveränität“, „Volksleben“, die der heutigen Politik Chinas als Grundlage dienen.

Auch der „Neuen Lebensbewegung“, die Chiang Kai Schek vor kurzem ins Leben gerufen, und die überall großen Anklang gefunden hat, gilt die konfuzianische Morallehre als ein wichtiger Baustein. Die chinesische Regierung hat auf seine Veranlassung Konfuzius' Geburtstag wieder als staatlichen Feiertag erklärt, den das chinesische Volk mit Begeisterung begeht. Konfuzius hat damit wieder seine ehemalige bedeutsame Stellung errungen und beginnt von neuem seinen Einfluß auf die chinesische Bevölkerung auszuüben.

Obwohl die chinesischen Schüler jetzt nicht mehr wie früher die gesamte konfuzianische Literatur auswendig lernen müssen, und eine, sich alle drei Jahre wiederholende, auf das Studium der konfuzianischen Klassiker bezügliche Staatsprüfung nicht mehr veranstaltet wird, deren Ablegung unter der kaiserlichen Regierung unerläßliche Vorbedingung für den Eintritt in den Staatsdienst war, wird auch heute noch der Kenntnis der klassischen Schriften in weitesten Kreisen ein großer Wert beigelegt. Viele Gelehrte haben in der neuen Zeit Vereine gegründet, deren Aufgabe es ist, die konfuzianischen Kulturgüter zu bewahren und weiterzuvermitteln.

Viel wichtiger aber ist es, daß die Pflichtenlehre und die Ideale des Konfuzius auch in den Herzen und Seelen von Millionen und Abermillionenschlichter und einfacher chinesischer Volksgenossen unverwüstlich, unerschüttert und unausrottbar fortleben, gerade in solchen Volks-

genossen, die in Hunger und Elend ein kümmerliches Dasein fristen. Wenn man einige dieser Menschen aus der Nähe beobachten und Einblicke in ihre Seelen gewinnen könnte, dann würde man dadurch vielleicht ein besseres Bild vom Wesen des Konfuzius erhalten, als aus manch einem gelehrten Buch.

Lao Dsi

Wenn man von einer eigentlichen chinesischen Religion sprechen will, so kann man in dem Falle nur vom Dauismus sprechen. Diese große Geistesrichtung entwickelte sich nach und nach, vielleicht durch buddhistische Einflüsse, zu einer Religionsform, die in Tempeln und Klöstern einen starken Ausdruck fand, und deren Anhänger sich vielfach mit Zauber und Spuckgeschichten beschäftigten und sich auch als Heilkundige ausgaben, ja sogar als richtige Exorzisten auftraten. Oft gaben sie sich als Hellseher und Wahrsager aus und priesen auch ihre große Kunst an, das Lebenselixier bereiten zu können.

Gerade das letztere hat viele chinesische Kaiser in der alten Zeit bewogen, sie zu sich zu rufen, um mit Hilfe ihrer Kunst ihr glanzvolles und ruhmreiches Leben möglichst lange erhalten zu können. Sie verehrten die Dauisten wie Heilige, unternahmen Wallfahrten zu ihren Wohnstätten und ließen auf deren Geheiß langdauernde Suchen nach den verschiedensten Lebenselixieren ausführen. Jedoch ist es keinem gelungen, das Gewünschte zu finden.

In der chinesischen Geschichte sind oft solche dauistischen Meister beschrieben worden, die sich als Vertreter des Himmels ausgaben und darum oft großen Einfluß auf die Regierungsweise einzelner Herrscher ausüben konnten. Sie riefen zur Verwirklichung ihrer Ideen nicht selten sogar Verschwörungen und Aufstände ins Leben, die ihnen tatsächlich oft genug zur Erreichung ihrer Pläne verhalfen.

Als Schöpfer der Kernideen des Dauismus wird gewöhnlich Lao Dsi bezeichnet, jedoch kann er mit den eben erwähnten Ausartungen dieser Lehre garnicht in Verbindung gebracht

werden. Ebenfalls hat er eine rein religiöse Anschauung niemals vertreten, und auch der überlieferte und stark verbreitete Glauben an den Himmel wurde von ihm nicht unterstützt.

Schon vor seiner Zeit bestand die Meinung, daß der Himmel alles verwalte, Wissen und Willen besitze und Lohn und Strafe austeile. Alle Untersuchungen über die Entwicklung von Lebewesen und Entstehung von Naturerscheinungen endeten stets mit einer Analyse des Himmels.

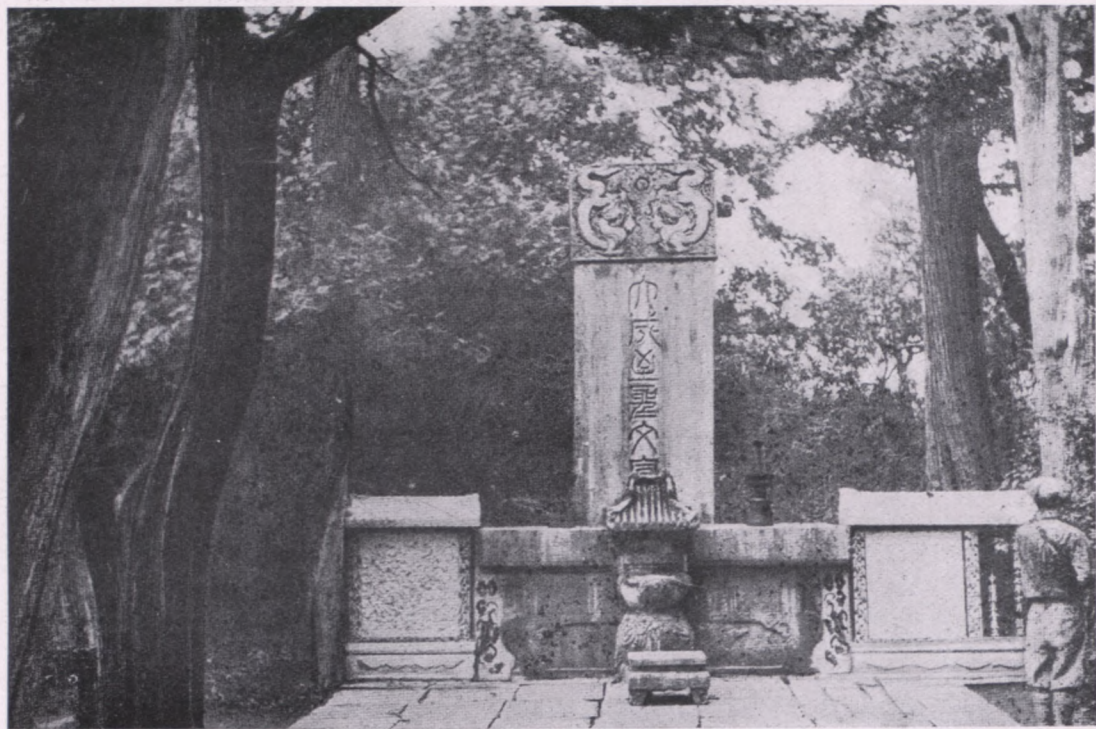
Lao Dsi beschritt einen ganz neuen Weg und verkündete, daß über allen Wesen und auch über dem Himmel und der Erde es noch ein Dau gäbe, auf das alles zurückzuführen sei. Dieser Begriff „Dau“ bildet die Grundlage seiner philosophischen Gedanken.

Dau heißt eigentlich Weg oder Pfad. Es bedeutet den Weg zur Ordnung der Welt, ihr schöpferisches Urprinzip, ihre Urkraft.

Lao Dsi behauptet, daß die Welt vom Dau hervorgebracht wurde, und daß das Dau sie gleichzeitig gedeihen lasse und sie großziehe. Diese Urkraft waltet in der Natur und im Wesen des Menschen, und darum ist die Natur gut. Und auch der Mensch ist von Natur ein gutes und vollkommenes Geschöpf. Aber durch gewaltsames und krampfhaftes Entgegenarbeiten gegen seine ursprüngliche Vollkommenheit zerstört er allmählich das Dau und damit die richtige Ordnung in sich selbst und in der Natur. Von diesem Standpunkt aus geht auch die Entwicklung Lao Dsi's politischer Gedanken vor sich.

Er lebte gerade zu einer Zeit, im sechsten Jahrh. v. Chr. (570), zur selben Zeit wie Konfuzius, in der die chinesische Kultur im Zerfall begriffen war, der Kaiser, der als religiöse Person galt, seinen Einfluß zu verlieren begann, und die Lehnfürsten sich gegenseitig auf Leben und Tod bekämpften, um Land und Gut zu erwerben. Außerdem ereigneten sich entsetzliche Naturkatastrophen, die das Volk in größtes Elend stießen. Alles sehnte sich nach Ruhe und Ordnung, und da diese durch den Staatsorganismus nicht erreicht wurden, fanden Lao Dsi's Gedanken von einem kontemplativen Leben, zu dem der Mensch bestimmt sei, großen Anklang, was auch zu einer wichtigen Auseinandersetzung mit Konfuzius führte.

Lao Dsi betätigte sich in der kaiserlichen Hauptstadt als eine Art Bibliothekar. Er lernte damals das Elend des Volkes



Das Grab des Konfuzius



Lao Dsi auf einem Ochsen reitend

Chao Pou Chih (1053—1110)

kennen, wodurch in ihm revolutionäre Gedanken gegen die herrschenden Gesellschaftsklassen wachgerufen wurden. Er betonte mehrmals, daß die Menschen nur deswegen verhungern, weil die oberen Leiter zuviel Steuern aus ihnen herausziehen.

Waffen sind für ihn nur Unglückswerkzeuge, und er sieht dort, wo Krieger weilen, nur zerstörte Getreidefelder. Ebenso kennzeichnet er die dann nachfolgenden schweren Jahre als eine bloße Folge der Kriegszeit, eine Erscheinung, die ja tatsächlich jeder Krieg nach sich zieht. Das Elend des Volkes führte er auch auf die verschiedenen Organisationen im Staate zurück, und so kämpfte er gegen diese Gesellschaftsgruppen und bemühte sich, das Glück und die sittliche Vollkommenheit im Einzelindividuum zu begründen.

Nach seiner Lehre müßte jeder, der ein eigenes wirkliches höchstes Wesen anerkennt und gleichzeitig den Sinn des ganzen Kosmos, Dau genannt, getreu in seinem Herzen bewahrt, zu diesem Glück gelangen. Dieses ist zu erreichen durch höchste Anspannung der individuellen Geisteskraft, durch tiefste Ruhe des Geistes und Reinheit des Herzens. Man soll frei von allem Begehren sein, um zur Einfachheit und Anspruchslosigkeit zu gelangen und zu dem wahren Heilmittel zur „Rückkehr zur Natur greifen.“ Die Natur bewirkt alles, ohne daß die Menschen dabei irgendetwas mit Bewußtsein tun, sowie der Himmel und die Erde dauernd und ewig sind, obwohl sie auch nichts dazu tun.“ Je mehr Aufgaben sich die Regierenden für das Volk stellen, desto schwerer ist es, dieses zu regieren.“

Die Heiligen regieren die Welt, indem sie nichts tun, nicht regieren, — und doch bleibt nichts ungemacht. Das Volk wird sich nach seinen Ideen von selbst entwickeln, von selbst reich, von selbst gerade und einfach werden. Ferner sagt er: „Je mehr es Sachen in der Welt gibt, die man vermeiden muß, desto ärmer sind die Menschen. Je mehr scharfe Waffen es gibt, desto mehr Unruhe kommt in Haus und Staat. Je mehr Gesetze und Verbote es gibt, desto mehr Diebe und Räuber werden da sein.“ Hieraus ersieht man, daß, je weniger man sich in das Leben eines Volkes einmischt, so wie das Dau ohne Tun ewig bleibt, man desto mehr erreicht.

Und wer das wahre Wesen der Welt, das Dau, erkennt, gewinnt auch sein eigenes Wesen, seine ursprüngliche Ruhe und

Reinheit zurück. Er wird „leer“, wie Lao Dsi sich ausdrückt und vermag darum die richtige Ordnung der Dinge in sein eigenes Innere aufzunehmen, die ihn dann auch zu richtigen Handlungen treibt, ohne daß er sich Mühe zu geben braucht. Von diesem Menschen kann man sagen, daß er frei vom Tun und doch nicht untätig ist.

Dieser höchste und vollkommenste Zustand, in den sich der Mensch, ohne Widerstand zu leisten, von der richtigen Ordnung, die er erkannt hat, führen und von dem er sich bewegen läßt, wurde von Lao Dsi mit dem Wasser verglichen. „In der Welt“, so sagt er einmal, „gibt es nichts, was noch schmiegsamer und schwächer ist als das Wasser; und um die Harten und Starken zu überwinden, wird nichts anderes einen Vorrang haben. In der Welt weiß jeder, daß der Schmiegsame den Harten und der Schwache den Starken besiegen kann, und doch ist niemand bestrebt, danach zu handeln“.

In diesem Sinne sagt er auch: „Wer andere kennt, ist klug, wer sich selber kennt, ist weise. Wer andere besiegt, hat Kraft, wer sich selber besiegt, ist unerschütterlich. Wer sich durchsetzt, hat Willen, wer sich genügen läßt, hat die Fülle. Wer seinen Platz nicht verliert, hat Dauer, wer auch im Tode nicht untergeht, der lebt wirklich.“

Wie wird sich nun der im Sinne Lao Dsi's vollkommene Mensch gegen seine Mitmenschen benehmen? Lao Dsi sagt über ihn: „Der vollkommene Mensch hat kein eigenes Herz. Er macht das Herz des Volkes zu seinem Herzen.“ Ferner: „Zu den Guten bin ich gut, zu den Bösen bin ich auch gut, denn Tugend ist die Güte. Zu den Treuen bin ich treu, zu den Falschen bin ich auch treu, denn Tugend ist die Treue.“ „Der vollkommene Mensch lebt einsam inmitten der Welt, und doch hat er in seinem Herzen Raum für alle.“ „Weil er selbst nicht streitet, kann die Welt nicht mit ihm streiten.“ „Er setzt sein Selbst hintenan, doch sein Selbst tritt voran. Er entäußert sich seines Selbsts, doch sein Selbst bleibt erhalten. Weil er nicht sein Eigenes will, so wird sein Eigenes vollendet.“

Die ideale Lebensweise ist nach Lao Dsi die, daß man ruhig auf einem kleinen Stückchen Land wohnt, schöne Speisen genießt, eine angenehme Wohnung und Kleidung besitzt und nach guten Sitten lebt, ohne irgendein künstliches Schaffen und Handeln, um in reiner Verbindung mit der Natur zu bleiben.

Er selber verließ in vorgerückten Jahren das unruhige Gesellschaftsleben und zog sich in die Einsamkeit der Natur zurück.

Aus seiner Schule sind viele bedeutende Denker hervorgegangen, die seine Lehre nach allen Richtungen hin entwickelt und stets einen großen Einfluß auf die chinesische Geisteswelt ausgeübt haben. Auch viele Gelehrte sahen ihr Ideal in der von Lao Dsi gepriesenen Weltflucht und verbrachten ihren Lebensabend in der Abgeschlossenheit.

In der Dichtung ist diese Weltflucht sehr oft verherrlicht worden, und das Volk brachte diesen Dichtern, die allem eitlen Genuß entsagten, stets seine größte Achtung entgegen.

Lao Dsi wurde zur Zeit der Tang-Dynastie zu einer Gottheit erhoben und seine Schriften als heilig bezeichnet, wodurch der Dauismus zu einer neuen Blüte gelangte und sich später immer mehr zum Laien-Dauismus entwickelte.

Unter seinen zahlreichen Anhängern sind unendlich viele, die von der ursprünglichen Lehre Lao Dsi's sehr wenig Kenntnisse besitzen. Seine Gedankengänge nehmen in der chinesischen Geisteswelt jedoch noch immer die höchste und führende Stellung ein. Allerdings wird den Ideen über die Weltflucht und jeder kontemplativen Zurückgezogenheit scharf entgegnet, da dem heutigen chinesischen Staat für seinen notwendig gewordenen Aufbau nur ausgesprochene Aktivität zweckdienlich sein kann.

Yang Dschu und Mo Di

Von Lao Dsi beeinflusst, vertraten gegenüber der Schule des Konfuzius zwei bekannte Philosophen, Yang Dschu und Mo Di, ganz entgegengesetzte Standpunkte, die beide aber wieder in diametralem Verhältnis zueinander stehen: nämlich ob der Mensch für sich selbst oder für die andern leben solle. — Sie besaßen eine große Anhängerschaft. Beide haben eine Zeitlang sogar einen weitgehenden Einfluß auf das chinesische Geistesleben ausgeübt. Ueber die genauen Geburtsdaten dieser beiden Philosophen ist man nicht genau orientiert. Nach verschiedenen Angaben müssen sie etwas später als Konfuzius gelebt haben. Die Begeisterung für ihre Lehre war so ungeheuer groß, daß sie sogar die Doktrin des Konfuzius verdrängte.

Der berühmte Vertreter des Konfuzianismus, Mong Dsi, der später noch ausführlicher behandelt werden wird, hat es als seine wichtigste Aufgabe angesehen, diese Lehren zu bekämpfen. Er behauptete, daß die Ideen des Konfuzius nie zur Geltung kommen würden, wenn die Lehren Yang Dschu's und Mo Di's nicht verschwänden. Um den Konfuzianismus zu erhalten, trat Mong Dsi beiden energisch entgegen und verkündete, daß jeder, der die Worte dieser Philosophen bekämpfen würde, ein Schüler der Weisen sei. So waren Yang Dschu und Mo Di in der Zeit, in der die Konfuzianer den Vorrang einnahmen, als Ketzer gebrandmarkt.

Yang Dschu, so sagt Mong Dsi, sei nur für sich eingenommen und anerkenne keinen Herrscher und keine staatliche Ordnung. Hierin trete er in Gegensatz zu der Lehre des Konfuzius, worin immer auf die Ordnung in der menschlichen Gesellschaft größter Wert gelegt worden sei.

Yang Dschu betont, daß jeder Mensch nur für sich selbst interessiert sein solle, dann werde alles in Ordnung kommen. Er hätte kein Haar hergegeben, auch wenn man damit der ganzen Welt hätte nutzen können. Er hätte auch kein Haar für die Herrschaft über die ganze Erde getauscht. In seinen Gedanken verachtet er alle Dinge der Welt und schätzt nur sein eigenes Ich. Ein Haar seines Körpers ist wohl ein sehr kleiner Gegenstand ihm aber sehr wertvoll, da es von seinem eigenen Körper ist, während die Herrschaft eine Angelegenheit der Außenwelt ist.

Er ist in gewissem Sinne vom Daoismus beeinflusst, in dem er aber nicht die Weltflucht sucht, sondern er will sein Gemüt im diesseitigen Leben möglichst zu befriedigen versuchen und alles, wie es von selbst eintrifft, auf sich nehmen.

Weiter meint er, daß selbst ein Mann, der hundert Jahre lebt, doch höchstens nur zehn Jahre ungetrübt, frei von allen sorgenden Gedanken genießen könne, da Kindheit und Alter, Krankheiten, Furcht und Kummer seine übrige Zeit beanspruchten. Dazu käme gewöhnlich noch die rastlose Hast, sich Lob zu erwerben, um nach dem Tode einer überflüssigen Verehrung gewiß zu sein. Außerdem könne Schönheit und Genuß auch nicht für dauernd erhalten bleiben. Die Menschen seien überhaupt durch Lohn und Strafe sehr eingeschränkt. Man lege sich selbst unnötige Fesseln auf, man berücksichtige stets rechte und unrechte Lebens-

triebe, so daß man die höchsten Freuden der Gegenwart nicht genießen und nicht einen Moment sich richtig wohlfühlen könne. Diese Ketten unterscheiden sich also eigentlich nicht von tatsächlichen Fesseln. So verurteilt Yang Dschu auch die alten Kaiser und Weisen, unter ihnen Konfuzius, die stets für die Ordnung in der Gesamtheit gesorgt haben und als große Idealbilder in der chinesischen Geschichte genannt werden. Er sprach sein Bedauern darüber aus, daß gerade die Personen, die ihr ganzes Leben hindurch besonders viel gekämpft und ihr eigenes Ich ganz hintenangesetzt, doch eigentlich ein sehr kümmerliches und bedauernswertes Dasein geführt hätten.

Das Leben aller Menschen endet mit dem Tode. Obwohl das Leben der Menschen sehr verschieden ist, herrscht doch eine Gleichheit im Tode und in der Verwesung, von denen niemand etwas fühlt. Deswegen ist es nach Yang Dschu richtig, der Natur ihren Lauf zu lassen und nicht dagegen anzukämpfen, ebenfalls nicht langes Leben und Ruhm in Betracht zu ziehen.

Den Mittelpunkt der Lehre Yang Dschu's bildet vollkommener Egoismus. Er will sein eigenes Ich vor Angriffen schützen, indem er ebenfalls andere nicht angreift. Jeder soll alles Geschehen auf sich selbst zurückführen, sowie gutes als auch böses. Als Beweis hierfür dient folgende Geschichte: Yang Dschu's jüngerer Bruder, namens Bu, ging einmal in einem weißen Kleide aus. Bei beginnendem Regen zog er das Kleid aus und kam in einem schwarzen Kleide nach Hause. Sein Hund erkannte ihn nun nicht und bellte schon von weitem. Bu geriet darüber in Wut und wollte ihn schlagen. Yang Dschu sagte aber zu ihm: „Du sollst ihn nicht schlagen, du hättest auch so getan. Wenn dein Hund vorher weiß weggegangen und schwarz zurückgekommen wäre, würdest du dich darüber nicht gewundert haben?“

Eine weit größere Rolle spielte Mo Di, dessen Gedankengänge sich in der entgegengesetzten Richtung zu denen Yang Dschu's bewegten. Er soll in der konfuzianischen Schule ausgebildet worden sein, in der ihm jedoch die übertriebenen Höflichkeitsformen nicht behagten. Er verschmähte auch die zu weitgehenden Pietätsvorschriften, wie z. B. die für ein Begräbnis als notwendig vorgesehenen Feierlichkeiten, die nach seiner Ansicht nur unnötig große Geldausgaben bedeuteten. Die vorgeschriebene Trauerzeit erachtete er als zu langwierig, da sie nach

seiner Meinung vor allen Dingen eine unnötige Vergeudung von Zeit war, in der besser wichtigere Dinge geschafft werden könnten.

Der Festlegung von Begriffen, die bisher oft nur mit einer Namengebung vorlieb genommen hatte, zog er die Wirklichkeit der Dinge bei weitem vor. Während die konfuzianische Schule streng an den traditionellen Gesetzen hing, hielt Mo Di es für nötiger, der Zeit entsprechende Regeln aufzustellen. Auch die Pflege der schönen Künste, besonders der Musik, die bei den Konfuzianern in hohen Ehren stand, lehnte er leidenschaftlich ab, weil sie, wie er glaubte, den Menschen für seine eigentliche Aufgabe, nämlich dem Dienst am Mitmenschen, untauglich mache.

Er begründete eine neue philosophische Richtung, die vollständig auf Einfachheit der Lebensführung und praktischem Denken aufgebaut war. Maßhaltung in jeder Lebenslage sollte den Grundstein für das Wohlergehen des einzelnen und für den Reichtum des ganzen Volkes bilden. Ein in dieser Hinsicht regiertes Land würde nach seiner Ansicht bald seinen Besitz verdoppeln, jedoch nicht dadurch, daß es durch Eroberung sich neue Gebietsteile erwürbe; sondern die geringe Zahl der Ausgaben würde das vorhandene Kapital mehrfach vergrößern. Das zu erreichen wäre die Aufgabe aller Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, einer Gesellschaft, die er als eine Zusammenfassung von Einzelindividuen und nicht als einen Zusammenschluß von Patriarchaten, wie es Konfuzius tat, betrachtete.

Die Energie und das Schaffen jedes Einzelnen trägt zur Fortentwicklung eines ganzen Volkes bei, außer den Vorteilen, die der Schaffende dabei selber erreicht. Um die Menschen an straffe Regeln zu binden, die ihre Entwicklung bedingen, nimmt Mo Di als einziger von allen anderen chinesischen Philosophen einen personifizierten Himmel an, der über allem steht, und unter dessen richtenden Augen alles Geschehen, Tun und Handeln vor sich geht. Außerdem glaubt er an die Existenz von Geistern und Dämonen, die das Handeln jedes einzelnen im Interesse des Himmels unmittelbar abwägen. Der Himmel liebt die Gerechtigkeit und haßt die Ungerechtigkeit. Wer das Volk zur Gerechtigkeit führt, erfüllt damit das, was der Himmel wünscht. Der Himmel wird dann sicher auch die Wünsche des einzelnen, der recht handelt, erfüllen, indem er diesem Glück und Wohl-

ergehen schenkt. Der Himmel ist allmächtig und allgegenwärtig, er kann belohnen und strafen. Alle, die ihm unterstehen, sind seine Untertanen, auch der Regent des Volkes, der der „Sohn des Himmels“ genannt wird. Dieser darf nur im Sinne des Himmels regieren. Er läßt sich, um Gunst und Glück auf sein Tun herabzuflehen, sehr die Verehrung des Himmels angelegen sein. Und so ist es auch für jeden Menschen möglich, sein Glück zu erreichen, wenn er den Willen des Himmels tut. Da der Himmel für Gleichheit ist und alle Menschen gleich liebt, so ist auch sein Wunsch: die gegenseitige allumfassende Liebe der Menschen unter sich und die gleichmäßig wachsenden Vorteile aller. Diese Gedanken bilden den Kernpunkt der Philosophie Mo Di's.

Auf dieser Grundlage führt er weiter aus, daß jeder, der den anderen liebt, auch von diesem wiederum geliebt werden wird. Jeder, der den anderen begünstigt, wird auch von diesem Gunst erlangen. Wer den anderen haßt, wird auch Haß von dem anderen ernten. Und hieraus ersieht man, daß jeder, der den anderen liebt auch Liebe erhält und darum direkt sich selbst liebt, weil er, um geliebt zu werden, selber liebt. Nur dann, wenn die Menschen sich gegenseitig nicht lieben, entsteht das Übel in der Welt. In dem Falle entstehen Zank, Streit, Unterdrückung, Betrug, Raub, Diebstahl und Krieg, wodurch die Staatsordnung ins Wanken gerät, und der Wohlstand der Menschheit sehr zu leiden hat. Der Räuber eignet sich z. B. fremde Güter an, weil er die Liebe zu seiner eigenen Person in den Vordergrund stellt. Die Eroberungssucht, sich fremde Landgebiete zu unterwerfen, entspringt nur der Eigenliebe eines Volkes, das den anderen Völkern keine Gefühle entgegenbringt. Wenn jeder den Körper der anderen, wie seinen eigenen achten würde, würde niemals ein Mord geschehen. Wenn jemand das Zimmer eines Fremden genau so wie sein eigenes schätzen würde, würde nie ein Diebstahl vorkommen; und wenn jedes Volk das Land eines fremden Volks mit denselben Augen ansehen würde wie das seine, würde niemals ein Krieg entstehen.

Wenn die allumfassende Liebe herrscht, dann sieht jeder das Land des anderen, das Haus des anderen, und den Körper des anderen als sein eigen an. Wenn die Fürsten sich gegenseitig lieben, werden sie niemals einen Krieg untereinander führen. Und wenn alle Familienhäupter sich gegenseitig lieben, wird es

keine Feindseligkeiten geben. Wenn der Einzelne mit dem anderen durch Liebe verbunden ist, wird niemals Gewalt ausgeübt werden. Wenn die allumfassende Liebe herrscht, werden Gnade und Treue zwischen Fürsten und Untertanen, Güte und Pietät zwischen Vater und Sohn, Harmonie und Eintracht auf der ganzen Welt bestehen.

Wenn alle Menschen auf der Erde durch gegenseitige Liebe verbunden sind, dann werden die Starken die Schwachen nicht unterdrücken. Die Überzahl wird dann die Minderheiten nicht berauben. Reiche werden die Armen nicht verachten. Die Vornehmen werden die Niedriggestellten nicht verhöhnen; die Schlaunen nicht die Dummen betrügen. Dadurch würden auf der Welt die Entstehung von Unglück, Verschwörung, Unzufriedenheit und Haß verhindert werden.

Mo Di zeigte sein Prinzip sehr oft darin, daß er selber sein Ich ganz hintenan setzte; er lief sich oft die Füße wund, um einem anderen in einer entfernten Stadt zu helfen.

Er verlangte die allgemeine Menschenliebe, wie sie der Himmel übt. Und so sind in seinen Augen alle Menschen gleich. Er verurteilte allen Klassegeist und die Unterschiede im Gefühl für Verwandte und Fremde.

So steht die von ihm vertretene, menschliche Liebe wesentlich fern von der des Konfuzius, der nur innerhalb der fünf Pflichtenkreise, zwischen Fürsten und Untertanen, zwischen Eltern und Kindern, Geschwistern, Ehegatten und Freunden Liebe vorschreibt, und den Fremden gegenüber nur zur Rechtschaffenheit mahnt. Gerade diese allgemeine Liebe griff Mong Dsi an, er machte Mo Di zum Vorwurf, daß er keinen Vater kenne, weil er diesen nicht mehr als alle anderen Menschen achte, und daß er dann die Familienorganisation nicht als wichtig betrachte und ein übertriebener Altruist sei.

Diese Verurteilung hat die späteren Denker, besonders aber die Anhänger des Konfuzianismus, sehr beeinflußt, so daß es selten Philosophen gab, die sich mit Mo Di's Lehre beschäftigten. Seine Wiederaufnahme datiert aus der Zeit, wo der Konfuzianismus nicht als einzige und maßgebende Anschauung Geltung hatte. Besonders in der neueren Zeit versuchte man seine Ideen hervorzuheben und zu verbreiten, da seine Theorien, besonders die des energischen Handelns, für China jetzt sehr dienlich sind.

Mit ihm begann in der chinesischen Philosophie die logische Beweisführung und das systematische Denken, wodurch ihm ein großes Verdienst zukommt. Seine größte Verehrung ist ihm gerade zu der Zeit zuteil geworden, in der der Sozialismus allenthalben betont wurde, dessen Verwirklichung ohne die von Mo Di verkündete, allumfassende Liebe nicht möglich ist.

Besonders interessant ist es, in unserer heutigen Zeit, wo in allen Erdteilen das Verlangen nach Frieden laut wird, und man sich allenthalben bemüht, einen Krieg zu verhindern, sich mit den Gedanken Mo Di's zu beschäftigen, der schon damals, vor Jahrtausenden, sich für diese Idee opferte, die er vom moralischen und religiösen Standpunkt vertrat.

Indem Mo Di den Himmel als den Vater aller betrachtet, behauptet er, daß der Himmel die Menschen wie Kinder liebt, und dieser will auch bestimmt nicht gern haben, daß seine Kinder sich gegenseitig bekämpfen. Außerdem bedeutet der Krieg ein großes Hindernis für die allumfassende Liebe. Darum verurteilte Mo Di alle Kriegshandlungen und setzte alle seine Kräfte daran, um den Krieg zu verhindern.

Einmal sagte er zu dem Fürsten Wen von Lu-Yang, der den Staat Dscheng angreifen wollte: „Wenn innerhalb von Euerm Lande die großen Städte die kleinen Städte erobern, und die großen Familien die kleinen Familien überfallen, die Menschen getötet und Tiere und Sachen geraubt würden, was würde dann geschehen?“ Der Fürst antwortete: „Innerhalb meines Reiches sind nur meine Untertanen, und ich würde jeden strengstens bestrafen.“ Worauf Mo Di entgegenete: „Der Himmel beherrscht die ganze Welt, ebenso wie Ihr Euer Reich, — und wenn Ihr nun mit Kriegern den Staat Dscheng angreift, wird da der Himmel nicht seine Strafe auf Euch herabsenden?“ Der Fürst sagte: „Daß ich den Staat Dscheng angreife, geschieht nur mit Willen des Himmels. Die Leute von Dscheng haben durch drei Generationen hindurch ihren Regenten getötet, und der Himmel sandte zur Strafe durch drei Jahre hindurch eine schlechte Ernte; ich werde dem Himmel helfen, sie zu züchtigen.“ Darauf antwortete Mo Di: „Da die Leute von Dscheng ihren Fürsten töteten und der Himmel die Strafe schickte, so daß drei schlechte Erntejahre einander folgten, so dürfte der Himmel wohl keine weitere Bestrafung mehr verlangen. Wenn Ihr jetzt sagt, daß

Ihr mit dem Willen des Himmels Dscheng angreift, so wäre das genau so, als wenn ein Vater seinen ungeratenen Sohn prügelt, und der Vater aus dem Nachbarhaus käme mit einem Stock dazu und schläge ebenfalls auf den Sohn ein, mit den Worten: ‚Ich schlage ihn nur mit dem Willen seines Vaters.‘ Ist das nicht verkehrt?“

In seinen Schriften begegnet man oft der Verurteilung des Krieges, und häufig hat er durch seine geschickten Reden Kriege verhindert. Den Verteidigungskrieg schien er zu billigen; er ging verschiedene Male zu den Staaten hin, die angegriffen wurden, um ihnen beizustehen.

Einmal wollte der König Tschu mit der von dem berühmten Techniker, Gung Schu Ban, angefertigten Wolkenleiter den Staat Sung angreifen. Da eilte Mo Di in zehn Tagen und zehn Nächten hin, um es zu verhindern.

Er benützte seinen Gürtel als Stadtmauer und verfertigte aus Karten Kriegsmaschinenmodelle. Gung Schu Ban unternahm einen neunmaligen Angriff gegen diese improvisierte Festung, und Mo Di wehrte ihn neunmal als Verteidiger ab. Während bei Gung Schu Ban die Angriffsmaschine auf einmal versagte, blieb bei Mo Di noch sehr viel Verteidigungsmaterial übrig. In der Verlegenheit sagte Gung Schu Ban: „Ich weiß, womit ich Euch vernichten kann. Ich sage es aber nicht.“ Worauf Mo Di antwortete: „Ich weiß auch, wie Ihr mich besiegen könnt, aber ich sage es auch nicht.“ Auf die Frage des Königs Tschu: „Warum?“ Entgegnete Mo Di: „Der Gedanke des Gung Schu Ban ist nur der, daß er mich tötet, damit nach meinem Tode niemand Sung verteidigen kann, und dann die Möglichkeit besteht, es zu erobern. Aber meine dreihundert Schüler halten schon meine Verteidigungsinstrumente auf der Stadtmauer von Sung bereit und warten auf die Angreifer. Mit meinem Tode tritt keine Änderung der jetzigen Lage ein“. Der König von Tschu gab daraufhin seine Angriffspläne auf.

Mo Di lehrte auch, daß ein großer Staat einen kleinen nie angreifen solle, indem er verglich: „Wenn der große Staat den kleinen Staat angreift, so ist er wie ein Knabe, der mit einem Steckenpferd spielt, und der nur seine eigenen Füße müde macht. Wenn ein großer Staat einen kleinen Staat angreift, so sind die Angegriffenen mit der Verteidigung beschäftigt, und der Bauer

kann nicht seinen Acker bestellen, die Frauen können nicht weben. Auf seiten der Angreifer können die Bauern ebenfalls ihre Äcker nicht bestellen und die Frauen auch nicht weben, da sie alle mit dem Angriff beschäftigt sind. Und so ist es, wenn ein großer Staat einen kleinen Staat angreift doch so, als wenn er wie ein Knabe mit einem Steckenpferd spielt.“

Einmal rief er verzweifelt aus: „Die gewöhnlichen Menschen verstehen nur etwas von kleinen Dingen und nichts von großen. Wenn jemand einen Hund oder ein Schwein stiehlt, so wird er von allen Seiten verurteilt. Wenn man sich aber eine Stadt oder ein Reich aneignet, so wird das als gerechte Sache betrachtet. Das ist so, als wenn man etwas Weißes sieht und es als weiß betrachtet, und wenn man viel Weißes sieht, es als schwarz bezeichnet. Der Grund dafür ist, daß die gewöhnlichen Menschen nur etwas von kleinen Dingen verstehen und nichts von großen.“

Dschuang Dsi

Während Mong Dsi die Lehren des Yang Dschu und des Mo Di scharf bekämpfte, findet man in der chinesischen Literatur keine Stelle, in der er sich mit Dschuang Dsi, dem bedeutendsten unter allen Denkern, die aus der Schule Lao Dsi's hervorgegangen sind, auseinandergesetzt hat.

Dschuang Dsi hat das egoistische Prinzip des Yang Dschu und das altruistische Prinzip des Mo Di auf einer höheren Stufe miteinander versöhnt. Er hat etwa in der zweiten Hälfte des vierten vorchristlichen Jahrhunderts gelebt und war zugleich Philosoph und Dichter. In seiner Heimat, der Stadt Mung, im heutigen Südwest-Schantung, war er kurze Zeit als Beamter tätig. Sich an die Pflichten und Abhängigkeiten einer amtlichen Laufbahn zu binden, verschmähte er jedoch und legte bald sein Amt nieder, um sich von da ab überhaupt aller menschlichen Pflichten zu entledigen.

Er schätzte seine äußere Unabhängigkeit und innere Freiheit weit über Reichtum und Ruhm, obwohl er durchaus kein einsiedlerischer Mönch war. Nicht selten spiegeln sich diese Gedanken in seinen Werken wieder.

Als großartiges Zeugnis einer Weltanschauung existiert sein künstlerisch vollendetes Buch, das den ihm vom Kaiser Chüan-Dsung im Jahre 742 verliehenen Titel „Nan-Hua-Dschen-Ging“ trägt, und das sozusagen eine wahre Bibel ist. In diesem Buch legt er eigenartigerweise seine eigenen Gedanken oftmals in den Mund anderer Philosophen, um dadurch, wie er selbst sagt, neunzig Prozent seiner Ideen glaubhaften Anklang finden zu lassen.

Der Kern aller Philosophie ist für ihn, daß man hinter der ungeheuren Vielfältigkeit der Dinge die große Einheit weiß, in der Ursprung und Ende, Himmel und Erde und alle Gegensätze des Daseins zusammenfallen. Diese letzte große Einheit, die er als Dau oder Weg bezeichnet, trägt und schirmt alle Wesen.

Das Dau Dschuang Dsi's ist überall vorhanden, es findet sich in jeder Ameise, im Dachziegel und in den Exkrementen. Hierbei weist ein moderner chinesischer Forscher, Hu Schi, auf eine tiefe innere Verwandtschaft Dschuang Dsi's mit Spinoza hin, indem er eine Parallele zwischen dem Dau Dschuang Dsi's und dem Gott Spinozas zieht. Denn der Gott Spinozas steht innerlich näher dem Dau Dschuang Dsi's als dem Gott der christlichen und jüdischen Religionen. Spinozas Gott ist im engeren Sinne Substanz, wie er sich selbst erklärt, die vor sich selbst war, sich selbst gezeugt hat und allgegenwärtig ist. Dschuang Dsi nennt diese Dau von eigenem Stamm und eigener Wurzel, dessen Anfang und Ende man nicht kennt, und das überall vorhanden ist. Der Ursprung dieser Dau-Theorie ist natürlich auf Lao Dsi zurückzuführen, der überhaupt das höchste philosophische Vorbild für ihn war.

Obwohl die Gedanken Dschuang Dsi's mit denen Lao Dsi's nicht vollkommen übereinstimmen, haben ihn die Ideen Lao Dsi's jedoch in vieler Hinsicht aufs tiefste beeinflußt, was aus seinen Schriften leicht erkennbar ist, in denen er die Gedanken Lao Dsi's öfters weiter ausgedehnt und fortgeführt hat.

Ebenso wie Lao Dsi, verachtet er Reichtum und Ruhm. Er sagt: „Wenn es Ruhm gibt, dann entsteht Kampf, und wenn Reichtum vorhanden ist, entwickelt sich Streit. Wer um Ruhm kämpft und nach Reichtum strebt, wird innerlich niemals den Frieden haben.“

Er mißachtet alle Gesetze und Regeln und verherrlicht das Nichtstun in jeder Weise. In seinen Augen bereiten alle Gesetze und Regeln der Politik und der Gesellschaft nur Bitterkeit und Qualen. So war er immer dafür, daß die Welt in Ordnung gehalten und nicht regiert werde. Nur ohne ein Regieren kann die Welt in Frieden bleiben.

Das Verlangen der einzelnen Menschen ist wohl nie gleich; die ursprüngliche Natur aller Wesen ist nach seiner Ansicht höchst ungleich, und es wäre grundfalsch, wenn man sie alle gleichmachen wollte. Man kann nicht alle Menschen nach einer Schablone behandeln. In seinem Buch führt er eine Reihe von Beispielen an, aus denen man erkennt, daß eine unnatürliche Handlung immer mehr Schaden als Nutzen bringen kann. Nur der Frieden wird von der Allgemeinheit gewünscht.

Jeder soll seine höchsteigene Freiheit besitzen. Wenn man diese besitzt und sie der Natur nach sich entwickeln läßt, dann würde man bald das Glück erreichen. Will man die höchste Freiheit erlangen, so muß man zuerst Gleichheit schaffen. So ist es richtig, wie Dschuang Dsi behauptet, daß man nicht gute und böse zwischen Menschen und Menschen, Dingen und Dingen, unterscheiden soll; es soll kein Gutes und Böses auf der Welt geben, weil das Gute das Böse doch stets verbessern wollte, und dann bestände nicht mehr die höchste Freiheit. Alle Wesen sind gut und alle Meinungen sind richtig.

Hierin liegt der Gegensatz Dschuang Dsi's zur buddhistischen Lehre, die behauptet, daß alle Wesen schlecht seien. Von diesem Standpunkt aus ist die Dialektik nicht imstande, richtig und falsch zu bestimmen. „Niemand weiß, was richtig und was falsch ist. Auch der größte Weise kann nicht mit Worten ausdrücken, wie die Entwicklung der Wesen vor sich gegangen ist und kann auch nicht voraussagen, wie sie sich weiter gestalten wird.“

Ebenso ist ein Streit über richtig und falsch nicht möglich, d. h.: „Jenes entspringt aus Diesem und Dieses beruht immer auf Jenem.“ „Das Richtige ist unendlich, das Falsche ist auch unendlich.“ Und das bedeutet, daß „alles Richtige und alles Falsche, alles Gute und alles Böse wandelbar ist.“

Menschliche Maßstäbe vermögen die Grenzenlosigkeit der Welt nicht zu erschöpfen. Dschuang Dsi sagt: „Wie kann man

wissen, daß man in der Spitze eines Haares die letzte Kleinheit und mit Himmel und Erde die letzte Größe bestimmen kann.“

„Alles zweckbestimmte Handeln des Menschen erscheint klein und töricht, alles Gewollte ist schwach. Stark ist nur alles Unmittelbare. Nichtstun ist besser als Geschäftigkeit.“ „Das Leben der Wesen ist ein Laufen und Galoppieren, in jeder Bewegung sich verändernd, in jede Zeit sich versetzend. Warum etwas tun, warum nun nichts tun? Alles wandelt sich wohl von selbst.“

Mong Dsi

Nach dem Tode Konfuzius' begann die Zeit, in der die großen und kleinen Lehnsfürsten annectierten, und das Kaiserhaus nur noch eine scheinbare Macht besaß. Jeder kleine Fürst strebte nach Reichtum und Ausbildung eines möglichst großen Heeres, um sich Gebiete zur Vergrößerung seines Landes erobern zu können. Bündnis- und Gegenbündnispolitik waren außerdem zur Sicherung des eigenen Vorteils an der Tagesordnung.

Viele Fürsten baten auch Gelehrte und Philosophen an ihren Hof, die ihnen mit ihrer Weisheit helfen sollten, das Reich zur Blüte zu bringen. Es gab viele Politiker und Philosophen, die diese Gelegenheit benützten und mit den verschiedensten Ideen und Plänen im ganzen Lande herumwanderten und versuchten, die Wünsche der Regenten zu erfüllen. Und tatsächlich übten sie großen Einfluß auf die Regierungstätigkeit der einzelnen Herrscher aus.

Da die Fürsten nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht waren, wurde die Lehre von Konfuzius, die auf Humanität und Gerechtigkeit beruhte, nicht gern angenommen. Die Schüler des Konfuzius betätigten sich gewöhnlich als Lehrer, Beamte oder Einsiedler, Berufe, die nicht eine besondere Machtentfaltung gestatteten. So blieben auch die Ideen des Konfuzius ziemlich im Hintergrund.

Erst drei Generationen später gelang es Mong Dsi den Konfuzianismus aus dieser trüben Hindämmerung dem Licht zuzuführen. Er bezeichnet sich selber als Vertreter des Konfuzianismus und kämpfte gegen alle anderen philosophischen Ideen, besonders gegen die Yang Dschu's und Mo Di's, die er,

wie erwähnt, als übertriebene Egoisten beziehungsweise Altruisten bezeichnet und sie mehrmals sehr scharf verurteilt. Ihm gelang die Verbreitung des Konfuzianismus besonders deshalb, da dessen Dialektik großen Anklang fand. Er führte ihn zu hoher Blüte, wodurch die anderen Lehren ganz zurückgedrängt wurden.

Obwohl er sich selbst als Nachfolger des Konfuzius bezeichnet und die alten Könige und Weisen dem Volk als besondere Vorbilder hinstellt, ist in seinen Ideen doch etwas Revolutionäres vorhanden. Er betrachtet das Volk als den wichtigsten Faktor, der höher als die Regenten steht. Die Herrscher haben auf Grund der anerkannten Humanität und Gerechtigkeit für das Wohl des Volkes zu sorgen und auf jede Gewaltmaßnahme zu verzichten. Als Kernpunkt seiner Staatslehre gilt, daß eine Bekämpfung durch Gewalt und Macht nur zu einem äußeren Siege führe, daß jedoch Güte und Tugend eine innere Besiegung zur Folge hätten.

Er sagt: „Eine Herrschaft, die von der Humanität ausgeführt wird, wird von dem Volk bereitwillig und verständnisvoll aufgenommen, und infolgedessen entsteht die Treue des Untergebenen aus dem Herzen heraus und ist ewig. Eine Gewaltanwendung kann das Volk nicht zwingen, und die Treue, die daraus erwächst, entsteht nur aus Furcht und kann deswegen nicht anhaltend sein.“

Reichtum, Vergnügen und alle Annehmlichkeiten sollten unbedingt dem Volk zuteil werden. Allerdings verurteilt er den Besitz, den ein König hat, niemals dann, wenn auch das Volk daran Anteil hat.

Er findet es sehr verständlich, daß das Volk den ungeheuer großen Garten des Königs Wen, den es auch aufsuchen durfte und dort jagen und sich erholen konnte, noch als viel zu kleinen Besitz bezeichnet und den weit kleineren Garten des Königs von Tsi, den niemand außer ihm selbst betreten durfte, als viel zu großen Besitz ansieht, da er eine Fallgrube für die einzelnen Staatsbürger darstellt; weil jeder, der dort hineingeht, so behandelt wird, als wenn er ein Verbrecher wäre.

Eine Regierung, die auf das Wohl des Volks bedacht ist, soll nach Mong Dsi's Gedanken so wenig Steuern wie möglich verlangen, um es von jeder Belastung zu befreien. Nur wenn jeder Bürger ein ausreichendes Einkommen hat, wird die Gewinnung

und Gesittung des Volksganzen besonders hoch und wertvoll sein. Wie heutzutage die Zollpolitik durch die Wirtschaftskrise hervorgebracht worden ist, so waren auch damals hohe Steuern, Grenz- und Marktzölle eine große Belastung für die Bevölkerung, wogegen Mong Dsi besonders kämpfte.

Als ein Minister aus Sung zu Mong Dsi einmal sagte, daß er die Steuern erleichtern und sie erst im nächsten Jahre abschaffen wolle, da antwortete er darauf: „Angenommen, ein Mann stiehlt täglich seinem Nachbar ein Huhn. Und es sagt jemand zu ihm: ‚Das schickt sich nicht für einen anständigen Menschen.‘ Jener aber sagt: ‚Ich will es einschränken und nur jeden Monat ein Huhn stehlen.‘ Wenn man erkannt hat, daß etwas ungerecht ist, so muß man es sofort sein lassen und nicht bis zum nächsten Jahre warten.“ Solche Äußerungen gegen Steuern und Zölle findet man sehr häufig bei ihm.

Er war der erste in China, der für das soziale Wohl der Bevölkerung kämpfte. Seine politischen Staatsgedanken haben die konfuzianischen als Grundlage, die er jedoch noch weiter ausgebaut hat.

Er verlangt ebenfalls wie Konfuzius, daß der Regent ein vollkommener und tugendhafter Mensch sei, der dem Volk als nachahmenswertes Beispiel vorsteht. Er führt weiter aus, daß das Volk die Macht über den Regenten haben solle, indem, wie er behauptet, das Volk die Hauptsache sei, und der Regent erst an zweiter Stelle stehe. Hierin kamen seine republikanischen Ideen stark zum Ausdruck. Er billigte sogar die Tötung eines untugendhaften Regenten, weil er als tugendloses Individuum ein gemeiner Mensch sei, der ohne Rücksicht abgesetzt werden könne; und weiter, daß eine Revolution auf dieser Basis zulässig sei; womit ein Grundstein für den berechtigten Ausbruch einer jeden Revolution gelegt wurde.

Es ist verständlich, daß er auf Grund dieser Ideen keine Stellung an den fürstlichen Höfen erlangen konnte, da die Regenten gewöhnlich nur in Hinsicht auf ihr eigenes Wohlergehen die Herrschaft im Lande führten. Darum war er genau so wie Konfuzius gezwungen, eine Schule einzurichten und dort vor seinen gelehrigen Schülern seine Ideen vorzutragen.

In der kommenden Zeit, als der Konfuzianismus zur Staatsreligion erhoben wurde, wurde Mong Dsi wegen seiner Äuße-

rungen gegen die absolutistische Herrschaft ganz in den Hintergrund gedrängt. Seine Schriften wurden erst unter der Sung-Dynastie den klassischen Schriften eingereiht, und seine allergrößte Verehrung genießt er erst seit Gründung der chinesischen Republik.

Mit Mong Dsi beginnt unter den Nachfolgern des Konfuzius die Diskussion über die Frage, ob der Mensch von Natur gut oder böse sei, die den Kernpunkt der chinesischen Philosophie in in der Folgezeit bildet. Diese Frage war für die Nachfolger Lao Dsi's gänzlich wesenslos, denn für sie bedeutete die ursprüngliche Güte der Menschennatur, die mit dem Dau identisch ist, eine absolute Selbstverständlichkeit. Für den Konfuzianismus muß sich aber hier ein sehr ernsthaftes Problem erheben, das von Mong Dsi in bejahendem Sinne gelöst wurde.

Konfuzius hatte gelehrt: „Die Naturen der Menschen sind nah aneinander; sie treten jedoch durch Erziehung und Gewohnheit weit auseinander.“ Auf dieser Grundlage baut Mong Dsi weiter aus: Die Natur eines jeden, die er vom Himmel erhalten hat, ist ursprünglich gut, denn für den Himmel sind alle Menschen gleich, er macht nicht den geringsten Unterschied geltend. Wenn jemand später etwas Schlechtes tut, geschieht dieses nicht aus seiner angeborenen Natur heraus, sondern die gute Natur wird durch Einwirkung der Begierden und Triebe vergewaltigt. In diesem Falle dient die Erziehung dazu, die gute Natur zu erhalten. Und durch sie kann man sein kindliches Herz wiederfinden, wenn es verloren gegangen ist, da die Natur ursprünglich gut ist.

Diese Wiedergewinnung der guten Natur zeigte Mong Dsi selber in einem praktischen Beispiel: Als er einmal vor der Beendigung des Schulunterrichts nach Hause kam, war seine Mutter, der er seine Erziehung zu verdanken hat, sehr ärgerlich, nahm ein Messer, zerschnitt ihre Webarbeit und sagte dabei: „Deine Unterbrechung des Studiums gleicht dem Durchschneiden meiner Webarbeit.“ Dieses war eine ernste Lehre für Mong Dsi, und er widmete sich fortan seinem Studium mit großem Fleiß und ist ein großer Weiser geworden.

Da Mong Dsi durchaus die Auffassung vertritt, daß die Menschen von Natur aus gut sind, so verkündigt er auch, daß jeder ein Weiser oder Heiliger werden könne, wenn er die Gesinnung eines Weisen besitze und nur guten Taten nacheifere.

Einen Beweis dafür, daß die Natur des Menschen gut sei, wollte er damit erbringen, daß er nachwies, daß alle Menschen ein mitleidvolles Herz besitzen: „Erblicken die Menschen z. B. ein Kind in Gefahr an einem Brunnen, so erfaßt jeden eine unaufhaltsame Erregung, und jeder wird versuchen, das Kind zu retten. Dabei denkt niemand in dem Augenblick darüber nach, daß er durch diese Handlung den Eltern des Kindes eine große Wohltat erweist. Auch nicht daran, dadurch ein Lob bei den Nachbarn und Freunden einzuernten, sondern das mitleidvolle Herz ist die Quelle dieser Humanität, die jeder in seiner Natur besitzt.“

Alle guten Eigenschaften ruhen nach Mong Dsi schon von Geburt an im Menschen selber, wie die Pflanze in dem Samenkorn. Sie würden sich von selber immer weiter im Guten weiter entwickeln, wenn nicht von der Außenwelt Störungen hereinbrechen würden. Er gab hierfür ein Beispiel: „Die Bäume des Niu-Gebirges waren ursprünglich schön. Als die Leute der Umgebung sie umgehauen hatten, konnten sie natürlich nicht mehr schön bleiben. Durch die Triebkraft der Wurzeln bei Tag und Nacht, Regen und Tau, entsprossen neue Blätter, doch diese wurden von Schafen und Rindern abgeweidet, so daß der Berg erneut kahl wurde. Wenn man diese Kahlheit sieht und meint, daß der Berg nie anders gewesen wäre, so entspricht dieses nicht der wirklichen Natur des Berges. Ebenso bei den Menschen, — deren Herz ursprünglich mit Humanität und Rechtschaffenheit gefüllt war und sich durch ein Sichgehenlassen zu einem wertlosen entwickelte; da kann man wohl nicht behaupten, daß sie ursprünglich schon keine guten Anlagen besessen hätten.“

Mit seinem Zeitgenossen Gau Dsi hat Mong Dsi über dieses Thema mehrmals diskutiert. Gau Dsi meint, daß „die Natur des Menschen gleich dem Weidenbaum und seine Rechtschaffenheit gleich einem Becher sei. Wie der Becher aus der Weide verfertigt wird, so werden Humanität und Rechtschaffenheit aus der menschlichen Natur gebildet.“ Worauf Mong Dsi antwortet: „Kann die eigene Anlage einen Weidenbaum zu einem Becher machen? Ein Becher entsteht nur dann, wenn der Weidenbaum vergewaltigt wird; es geschieht nicht, daß ein Becher aus der Weide herauswächst. Würde man auf gleiche Weise den Menschen vergewaltigen, damit er Humanität und Rechenschaft ge-

wänne, dann würden diese von allen Menschen auf der Erde als Elend angesehen werden müssen.“ Darauf sagt Gau Dsi: „Die Menschennatur ist wie aufgetautes Wasser, wenn man an der östlichen Seite einen Abfluß gräbt, dann fließt es östlich ab, wenn man dieses im Westen tut, fließt es westlich ab. Und daß sich die menschliche Natur zum Guten oder Bösen entwickelt, was genau dem Abfluß des Wassers nach Osten oder Westen entspricht, hängt also nur von äußeren Einflüssen ab.“

Mong Dsi erwiderte: „Das Wasser ist tatsächlich indifferent in Beziehung zum Osten oder Westen. Ist es dieses auch in Beziehung zu oben und unten? Daß die menschliche Natur zum Guten neigt, entspricht dem selbstverständlichen Streben des Wassers nach unten. Wenn man aber das Wasser schlägt, so kann man es über den eigenen Scheitel hinauftreiben. Leitet man es, so kann man es auf einen Berg führen. Ist dieses die Natur des Wassers? Dieses wird nur durch Gewalt geschehen. Ebenso ist es mit der Natur des Menschen, wenn der Mensch zu Bösem veranlaßt wird.“

Gerade in dieser Hinsicht, durch die Lehre, daß der Mensch alles Gute aus sich selber hervorbringe, verdient Mong Dsi große Anerkennung unter den Philosophen. Diese Theorie genießt schon durch Jahrtausende hindurch den Vorrang in den Richtlinien des chinesischen Erziehungswesens.

Shün Dsi

In entgegengesetzte Richtung zu der Lehre Mong Dsi's, „die Natur des Menschen ist ursprünglich gut“, trat die Lehre Shün Dsi's. Seine Lebzeit ist nicht genau festzustellen. Nach verschiedenen Angaben soll er von 298 bis 238 v. Chr. gelebt haben. Ebenso wie Mong Dsi, verherrlicht er die Lehre des Konfuzius, und durch ihn wurde der Konfuzianismus einer erneuten Blüte entgegengeführt.

Eine besondere Eigentümlichkeit kennzeichnet seine Lehre gegenüber denen aller anderer chinesischen Philosophen. Er behauptet nämlich, daß die Natur des Menschen ursprünglich böse sei. Die guten Eigenschaften, die die Menschen zeigen, seien, nach seiner Ansicht, nicht angeboren, sondern anerzogen

worden. Die ursprüngliche Natur des Menschen hätte verschiedene schlechte Eigenschaften und ein Handeln danach hätte nur Böses zur Folge. Bescheidenheit und Höflichkeit schränkten die Neigungen der Natur sehr ein. Er vergleicht z. B.: Hat man Hunger, so verlangt die Natur zu essen. Ist man müde, so verlangt die Natur nach Schlaf. Wenn man das Essen sieht und nicht sofort danach greift, und wenn man müde ist und sich nicht sogleich hinlegt, geschieht das gewöhnlich aus Bescheidenheit oder Höflichkeit, die die menschliche Natur zurückhalten und beherrschen.

Obwohl die ursprüngliche Natur böse ist, hat sie, wie er betont, doch die Möglichkeit gut zu werden. So kann jeder, auch der einfachste Mensch, edel werden. Er braucht nämlich nur das zu tun, was ein edler Mensch tut. Durch Anhäufung von guten Taten kann ein Mensch zum Heiligen werden.

Daß der Mensch ursprünglich keine gute Natur hat, ähnelt einem armen Menschen, der kein Geld besitzt. Der arme Mensch kann durch Sparsamkeit sich allmählich Reichtümer sammeln, und genau so kann ein böser Mensch durch gute Taten allmählich zu einem guten Menschen werden. Es besteht darum stets die Möglichkeit, daß, wie ein armer Mensch reich werden, auch ein böser Mensch ein Heiliger werden kann. Hierin stimmt er also mit Mong Dsi überein.

Daraus ist, nach Shün Dsi, ersichtlich, daß das Gute nur etwas erworbenes ist. So sind auch, wie er betont, die guten Sitten und die Rechtschaffenheit nicht aus der menschlichen Natur entstanden, sondern von Heiligen geschaffen worden, um die Menschen in Frieden zu halten. Eine gute Leitung ist nötig, um Gutes in den Herzen der Menschen heranzubilden. Für jeden Einzelnen ist es besonders wichtig, sich durch aktives Lernen das Gute anzueignen.

So ist er auch gegen folgende philosophische Anschauungen: wie gegen Konfuzius' Ehrfurcht vor dem Himmel, Lao Dsi's Vertrauen auf den Himmel und Mo Di's Glauben an den Himmel.— Alles legt er den Menschen selber zur Verantwortung auf. Für die Taten, die der Einzelne tut, ist er selbst verantwortlich.

Durch seine Schüler hat seine Lehre in der Tzin- und Han-Zeit festen Fuß gefaßt und erst in der Sung-Zeit, in der man

die Lehre Mong Dsi's als orthodox betrachtete, wurde die Lehre Shün Dsi's in den Hintergrund gedrängt. Seine Idee, daß die Natur des Menschen böse sei, hat in China nie größeren Anklang gefunden, da diese Gedanken dem chinesischen Gefühl — immer das Gute in der menschlichen Natur zu sehen — sehr fern liegen.

Allerdings gewann seine Aufforderung zum Lernen zu allen Zeiten ein großes Ansehen. Er sagte: „Ich habe mich oft während eines ganzen Tages mit Nachdenken beschäftigt. Dabei habe ich aber niemals soviel profitiert, als wie wenn ich eine kurze Zeit gelernt habe. Oft habe ich mich anstrengend ausgereckt, um in die Weite zu schauen, aber ich habe dabei nicht soviel gesehen, als wenn ich auf einer Anhöhe gestanden hätte. Wenn man auf eine Erhöhung steigt und jemandem zuwinkt, wird man besser gesehen, nicht aber weil der Arm länger geworden ist. Beim Zuruf in der Windrichtung wird der Ton deutlicher gehört, nicht aber, weil die Stimme stärker geworden ist. Mit einem Pferd kann man leicht tausend Meilen zurücklegen, ohne daß man selber schnelleilende Füße zu haben braucht. Auf einem Schiff kann man Ströme und Flüsse überqueren, jedoch nicht weil man selber das Wasser beherrscht. Und die Naturen der edlen Menschen sind nicht von den anderen verschieden, sie erreichen jedoch mehr, weil sie, wie man auch sonst alles mit besonderer Hilfe erreichen kann, wie es die vorhergehenden Handlungen besagen, mehr die gebotenen Hilfen ausnützen können. Die Hilfe für den edlen Menschen ist also das Erkennen.“

Ferner folgert er, daß „das Lernen kein Ende hat, denn jeder, der lernt, weiß, daß man stetig weiterlernen und sein Wissen fortwährend vergrößern kann. Ebenso entsteht das Dunkelblau aus dem Blau, es ist aber dunkler als dieses, und das Eis bildet sich aus Wasser, es ist jedoch kälter als dasselbe. Wenn man nicht auf einen hohen Berg steigt, weiß man nicht, daß der Himmel besonders hoch ist; wenn man nicht in ein tiefes Tal hinuntergeht, merkt man nicht, wie dick die Erde ist. Wenn man nicht die hinterlassenen Reden der alten Weisen hört, weiß man nicht, wie umfangreich das Wissen ist.“

„Die Kinder aller Gegenden sind nach der Geburt gleich. Nur das Lernen hat ihre Entwicklung verschieden gestaltet“. So ist nach Shün Dsi, obwohl er die ursprüngliche Natur des

Menschen schon als böse bezeichnet, zur Bildung eines vollkommenen Menschen das Lernen notwendig, sowie Mong Dsi die Erziehung als wichtigsten Bildungsfaktor anerkennt.

Diese Fragen über die menschliche Natur bilden ein wichtiges Problem in der chinesischen Philosophie. Den stärksten und nachhaltigsten Einfluß hat jedoch Mong Dsi unter allen konfuzianischen Denkern ausgeübt. Er verkörpert das chinesische Wesen in seiner reinsten und echtsten Form, denn seine Lehre bedeutet gleichsam eine Brücke zwischen Konfuzius und Lao Dsi, den beiden Polen des chinesischen Geistes. Deren Gedenken sind in Wahrheit aus einer gemeinsamen Wurzel entsprossen, nämlich aus der uralten Weltweisheit des I-Ging, die zum ersten Male im zwölften Jahrhundert v. Chr. in Worte gefaßt worden war. In ihr liegen die Keime zu all den Antworten, die die späteren Denker Chinas auf die großen Fragen, denen sie sich gegenüber befanden, zu erteilen hatten. Der letzte Sinn all dieser Antworten kann wohl am besten in einem Wort des größten deutschen Dichters zusammengefaßt werden, nämlich in dem Wort, das Goethe seiner Iphigenie vorangestellt hat; das lautet:

„Alle menschlichen Gebrechen
heilet reine Menschlichkeit.“

Schöne Literatur und Kunst

Poesie

Die am meisten geschätzte und beliebte Literaturgattung in China ist die Poesie. Jeder Chinese, der sich jemals für Dichtungen interessiert hat, kennt gewöhnlich mehrere Gedichte auswendig und ist meistens auch imstande, selbst Verse zu machen. Zur Zeit der Dynastien mußte jeder Prüfling im Staatsexamen ein Gedicht verfassen.

Die Dichtkunst spielte in der chinesischen Literatur von jeher eine außergewöhnlich große Rolle. Sie wird auch heute noch in weitesten Kreisen gepflegt. Die ältesten chinesischen Dichtungen sind im „Schi-Ging“, dem „Buch der Lieder“, enthalten. Dieses Buch gehört zu den am besten erhaltenen Werken der chinesischen Literatur. Die Entstehungszeit der darin enthaltenen Werke umfaßt eine Zeitspanne von ungefähr tausend Jahren. Die ältesten Stücke der Sammlung stammen aus der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr., und erst im sechsten Jahrhundert v. Chr. wurde diese abgeschlossen.

Diese Lieder sind alte Volks-, Liebes-, Opfer-, Kampf- und Tanzlieder, die, je nach ihrer verschiedenen Entstehung in den einzelnen Landesteilen, entsprechend geordnet sind. Sie sind ausgezeichnete Schilderungen der Wesensart der einzelnen Bevölkerungsteile; denn wie bekannt, drückt sich das Gemüt eines Volkes am besten in seinen Dichtungen aus. Schon damals haben Männer und Frauen aller Stände diese schöne Kunst gepflegt.

Außer diesen Dichtungen, die von Konfuzius gesammelt wurden, sind nur sehr wenige alte poetische Werke bekannt.

Eine neue Belebung erfuhr diese Dichtung durch T s ü Y ü a n , der von 332 bis 295 v. Chr. lebte. Er war zuerst als Staatsbeamter tätig, mußte dann aber in die Verbannung gehen auf Grund einer Denunzierung von seiten tückischer Gegner. Verzweifelt

wanderte er, wie erzählt wird, am Yangtse Strom entlang; in einer Anwandlung von größter Trübsahl nahm er einen schweren Stein und sprang damit in die Fluten.

Seine Dichtungen sind zum größten Teil in dem „Tschu-Tschi“ enthalten. Eine Schöpfung, die viel von Kummer und Verzweiflung spricht, ist hierin erhalten geblieben.

Mit dem großen Dichter Tao Yüan Ming (365 bis 428) tritt ein ganz neuer Typ chinesischer Lyriker in Erscheinung. Tao wird von vielen Chinesen als der größte Dichter bezeichnet. In überlieferten chinesischen Schriften finden sich überall zahlreiche Hinweise auf ihn. Sein Einfluß auf die chinesische Dichtung war sehr stark.

Schon während seiner Jugend zeigte er eine außergewöhnlich große Begabung und hohes geistiges Streben. In einem Aufsatz charakterisiert er sich selbst sehr bezeichnend: „Von Reichtum und Ehren sprach er nie gern, mit großer Liebe widmete er sich dem Studium und neigte niemals zu Pedanterie. Vor Freude konnte er Essen und Trinken vergessen, wenn ihm die Auslegung einer besonders schwierigen Stelle in seinen Studienbüchern gelungen war.

Er trank sehr gern Wein, war aber oft nicht in der Lage, sich welchen zu kaufen. Seine Verwandten und Freunde luden ihn darum oft dazu ein. Wenn er berauscht war, ging er hinweg, ohne ein Wort zu sagen.

Große Freude hatte er am Schreiben von Aufsätzen und Gedichten, in denen er sein ganzes Denken und Fühlen offenbarte. Er arbeitete sein ganzes Leben lang unermüdlich, ohne sich um Erfolg oder Nichterfolg zu kümmern.“

Sein Charakter wurde von den Chinesen stets sehr hoch geschätzt. Daß er gar keinen Wert auf Äußerlichkeit legte und besonders auch allen Hochstehenden gegenüber größte Freimütigkeit zeigte, hat ihm zu allen Zeiten größte Bewunderung verschafft.

Als er Bürgermeister von der Stadt Pung-Dschö war, traf einmal ein Aufsichtsrat ein, den er als Vorgesetzter begrüßen sollte. Da sagte er: „Ich will nicht des Gehaltes wegen mich vor solchen Menschen verbeugen“ und legte danach sein Amt nieder.



Teegesellschaft in einer idyllischen Landschaft
 Wang Hui (1632—1720)



Prof. Liu Hai Sou

Der Dichter mit seinen Freunden lustwandelnd

Zu Hause lebte er sehr ärmlich. Am liebsten wanderte er zwischen Bergen und Wäldern umher; und so endete auch sein Leben mit einem Hineinleben in die von ihm besonders geliebte Natur.

Seine Dichtungen zeigen tiefe Loyalität und stehen beständig mit der Natur in Einklang. Besonders verherrlicht wird von ihm auch die Armut, die er selber fröhlich getragen hat.

Eines seiner Gedichte sei hier wiedergegeben:

Ein grüner Tannenbaum aus dem östlichen Garten,
Dichtes Gras verschleierte seine Schönheit; —
Starrer Reif zerstört die anderen Pflanzen,
Stattlich sieht man seine hohen Zweige.
Im tiefen Walde merkt man nichts,
Nur den einzelnen Baum kann man von allen Seiten bewundern.
Ich trage einen Weinkrug und hänge ihn an einen dünnen Ast,
Blicke in die Weite, — was werde ich tun? —
Wir leben zwischen Traum und Trug,
Was fesselt uns an das vergängliche Menschentum? —

Ihre höchste Blüte feierte die chinesische Dichtung zur Zeit der Tang-Dynastie (618 bis 907). In dieser Periode sind genaue Versregeln festgelegt worden. Den Grundstock eines Gedichtes bilden danach gewöhnlich vier oder acht fünfsilbige oder vier oder acht siebensilbige Zeilen. Je nach Gedankenverbindungen, Gegenüberstellungen der Begriffe und entsprechenden Reimen wurden die Worte zusammengefaßt. Durch den eigentümlichen, musikalischen Akzent der chinesischen Worte wurden ein bestimmter Rhythmus und eine gewisse Sprachmelodie erzielt.

Man unterschied Worte mit ebenem — „Ping“ — und Worte mit gebeugtem — „Dschai“ — Ton. Bezeichnet man den ebenen Ton mit — und den gebeugten mit |, so gestaltet sich der am häufigsten verwendete Rhythmus der Tang-Lieder wie folgt:

		—	—	
—	—			—
—	—	—		
			—	—

Hieraus ersieht man, daß die erste und zweite, sowie die dritte und vierte Zeile durch Entgegenstellung bestimmter Töne gebildet sind. Innerhalb dieser zusammengehörigen Zeilen sind auch

die Begriffe passend einander gegenübergestellt. Substantiv zu Substantiv, Verb zu Verb. Die erste, zweite und vierte Zeile sind ferner durch Reime miteinander verbunden.

Außerdem erkennt man, daß die erste Zeile die objektive Basis des Ganzen bildet, die zweite, daraus sich entwickelnd, die subjektive Anschauung liefert; die des Reimes entbehrende dritte Zeile enthält stets eine Gedankenwendung, die in der vierten Zeile noch deutlicher wird; diese enthält zugleich aber eine nochmalige Wiedergabe des ganzen Versinhalts.

Zu den berühmten Dichtern der Tang-Zeit gehört Mung Hau Yan (689 bis 740). Er war ein großer Naturfreund und führte ein strenges Einsiedlerleben. Als er einmal seinen Freund Wang We, ebenfalls ein gefeierter Dichter, in der Hauptstadt des Landes besuchte, erschien plötzlich während ihrer Unterhaltung der Kaiser vor ihnen, der ein großer Dichterfreund war und ihnen große Verehrung entgegenbrachte. Mung Hau Yan, der nur ein sehr einfaches und einsames Leben gewöhnt war und jeder Audienz aus dem Weg ging, versteckte sich sofort unter dem Bett. Er mußte sich jedoch durch den Verrat Wang We's dem Kaiser vorstellen; danach war er sehr froh, daß er nicht in der Stadt verbleiben mußte und in seine Berge zurückkehren durfte.

Seine Dichtungen zeichnen sich durch eine äußerst klare und ruhige Betrachtung ihrer Motive aus. Ein bekanntes Gedicht von ihm, das gewöhnlich immer am Anfang eines Tang-Liederbuches steht, lautet:

Im Frühlingsschlaf merke ich nicht, daß es hell geworden,
Überall höre ich Vögel singen.
In der Nacht kamen Wind und Regengeräusch,
Wer weiß, wieviel Blüten herabfielen? —

Mung's Freund war der eben erwähnte Dichter und Maler Wang We. Er hatte ungewöhnlich früh das Staatsexamen bestanden und danach die Beamtenlaufbahn eingeschlagen. Auf Grund seiner besonderen Fähigkeiten war ihm bereits in ganz jungen Jahren die kaiserliche Prinzessin als Frau anvermählt worden. Obwohl er also im Gegensatz zu anderen Dichtern den größten Teil seines Lebens in ganz besonderen Verhältnissen verbrachte, so zog er sich doch in älteren Jahren, ebenfalls wie diese, in die Einsamkeit zurück.

Auch in der chinesischen Kunstgeschichte steht sein Name verzeichnet. Er war als Dichter und Maler gleichbedeutend groß. Ein sehr sinnvolles Gedicht von ihm ist das folgende:

Allein in einem fremden Lande bin ich ein Fremder. —

Jedesmal, wenn ein Feiertag gekommen ist, denke ich doppelt viel an die Eltern.

Im Geist sehe ich, daß die Brüder auf die Anhöhe steigen,
Überall stecken sie Dschu-Yü-Kraut hinein, —

Doch es fehlt einer.

Der berühmteste und hervorragendste chinesische Dichter ist der stark vom Daoismus beeinflusste Li Tai Bai. Er lebte von 702 bis 765. Leidenschaftlich gern trank er Wein, und er trank viel und oft, nie wurde er jedoch sinnlos betrunken gesehen. Und gerade im Rausch hat er seine besten dichterischen Werke verfaßt.

Er wird in China noch heute als Weingott verehrt. In jeder Weinkellerei befindet sich ein Altar mit seinem Bild darauf.

Wegen seiner großen Berühmtheit wurde er vom damaligen Kaiser zum Minister berufen. Er fand jedoch an diesem Leben keine Freude. Jedesmal, wenn der Kaiser ihn suchte, saß er bei einem Glase Wein in einem Gasthaus. Schließlich ging er vom Hofe fort und unternahm Reisen durch das ganze Land. Man erzählt, daß er vom Kaiser einen Ausweis geschenkt bekommen hatte, auf Grund dessen er überall im ganzen Lande Wein erhielt, soviel er wünschte, ohne ihn bezahlen zu brauchen. Sein Leben endete langsam mit Trinken, Dichten und Reisen. Ein Gedicht von ihm, das mehrmals in fremde Sprachen übersetzt worden ist, lautet:

Vor meinem Bett heller Mondschein, —

Ich denke, es wäre auf der Erde liegender Reif;

Hebe den Kopf und blicke nach dem hellen Mond,

Senke den Kopf und denke an das alte Dorf.

Ein ganz anderes Leben führte ein Freund Li Tai Bai's, Du Fu, der sein Leben stets in egerer Verknüpfung mit der menschlichen Gesellschaft brachte. Auf Grund seiner konfuzianischen Studien, schwebte ihm, wie auch Konfuzius, der Gedanke vor Augen, die Menschen aus ihren schlechten Verhältnissen zu befreien.

Sein Leben war voll von Mißgeschick und Unglück. Er besaß eine starke Vaterlandsliebe und Liebe zur Familie, und so

war es für ihn besonders schwer, als er zahlreiche Kriegszüge mitansehen mußte, seinen Kaiser sogar einmal fliehen sah und sich von seinen Angehörigen oftmals schmerzvoll trennen mußte. Ein Unglück nach dem anderen traf ihn, und daher sind seine Dichtungen auch mit Wehmut, Traurigkeit und Elend angefüllt.

Seine Poesie ist eng mit der chinesischen Vergangenheit verflochten, besonders mit dem sozialen Leben seines Volkes. Sein tiefes soziales Empfinden kommt in all seinen Werken stark zum Ausdruck. Er wird in China mehr geschätzt als der in Europa bekannte und beliebtere Li Tai Bai, da seine Werke vielseitiger, inhaltsreicher und formvoller sind, als die Li Tai Bai's. Ihr Aufbau, Reim und Ausdruck, ihre Form und Korrektheit, ihre Anspielungen und Zitate sind besonders eng mit der traditionellen Dichtung verknüpft. Da seine Gedichte vielfach geschichtliche Inhalte aufweisen, haben sie auch großen historischen Wert. Einmal klagt er:

Man nimmt den stärksten Bogen und die längsten Pfeile;
Wenn man jemanden erschießen will, erschießt man zuerst sein
Pferd.
Will man die Feinde fangen,
Fängt man zuerst ihren Häuptling.
Das Leben anderen zu rauben bedarf eines Maßes,
Jeder Staat besitzt eine Grenze, —
Wenn man die Angreifer auf friedliche Weise aufhalten kann,
Wozu dann die vielen Kriege und Kämpfe? —

Gern gelesen werden auch die Werke des berühmten Dichters Bai Gi ü I. Seine Lieder sind einfach und sehr leicht zu verstehen, dabei aber gedankenreich und tiefsinnig. Von ihm heißt es, daß er seine Gedichte zuerst immer seinem alten Gärtner vorlas. Wenn der sie nicht verstehen konnte, dann kleidete der Dichter seine Gedanken in noch einfachere Worte. Er ist der natürlichste Poet Chinas. Sehr charakteristisch schildert er das Leben in einem Gebirgsdorf.

Die Mädchen holen das Wasser vom Tale,
Die Männer sammeln Brennholz auf den Bergen.
Fern von der Kreisstadt ist wenig geschäftliches Treiben.
Tief im Gebirge gibt es vereinfachte Sitten der Menschen.
Wer Güter besitzt, will keinen Handel treiben,
Gibt es junge Burschen, werden sie nicht ins Heer treten.

Während der Sung-Dynastie erlebte die alte chinesische Dichtung ihren großen Nachklang. Neben vielen bekannten Dichtern nahm in dieser Zeit Su Dung Po einen besonderen Vorrang ein.

Zur Zeit der Ming — und besonders der letzten, der Tsing-Dynastie pflegte man die Dichtkunst sehr; und die zu dieser Zeit entstandenen Gedichte haben sich als höchst traditionstreu erwiesen.

Durch die „Einfache Sprache-Bewegung“, die nach der Begründung der Republik im Jahre 1917 entstand, nach der man so schreiben soll, wie man spricht, wurde auch eine neue Dichtungsform geschaffen. Diese hat nur den überlieferten Reim behalten, während sie sich von den sonst bestehenden Regeln und Formen ganz freigemacht hat. Diese Art von Gedichten drückt wohl die Gedanken klar und leichtverständlich aus, wie es die europäische tut, doch ist die Bedeutung und Schönheit der aneinandergereihten Worte in ihrer gekünstelten Zusammenstellung, wie bei der alten chinesischen Dichtung, hier verloren gegangen.

So stehen sich schon längere Zeit die alte und die neue Form streng gegenüber, und der Kampf um die Vorherrschaft und größere Beliebtheit wird auch noch in absehbarer Zeit nicht zu Ende geführt sein.

Prosaschriften

Neben den Versdichtungen werden von weitesten Kreisen Chinas auch die Prosaschriften, die seit Jahrtausenden eine erwähnenswerte Rolle in der chinesischen Literatur gespielt und bis zu den heutigen Tagen ihre hohe Position bewahrt haben. Die Prosadichtung wurde und wird in allen Volksschichten gepflegt, während die Dichtkunst ein besonderes Privileg der Gelehrten ist.

Die Prosaschriften umfassen Romane, Betrachtungen, Äußerungen, Meinungen, Beschreibungen, Kritiken, Eingaben und Briefe, die man in kleiner Form gewöhnlich Aufsätze nennt. Durch die chinesische Schriftsprache, die sehr kunstvoll ist, ist die Prosaliteratur nicht nur gedanklich weit ausgebaut, sondern auch die Form ihres Aufbaues ist durch die Wahl der Ausdrücke und das Zusammenklingen der Laute besonders schön gestaltet.

So ist es verständlich, daß die chinesischen Schüler diese Aufsätze nicht nur ihrer anregenden Gedanken, sondern auch ihrer

schönen Form wegen öfters lesen und nicht selten auswendig lernen; und in der Schule wird den Schülern häufig die Aufgabe gestellt, solche Aufsätze zu schreiben. Bei jedem Examen werden ein oder mehrere Abhandlungen dieser Art verlangt.

Alle großen Literaturwerke sind in Prosaform verfaßt. Jeder Gelehrte hat mindestens ein, gewöhnlich aber mehrere Werke dieser Art geschrieben. Viele sind nur durch ihre Aufsätze bekannt geworden. Einer der bekanntesten Aufsätze ist eine Betrachtung von Han Yü aus der Zeit der Tang-Dynastie über das Schicksal eines edlen Rennpferdes, dessen Eigenschaften nicht erkannt worden waren, weil kein Pferdekennner es gesehen hatte.

Das Tier — so klagt der Dichter — muß im dunklen Stall bei ungenügender Kost verkommen; es wird von rohen Knechten zu Tode gequält. Denn niemand weiß ja, daß es tausend Meilen laufen könnte, wenn es die rechte Pflege hätte. Und weil es seiner Natur nach eine besonders gute Pflege braucht, darum leistet es bei dem ungenügenden Futter, das man ihm gibt, sogar noch weniger als ein Durchschnittspferd und wird deshalb noch schlimmer mißhandelt und muß noch schneller zu Grunde gehen.

Beim Lesen dieser Betrachtung versteht man sofort, daß hier das Schicksal des genialen Menschen gemeint ist, der in einer ungünstigen Umgebung aufwachsen muß, und man wird traurig gestimmt.

Ebenfalls sind Volkserzählungen und Märchen fast alle in Prosaform geschrieben. Sie sind immer sehr lehrreich und üben einen großen Einfluß auf die allgemeine Volkserziehung aus. Als Beispiel seien folgende Erzählungen aus der bekannten Sammlung „Liau-Dschai-Dschi-I“ angeführt:

Ein seltsam bestrafter Diebstahl. Ein Mann aus dem Dorf Bai-Djia, westlich von einer Stadt, hatte eines Tages seinem Nachbarn eine Ente gestohlen, sie gebraten und gegessen. Nachts merkte er, daß es ihn am ganzen Körper juckte, und früh sah er, daß ihm üppige Entenfedern gewachsen waren. Berührte er die Federn, so tat ihm das unheimlich weh. Er war im höchsten Grade erschrocken und keine Mittel konnten ihn von seinem Leiden befreien. Nachts sagte zu ihm jemand im Traum: „Deine Krankheit ist die Strafe des Himmels für den Diebstahl. Nur wenn der Bestohlene darüber schimpft, können

die Federn wieder von Dir abfallen.“ Der Bestohlene war ein vornehmer und großzügiger alter Mann, der in seinem Leben noch niemals geschimpft oder sich aufgeregt hatte, wenn er bestohlen worden war. Deswegen schwindelte der Entdieb ihm vor, daß die Ente von einem anderen Nachbarn gestohlen worden sei, und daß dieser sich schrecklich vor Schelte fürchte. Der alte Mann solle einmal tüchtig auf ihn schimpfen, um ihn für die Zukunft zu warnen. Dieser antwortete aber, daß niemand nötig hätte, sich über einen schlechten Menschen zu ärgern und schimpfte nicht. In seiner Bedrängnis blieb dem Dieb nichts mehr anderes übrig, als die Wahrheit zu sagen. Um ihm zu helfen, schimpfte der gute alte Mann darauf wirklich, und so wurde der Dieb sein Entengefieder wieder los.

Der Geldregen. Ein Magister aus der Stadt Bin saß eines Tages lesend in seinem Arbeitszimmer. Auf einmal hörte er, daß jemand an seine Tür klopfte, und als er sie aufmachte, stand davor ein seltsam gekleideter, alter, weißhaariger Mann. Er lud ihn ein, ins Zimmer zu treten und fragte nach seinem Namen. Der alte Mann sagte, er hieße Hu, mit dem Vornamen yang-chiän und sei ein in Menschengestalt verwandelter Fuchsgeist. Ihm imponiere das Wissen des Magisters, und er wolle deshalb mit dem Magister den Morgen und Abend zusammen verbringen. Der Magister, der sehr gelehrt war, ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Er diskutierte mit dem Fuchs über Altes und Neues. Herr Hu besaß eine ungewöhnliche Weisheit und Gelehrsamkeit. Er redete von den Klassikern und der Philosophie. Der gelehrte Magister mußte seine Überlegenheit anerkennen und behielt ihn längere Zeit in seiner Wohnung. Eines Tages sagte der Magister bittend zu Herrn Hu: „Du achtest und liebst mich sehr. Leider bin ich so schrecklich arm. Wenn Du nur eine Hand einmal hochhebst, dann kannst Du doch schon viel Geld und Gold hervorzaubern. Warum tust Du das nicht, um mich etwas zu unterstützen?“ Hu tat zuerst, als ob es nicht möglich wäre. Nach einer Weile sagte er aber lachend, daß es eine leichte Sache wäre und verlangte von ihm zehn Stücke Geld als Kapital, die der Magister ihm gleich gab. Dann ging er mit ihm zusammen in ein entlegenes Zimmer hinein. Nachdem er einige Zauberworte gesagt hatte, regneten von der Decke mehrere hunderttausend Stücke Kupfergeld herab, die den beiden bald bis an

die Kniee reichten. Als das Geld einen Meter hoch geregnet war, fragte Hu den Magister, ob sein Wunsch erfüllt sei; dieser bejahte zufrieden. Hu machte darauf eine Bewegung mit seiner Hand, und sofort hörte es auf, Geld zu regnen. Sie gingen dann zusammen aus dem Zimmer heraus. Der Magister freute sich heimlich und meinte, daß er plötzlich außerordentlich reich geworden sei. Kurz darauf ging er allein in das geheimnisvolle Zimmer, um etwas Geld zu holen. Zu seinem Erstaunen sah er aber, daß das ganze Geld bis auf die zehn Stücke Kapitalgeld verschwunden war. Er war sehr enttäuscht und fragte wütend Herrn Hu, warum er ihn zum Narren gehalten hätte. Hu war darüber böse und sagte: „Ich wollte mit Dir eine geistige Freundschaft pflegen und nicht Diebstähle aushecken. Wenn Du Deine Wünsche erfüllt bekommen willst, mußt Du Dir unter den Dieben einen Freund suchen, um dadurch zu Geld zu kommen. Ich aber kann leider Deinem Befehl nicht nachkommen.“ Und mit zorniger Verachtung ging er von dannen. („Pung-Fai Tao' Seltsame chinesische Erzählungen“).

Schauspiel

In neuerer Zeit sind fast alle chinesischen Kulturgebiete erschöpfend erforscht worden und dadurch den Bewohnern fremder Kulturkreise zum weiteren Studium und zur Vertiefung in diese Interessengebiete erschlossen worden. Von allen blieb jedoch das chinesische Theaterwesen am unbekanntesten und fand wohl auch nur geringes Verständnis.

Einzelne Forscher haben sich allerdings eifrig bemüht, dieses Kunstgebiet der großen Öffentlichkeit zugänglich zu machen; sie lieferten vor allen Dingen Übersetzungen chinesischer Theaterstücke. Dazu fertigten sie Szenenbilder und Photographien berühmter Schauspieler an und machten Schallplattenaufnahmen zur Wiedergabe charakteristischer Gesänge.

Trotz dieser Bemühungen war der positive Erfolg, d. h. die erworbene Anhängerschaft, ein verhältnismäßig geringer. Es fanden sich wohl ein nicht gar zu kleiner Liebhaber- und Interessentenkreis; allerdings fehlte diesen wiederum eine richtige Wertung der chinesischen Schauspielkunst, da für sie keine Möglichkeit bestand, tatsächlichen Aufführungen beizuwohnen. Aus diesem



Vase aus der Ming-Zeit



Räuchergefäß

Grunde verlor sich auch sehr bald wieder das rege Interesse bei den einzelnen, anfangs stark begeisterten Freunden dieser Kunst. Im allgemeinen ist das chinesische Theater jedoch mit allen seinen Eigenheiten und Feinheiten ganz im Hintergrund der Bewunderung bei den Europäern geblieben.

Opern und Operetten, die von Abendländern mit nur mangelhaften Kenntnissen chinesischer Eigenarten und Verhältnisse geschrieben wurden, können natürlich niemals die Eindrücke echter chinesischer Theaterstücke hervorrufen und auch nie wahrheitsgetreue Vorstellungen in den Zuschauern erwecken. Sie enthalten in den meisten Fällen dem chinesischen Empfinden, d. h. der Wirklichkeit, widersprechende Inhalte, was noch besonders durch die Zusammenwürfelung verschiedenzeitiger Kostüme unterstützt wird.

Jeder, der in China selbst Theatervorführungen beigewohnt hat, wird sicher durchaus andere Eindrücke von der Charakteristik des chinesischen Volkes gewonnen haben. Oft kann man in den chinesischen Theatern Europäer beobachten, die mit größtem Interesse den Vorführungen folgen und trotz manchen Mangels in der Beherrschung der chinesischen Sprache, unvergeßliche Eindrücke gewinnen. Sie sind begeisterte Freunde des chinesischen Schauspiels, da das Spiel in seiner Echtheit größere Wirkungskraft und Schönheit zeigt, wie sie fremde Nachdichtungen niemals aufweisen können.

Das ganze chinesische Volk ist in allen seinen Schichten ein begeisterter Anhänger des Theaters. Darum ist die Zahl der chinesischen Bühnen auch sehr groß, und Abend für Abend sind die Häuser bis auf den letzten Platz gefüllt.

Der Ursprung des chinesischen Theaters reicht weit zurück. Sein Begründer war der Kaiser Ming Huang aus der Tang-Dynastie, der von 713 bis 755 regierte. Er suchte, nach Berichten, im Theater Erholung von seinen anstrengenden Regierungsgeschäften, denen er mit großer Gewissenhaftigkeit oblag. Mehrere große Schauspielhäuser entstanden auf seine Veranlassung, und die damaligen Schauspieler ließ er in einer eigens dazu eingerichteten Schule, dem sogenannten „Birnbauergarten“ ausbilden. Noch heute bezeichnet man in China im allgemeinen die Schauspieler als „Jünger des Birnbaugartens“, und der erwähnte Kaiser wird von den Künstlern als Theatergott streng verehrt.

Auf jeder Bühne befindet sich ein Altar mit seinem Bilde, vor dem die Schauspieler vor ihrem Auftreten eine Verbeugung machen, um ihm ihre Ehrerbietung zu erweisen.

Das Theater ist allmählich sehr volkstümlich geworden. Heute besitzt jede Stadt mindestens ein Theater. Außer der ständigen, an einem Ort wirkenden Theatergesellschaft, gibt es noch wandernde Schauspieltruppen, die in die ganz kleinen Städte und Dörfer ziehen und dort zeitweise Vorstellungen geben. Oft werden sie auch von einzelnen Familien zu Vorstellungen bei Hochzeiten und Geburtstagen engagiert. Auch befreundete Privatpersonen bilden häufig Schauspielergruppen und pflegen aus besonderem Interesse die Aufführung von bekannten Dramen. Die nötige musikalische Begleitung wird in diesem Falle von einer Hauskapelle gespielt.

Peiping besitzt die meisten und zugleich die besten Theater. Die Bewohner dieser Stadt sind darum besonders kunstverständlich und haben sehr viel Liebe für das gesamte Theaterwesen. Wohl nur ganz selten wird eine Persönlichkeit zu finden sein, die nicht irgendeine Opernarie vorsingen könnte. Alle großen Schauspieler weilen mit besonderer Vorliebe in Peiping, da sie dort das verständnisvollste Publikum haben.

Der Stil des Theaters der alten Zeit ist bis in die Jetztzeit hinein mit wenigen Abänderungen beibehalten worden. Vor der Bühne befindet sich im Gegensatz zu europäischen kein Vorhang. Im Hintergrund der Bühne hängt ein gestickter Seidenbehang, an dessen Seiten sich je eine kleine Tür befindet, durch die die Schauspieler auf- und abtreten. Auf der Bühne befinden sich nur einige wenige Tische und Stühle, aus denen Throne, Gerichtssäle, Tempel, Klöster, Säle und Zimmer durch entsprechende Gruppierung gebildet werden. Stadttore und Mauern sind nur auf Tücher gemalt, die sehr leicht aufgehängt und fortgeschafft werden können. Landschaften werden nicht nachgebildet.

Die Inszenierung der Bühne ist den Zuschauern ganz unwichtig. Der richtige chinesische Theaterbesucher achtet auch garnicht auf die äußere Aufmachung der Schauspieler, für ihn ist die körperliche Bewegung und vor allem die stimmliche Leistung des Darstellers das wichtigste und beobachtungswerte Moment. Darum ist auch in China folgende Redensart gebräuchlich: „Ich habe ein Theaterstück gehört,“ und nicht, wie in Europa:

„Ich habe eines gesehen.“ In chinesischen Theatern kann man oft Zuhörer sehen, die ihre Köpfe sinken lassen und die Augen schließen, sie tun dieses, um sich ganz und gar in die Gesangsvorträge, die ihnen dargeboten werden, vertiefen zu können. So stört es sie auch wenig, wenn der Schauspieler im Verlauf des Stückes eine Tasse Tee zur Erfrischung zu sich nimmt.

An einem Theaterabend werden meistens sechs bis sieben Stücke gespielt, von denen jedes eine halbe bis dreiviertel Stunde dauert. Es gibt natürlich auch längere Schauspiele, die mitunter mehr als einen Abend ausfüllen, wie es in Deutschland z. B. die Wallenstein-Trilogie tut.

Es ist in China Sitte, sich je nach Belieben auch nur das Auftreten eines bestimmten Schauspielers anzusehen, um danach wieder sogleich das Theater zu verlassen.

Die Deklamationen, die Mimik und die Gesten bilden, genau wie bei europäischen Schauspielern, die Hauptkunst in der Rollendarstellung.

Neben Schauspielen und Opern gelangen auf der Bühne, im Gegensatz zu europäischen Theateraufführungen, auch Kampfkünste und Akrobatik zur Vorführung. Neben der Kostümierung und den besonderen Kopfbedeckungen dienen zur Verkörperung verschiedener Typen noch diverse Bärte und kunstvolle, verschiedenfarbige Gesichtsbemalungen, durch welche Güte, Bosheit, Tapferkeit und Niedertracht besonders hervorgehoben werden sollen.

Wichtig für das chinesische Schauspiel ist auch das Orchester, das im Hintergrund oder in einer Ecke der Bühne placiert ist. Alle Theaterstücke haben Musikbegleitung, und es kommen auch in jedem Gesänge vor. Das Orchester wird von Geigen, Mandolinen, Lauten, Flöten, Schlag- und Blasinstrumenten und Holzklappern gebildet, die die rythmischen Bewegungen, Auftritte, Einsätze, Abtritte und Tänze begleiten.

Die Handlung eines Stückes ist den Zuschauern meistens vertraut, besonders denen, die sehr häufig ins Theater gehen. Die Schauspieler befließigen sich, ihre Rolle nicht nur aus Büchern, sondern hauptsächlich durch Vortrag von seiten ihrer Lehrer auswendig zu lernen, so daß sie jederzeit, ohne vorherige Proben, leicht jedes gewünschte Stück vorzuführen imstande sind. Souffleure sind auf den chinesischen Bühnen ganz unbekannt.

Die Schauspiele sind gewöhnlich dramatisierte Geschichten, Novellen oder Legenden, die meist eine sehr lange Tradition aufweisen, und deren Motive schon aus diesem Grunde sehr bekannt sind. Sie sind stets sehr lehrreiche Darstellungen, denen moralische und weltanschauliche Ideen zugrunde liegen, durch die man einen tieferen Einblick in die Gedankenwelt der Chinesen gewinnen kann. Die Liebe zwischen Mann und Frau findet außer in der Gattenliebe als Konfliktmotiv im ernstesten, würdigen Drama keinen Platz. Im Gegensatz zu europäischen Theaterstücken gibt es meistens ein „happy end“, da dem chinesischen Empfinden nach immer das Gute siegen und das Böse untergehen soll.

Es gibt in China sowohl Schauspieler als auch Schauspielerinnen. Daß nur Männer auf der Bühne spielen, ist ein Irrtum. Besonders geschätzt wird jedoch das Auftreten einer Schauspielerin als männlicher Darsteller und umgekehrt, die Darstellung einer Frauenrolle durch einen Mann.

Der berühmteste Frauendarsteller ist heute Dr. Me Lan Fang, der auch in Amerika und Rußland Gastspiele gegeben hat. Er hat sich also weit über Chinas Grenzen hinaus große Berühmtheit erworben. Vor kurzer Zeit weilte er auch vorübergehend in Berlin. Er unterhält eigene Musikkapellen und auch die zu seinen Stücken notwendigen Mitspieler, deren Gesamtausstattung er ebenfalls selbst liefert. Die Dramen, die er zur Aufführung bringt, sind von Gelehrten eigens für ihn geschrieben worden.

Als in der letzten Zeit in China eine Revolution auf allen Gebieten stattfand, entstand auch eine neue Theaterwelt. Die dem europäischen Schauspiel entsprechenden, neugeschaffenen Theaterstücke behandeln gewöhnlich keine historischen Begebenheiten mehr, sondern haben vor allem volksaufklärende Inhalte und sind gewöhnlich auch ohne Musikbegleitung und Gesang geschrieben. Außer im Theater, werden Vorführungen solcher Stücke von Studenten und Schülern veranstaltet; sie bilden somit einen wichtigen Grundstein für die allgemeine Volks-erziehung.

Dem Studium des alten chinesischen Dramas und dem Schauspielwesen überhaupt hat sich besonders der deutsche Forscher, Professor Hundhausen, in Peiping gewidmet. Er hat viele chinesische Dramen ins Deutsche übertragen. Erfreulicherweise wird er, wie berichtet, mit einer chinesischen Schauspieltruppe nach Deutschland kommen und Gastspiele veranstalten, wodurch auch den

Deutschen die Möglichkeit geboten werden wird, einen Einblick in die chinesische Schauspielkunst zu gewinnen.

Schattenspiele

Vor der Blüte des Theaterwesens galt wohl das Schattenspiel als Hauptvergnügen des chinesischen Volkes. Die verschiedensten historischen Figuren, die heute im Theater von Menschen dargestellt werden, sind bei einem Schattenspiel aus Eselshaut besonders kunstvoll geschnitten und in lebhaften, bunten Farben gefärbt. Zur Vorführung wird ein Leinwand- oder Papierschirm aufgestellt, auf den die Figuren aufgelegt und durch eine dahinterhängende Lampe deutlich erhellt und sehr klar durchleuchtet werden. An jeder Figur sind dünne Holzstäbchen angebracht, an denen man sie festhält und sie auch nach Belieben bewegt. So wirken diese Figuren viel lebendiger als die eines Kasperletheaters, wobei man stets eine ganze Hand in eine Figur stecken muß. Die Spieler sitzen hinter der Leinwand und singen unter der Begleitung eines Orchesters die zu den Schaustücken gehörenden Verse. Sie übernehmen die Rolle oder Rollen der auf der Leinwand erscheinenden Figuren, sind aber selber den Theaterbesuchern unsichtbar. Der Gesang wird mit den Bewegungen der Figur harmonievoll vereint, was natürlich besonders plastisch und natürlich wirkt.

Über die Entstehung des Schattentheaters wurde verschiedenes berichtet. Eine der bekanntesten Entstehungsgeschichten ist folgende: Als einmal ein Kaiser aus der Han-Dynastie (140 v. Chr. bis 87 n. Chr.) sich nach seiner verstorbenen Gemahlin unendlich sehnte, erschien vor ihm ein Mann, namens Wang, und teilte ihm mit, daß durch seine besonderen Zaubermittel die Kaiserin wieder sichtbar gemacht werden könnte. Er stellte einen Leinwandschirm auf, und dann konnte der Kaiser tatsächlich darauf den Schatten der Kaiserin sich bewegen sehen. —

Das Schattenspiel erfreute sich im Laufe der Zeit immer größerer Beliebtheit, besonders durch das Erscheinen von farbigen Figuren, im Anfang verwendete man nur einfarbige, und die für eine Aufführung komponierten Gesänge, die bis auf wenige poetische, fast alle in der Volkssprache verfaßt worden sind.

Es gibt öffentliche Schattenspieltheater und Wandertruppen, die überall an Fest- und Feiertagen oder auch zu besonderen Gelegenheiten in Privathäusern Gastspiele geben.

Durch das Theater und besonders durch das Kino erfuhr die Schattenspielkunst in China einen bemerkenswerten Rückgang.

Herrn Professor Jacob (Kiel) ist es zu verdanken, daß es in neuerer Zeit auch in Europa bekannt wurde. Neben der Schöpfung einer umfangreichen Literatur, beschäftigte er sich mit mehreren Interessenten an der Gründung einer Schattenspieltruppe, namens „Ssan-Mei-Hua-Bang“ (Drei-Pflaumenblüten-Gesellschaft), die unter der Führung von Dr. Bührmann eine Tournee am Ende des Jahres 1934 durch West- und Süddeutschland unternahm und überall große Erfolge verzeichnen konnte.

Geschichtenerzähler

Sehr beliebt ist in China noch heutzutage der Geschichtenerzähler. Dieser Beruf wird sehr häufig von Frauen ausgeübt. Sie erscheinen auf allen Vergnügungsplätzen, in Lokalen und bei festlichen Gelegenheiten und tragen der Bevölkerung in Gesangsform wichtige und interessante Ereignisse vor, begleitet von Zupf- und Klapperinstrumenten, um den Takt der Melodien einzuhalten.

Besonders gern werden die Taten alter Volksheroen geschildert; oder sie erzählen, wie treue Beamte und ehrfürchtige Kinder ihren Segen, frevelhafte Menschen aber ihre Strafe erhalten haben. Diese Vorträge sollen dahin wirken, daß die Zuhörer veranlaßt werden, die guten Menschen als Vorbilder zu wählen, ihnen nachzustreben und das Beispiel der Bösen als Warnung mit sich zu nehmen.

Die Vortragskünstler sind oft so begabt, daß sie die Personen, die sie schildern, sehr lebendig und äußerst wirkungsvoll darstellen, so daß das Publikum stark gerührt wird und häufig in Lachen oder Weinen ausbricht. Auf diese Weise ist es auch leicht erklärlich, daß die chinesischen Volksmassen in der chinesischen Geschichte sehr bewandert sind, ohne daß sie sich je besonderen historischen Studien gewidmet hätten.

Diese Unterhaltung bietende und eindrucksvollen Lehren dienende Kunst hat für China noch immer größte Bedeutung.

Film

Zur größten Konkurrenz für Geschichtenerzähler, Schattenspiel- und Theatervorführungen ist in der letzten Zeit das Kino geworden, das sich einer ständig zunehmenden Beliebtheit erfreut. Es sind zahlreiche chinesische Filmgesellschaften und Lichtspielhäuser gegründet worden, in denen neben den chinesischen, auch Filme aller Länder vorgeführt werden.

Obwohl das chinesische Produkt aus Mangel an Finanzen und zurückstehender Technik sich nicht mit den europäischen messen kann, ist doch schon ein rascher Aufstieg zu verzeichnen und die Entwicklungstätigkeit des chinesischen Films durchaus sichergestellt.

Infolge des nötigen Transports und der damit verbundenen Schwierigkeiten sind bisher nur wenig Filme nach Europa gekommen. Die in Europa und Amerika entstandenen, sogenannten Chinafilme, die ein Gemisch von europäischer und chinesischer Musik, Kostümen und Gesängen charakterisiert, entsprechen in keiner Hinsicht den Tatsachen. Hier zeigt sich besonders die Verständnislosigkeit der Filmhersteller für China, die lediglich von dem Gedanken beseelt sind, das Publikum zu belustigen, um dadurch ihre Kassen zu füllen, was sicherlich nicht der Zweck des Films sein soll.

In diesem Jahre kam die berühmte chinesische Filmschauspielerin Hu Tie auf einer Rundreise nach Europa, und bei dieser Gelegenheit wurde ein chinesischer Tonfilm, „Kung-Gu-Lan“, auch in Berlin vorgeführt, in dem sie selbst als Hauptdarstellerin auftritt, und der großen Beifall bei dem deutschen Publikum fand. Der Inhalt des verfilmten Stückes ist folgender:

„Im Verlaufe der Revolutionskämpfe des Jahres 1927 fällt der Leutnant Tao. Er kann noch seinen Freund, Leutnant Gye, bitten, ein Amulett seinem Vater zu überbringen und Grüße an seine Schwester auszurichten. Nach dem Siege erfüllt Gye diesen letzten Freundschaftsdienst, und er lernt dabei die Schwester seines gefallenen Freundes kennen und lieben. Beide verloben sich miteinander. Als Leutnant Gye nach Hause zurückkehrt und mit seinem Heiratsplan hervortritt, hat er zunächst den Widerstand seiner Mutter gegen diese Heirat zu beseitigen. Seine Mutter hat nämlich die Absicht, ihn mit seiner Kusine und Jugendgespielin Yo-Yün zu verheiraten. Sie versucht, ihm

klar zu machen, daß eine Frau vom Lande nicht zu ihm, dem Stadtmenschen passe, aber schließlich setzt er sich doch durch. Auf Wunsch seiner Mutter findet aber die Hochzeit in aller Stille auf dem Lande statt.

Ein Jahr glücklichen Ehelebens ist verlaufen. Die Mutter hat ihre Schwiegertochter in ihr Herz geschlossen, aber Yo-Yün arbeitet eifrig daran, die Ehe zu zerstören, und es gelingt ihr Zwistigkeiten hervorzurufen. Da die junge Frau ein Kind erwartet, wird noch ein Dienstmädchen angenommen, und der Zufall will es, daß dieses Dienstmädchen eine gewisse Ähnlichkeit mit der jungen Frau besitzt. Nachdem die junge Frau einem Sohn das Leben gegeben hat, wird nach chinesischer Sitte einen Monat später eine größere Feier veranstaltet. Hierbei bemerkt die junge Mutter, daß sich die Neigung ihres Mannes seiner Kusine zugewandt hat. Im Garten kann sie ein Gespräch belauschen, in dem ihr Mann seiner Kusine offen gesteht, daß seine Heirat ein großer Irrtum war, und er nur Yo-Yün liebe. Sie entschließt sich sofort, das Haus ihres Mannes für immer zu verlassen und nimmt ergreifenden Abschied von ihrem Söhnchen. Ihr Liebstes auf der Welt, ihr Söhnchen darf sie nicht mit sich nehmen; denn sie hat kein Recht die Familie Gye ihres Stammhalters zu berauben und dadurch zu entwurzeln. Nur ein Bild ihres Kindes will sie mitnehmen. Begleitet von dem ihr treu ergebenen Dienstmädchen eilt sie zum Bahnhof, muß aber dort zu ihrem Schrecken bemerken, daß sie dieses letzte Andenken an ihr Kind in der Aufregung hat liegen lassen. Sie schickt daher das Dienstmädchen noch einmal zurück, und da es sehr kalt ist, gibt sie dem Mädchen ihren Pelzmantel mit. Sie selbst wartet im Zuge und hängt ihren Gedanken nach, wobei sie nicht gewahr wird, daß sich der Zug in Bewegung setzt. Das Dienstmädchen hat diesen Zug nicht mehr erreichen können und folgt ihr mit dem nächsten. Ein schweres Eisenbahnunglück ereignet sich, und unter den Opfern befindet sich das Dienstmädchen. Das Gesicht der Toten ist unkenntlich geworden, und auf Grund des Pelzmantels hält man sie für die junge Frau Gye. Frau Gye jedoch ist in ihr Elternhaus zurückgekehrt und verlebt dort in aller Stille und Zurückgezogenheit die nächsten Jahre.

10 Jahre später. — Leutnant Gye hat seine Kusine Yo-Yün zur Frau genommen, damit aber seinem Sohn Lian-Yan



Llan Sse Niu

Die Pfauen



Spielende Affen

(1398—1435)

keine neue Mutter geben können. Die Stiefmutter tyransiert und peinigt das Kind, wo sie nur kann, und Lian-Yan hat eine freudlose Jugend. Trost findet der Knabe nur vor dem Bilde seiner Mutter, aber auch hier nimmt seine Stiefmutter Anlaß, ihn zu schlagen. Seine Mutter, die vor Sehnsucht nach ihrem Kinde fast vergeht, erfährt, daß die Familie Gye eine Schule gründen will. Um Ihrem Kinde nahe zu sein, verkleidet sie sich, bewirbt sich um die Lehrstelle und erhält sie auch. Zwischen Mutter und Kind entwickelt sich ein inniges Verhältnis, das dem Knaben über alle Widerwärtigkeiten hinweghilft. Das Kind erkrankt schwer und in seinen Fieberphantasien verlangt es nach seiner Lehrerin, die auch von der Familie gebeten wird, die Krankenpflege des Kindes zu übernehmen. Mit aller mütterlichen Sorgfalt pflegt sie ihr krankes Kind, und sie tut alles, um es wieder zur vollen Gesundheit zu bringen. Die Stiefmutter aber, die auch ein Kind ihr eigen nennt, glaubt jetzt dem Schicksal nachhelfen zu können. Sie versucht die Medizin, die die Gesundung des Knaben herbeiführen soll, zu beseitigen, und als ihr das mißlingt, wagt sie das Äußerste. Vermummt betritt sie nachts das Krankenzimmer und entwendet die Medizin. Die Mutter des Kindes hat aber alles bemerkt, eilt ihr nach und kann ihr die Arznei entreißen. Bei dem sich entspinrenden Kampf erkennt Yo-Yün in der Lehrerin die erste Frau ihres Mannes wieder, und da sie sich verloren glaubt, scheidet sie freiwillig aus dem Leben.

Die Mutter pflegt ihr Kind gesund, dann aber verläßt sie das Haus, glaubt ihre Pflicht getan zu haben. Sie hinterläßt ihrem Mann einen Abschiedsbrief, in dem sie sich zu erkennen gibt. Ihr Mann eilt ihr nach. Auf der Landstraße holt er sie ein.“

Kunst

In der chinesischen Kunstgeschichte steht die Bronzezeit am Anfang. Schon in der Periode der drei Dynastien — Shia (1978 bis 1537), Schang (1537 bis 1062), Dschuo (1062 bis 256 v. Chr.) — erlebte die Bronzegießerei ihre Blüte. Es wurden Trommeln, Glocken, Krüge, Fässer und viele andere Gebrauchsgegenstände in Bronze angefertigt, die nach wie vor als große Kunstwerke betrachtet werden. Besonders aus der Schang- und Dschuo-Zeit sind heute

noch zahlreiche Bronzen vorhanden, die fast viertausend Jahre alt und etwa tausend Jahre vor Schaffung des griechischen Meisterwerks entstanden sind.

In der folgenden Tzin- (263 bis 202 v. Chr.) und Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 221 n. Chr.), standen die Stein- und Tonkunst, sowie auch die Holzschnitzerei in besonderer Entwicklung. Figuren, besonders buddhistische Gottheiten und Geschirre, wurden in kunstvoller Form aus Stein, Ton oder Holz gefertigt. Auch verschiedene kanonische Schriften sind auf Steintafeln eingemeißelt worden.

Zur selben Zeit wurden Papier und Pinsel erfunden, die für die spätere Kunstentwicklung bedeutungsvoll und richtunggebend waren.

Um das Jahr 518 ließ ein Kaiser der Schui-Dynastie den Wortlaut der Hofedikte in Holz schnitzen, womit eigentlich die Holzschnitzerei und auch die Buchdruckkunst ihren Anfang nahm. Diese letztere entwickelte sich besonders um das Jahr 950; zu dieser Zeit wurden alle kanonischen Schriften gedruckt und verbreitet.

Die Verfertigung von Kleinkunstgegenständen und auch die Porzellanmanufaktur nahm ihren Beginn mit dem Anfang der Tang-Dynastie (618 bis 907).

Die Erzeugnisse der Porzellanbrennerei wurden anfänglich als ganz besondere Kostbarkeiten betrachtet und nur am kaiserlichen Hof verwendet. Zum täglichen Gebrauch nahm man gewöhnlich nur aus Bronze, Kupfer oder Stein angefertigte Gegenstände. In der nachfolgenden Zeit gewann die Porzellan- kunst jedoch immer mehr an Ausbreitung und war auch den weiteren Volkskreisen zugänglich. Die guten Porzellane, die zu dieser Zeit entstanden, sollten blau wie der Himmel, klar wie der Spiegel, dünn wie das Papier, klangvoll wie die Glocke sein.

Es wird berichtet, daß um das Jahr 950 der Herrscher Tsai Porzellan anfertigen ließ und dem Meister, der nach der Farbe fragte, folgenden Vers als Antwort gab:

„Wähle die Himmelsfarbe, die nach dem Regen, wenn das Wetter sich aufklärt, hinter den abziehenden Wolken zum Vorschein kommt.“

In der Sung-Zeit (960 bis 1276) entstand ein neuer Kunstzweig, der sich mit der Porzellanbrennerei durchaus messen

konnte, nämlich die Lackverarbeitung. Man verzierte viele Gegenstände mit den verschiedensten Lackfarben, fertigte damit auch Gemälde an. In kurzer Zeit erfreute sich diese Erfindung großer Beliebtheit.

Alle diese Künste erfuhren ihre Wiederbelebung zur Zeit der beiden letzten Dynastien (Ming 1368 bis 1661, Tsing 1661 bis 1911). Um das 17. Jahrhundert, als die Europäer nach China kamen, zeigten sie sofort ihre Begeisterung für die chinesische Kunst. Es wurden viele Porzellane in Form von Vasen, Tassen, Schüsseln und Figuren nach Europa gebracht und dort als besondere Kuriosität betrachtet.

Zu dieser Zeit entstanden auch besonders zahlreiche und bemerkenswerte Bauwerke, wie Paläste, Tempel, Pagoden, die noch heute bei jeder Betrachtung erneutes Entzücken und größte Bewunderung erwecken.

Man strebt in der Gegenwart danach, alle diese Bauwerke, die leider zum Teil verfallen sind, zu restaurieren, um sie in ihrer kunstvollen Form neu erstehen zu lassen.

Für die Erhaltung und Aufbewahrung der altertümlichen Kunstgegenstände, die schon zu einem großen Teil auf ehrliche und unehrliche Weise ins Ausland gewandert sind, ist eine besondere Vereinigung, „Anstalt zur Pflege und Erhaltung von Altertümern“, gegründet worden. Diese untersteht dem chinesischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und hat die besondere Aufgabe, die vorhandenen altertümlichen Kostbarkeiten zu sammeln. Alle gefundenen, wertvollen, einheimischen Altertümer sollen nach Möglichkeit in diese Anstalt eingeliefert werden. Diese Aufforderung hat schon recht erhebliche Erfolge zu verzeichnen.

Andererseits ist man bemüht, die Entwicklung der Kleinkunst, wie von Jade und Porzellan, der Bronze gießerei, der Elfenbein- und Holzschnitzerei zu fördern und weiterhin ihre Verfertigung sowohl in Material als auch in Technik fortschrittlich zu beeinflussen, in der Hoffnung, daß auch in der Welt der chinesischen Kunst eine Renaissance entstehen möchte.

Malerei

Die Malerei wird in China schon seit Jahrtausenden als die schönste bildende Kunst betrachtet. Besonders merkwürdig ist es, daß die Maler zum kleinsten Teile nur Berufsmaler gewesen sind,

zum größten Teile aber Dichter, Philosophen und Staatsbeamte waren, sogar einige Kaiser zählten zu ihnen, die noch heute in China sehr berühmt sind.

Die Gebildeten betrieben die Malkunst gewöhnlich aus Liebhaberei; darum malten sie auch nur sehr wenig. Dieses ist mit hin ein Grund, daß ihre Werke besonders wertvoll und heute sehr kostspielig sind, da sie nur schwer erworben werden können.

Sobald ein Maler seine Bilder verkauft, und er für jeden erreichbar ist, verliert er schon an seiner Berühmtheit, da er dann sehr viel malt, und jeder seine Bilder leicht erhalten kann. Diese Ansicht hat sich in China nie geändert. Es ist auch Tradition geworden, daß jeder Gebildete, mindestens als Dilettant, etwas Malerei betreibt, und jeder Maler ein Gebildeter sein müsse. So sind die chinesischen Gebildeten gewöhnlich zugleich Liebhaber, Kenner und Sammler von Gemälden.

Fast jede gebildete Familie besitzt eine Sammlung von bekannten Werken, die abwechselnd mit großer Vorsicht in den Zimmern aufgehängt und sorgfältig aufbewahrt werden. Auch kann man bei den in ärmlichen Verhältnissen lebenden Gelehrten viele Bilder sehen, die sie trotz ihrer schwierigen Lage gekauft und gesammelt haben, obwohl sie ihr Leben in Armut fristen.

Die chinesischen Maler sind meistens auch zugleich Kunstschreiber; ihre Malwerke beschreiben sie gern mit schönen chinesischen Zeichen. Auf chinesischen Bildern kommt es sehr deutlich zum Ausdruck, daß Schreib- und Malkunst sehr eng miteinander verwachsen sind. So meint man auch, wenn man in China von einer Malerei spricht, gewöhnlich Schrift und Bild zusammen. Es gibt selten chinesische Bilder, auf denen keine Schriftzeichen stehen. Man malt die Zeichen nicht nur aus Tradition, sondern man hat das Empfinden, daß sie mit der bildlichen Darstellung organisch zusammengehören. Die Schrift wird sozusagen in das Bild hineinkomponiert. Somit bildet sie eine Verstärkung des Ausdruckes des Ornaments.

Ihrer Form nach sind die in das Bild hineingemalten Schriftzeichen meistens Gedichte, die sich auf den Gegenstand des Bildes beziehen. Auch Daten und Widmungen finden hier ihren Platz und wirken sehr kunstvoll.

War ein Maler zugleich Dichter und Schreibe-künstler, was in der chinesischen Kunstgeschichte nicht selten vorgekommen ist, so zeigt das von ihm geschaffene Bild gleichzeitig eine

Vereinigung dreier Künste. Es gibt auch viele berühmte Werke, die von einem Maler, einem Dichter und einem Kunstschreiber, also von drei Künstlern zusammen geschaffen worden und besonders reizvoll sind.

Es ist zur volkstümlichen Redensart geworden, daß „ein Gedicht ein Bild mit Worten“ und „ein Bild ein Gedicht ohne Worte“ ist. In der Tat wirken viele chinesische Gedichte direkt wie Bilder. Besonders, wenn man die Augen schließt und ein eine Landschaft verherrlichendes Gedicht in Gedanken wiederholt; man hat dabei das Empfinden, daß man unmittelbar vor einem Bild steht.

Nicht wenige Maler haben auch nach bestehenden Gedichten Bilder gemalt.

Beim Erlernen der chinesischen Schriftzeichen lernt man zuerst die einfachen und dann die komplizierten Zeichen; ebenso lernt auch der Maler zuerst die einfachen und dann die komplizierten Darstellungsformen. Sobald er ein gewisses grundsätzliches Können sich angeeignet, welches er durch Kopieren und Wiederholen der älteren Vorbilder erworben hat, kann er der Natur gegenüber treten und seine eigene Anschauung in die gelernte Form bringen.

Beim Betrachten chinesischer Bilder genügt es nicht, wenn man sie nur ansieht, sondern man muß vielmehr dabei auch nachdenken und die Gedanken des Malers zu erraten versuchen.

So wirken viele chinesische Bilder auf Europäer auf den ersten Blick sehr merkwürdig oder oft sogar unverständlich. Besonders fällt ihnen dabei auf, daß der chinesische Maler fast nie Wasser malt. Das bedeutet jedoch nicht, daß auf chinesischen Bildern kein Wasser vorkommt, sondern die Wasserfläche wird gewöhnlich ausgespart, oder sie wird nur durch ganz wenige Linien angedeutet. Bewegtes Wasser wird durch Linienfiguren charakterisiert. Oft sieht man Boote und Brücken gemalt, doch das dazu gehörige Wasser fehlt im eigentlichen Sinne.

Neben der Landschaftsmalerei sind die Bambus- und eine Art Osterlilienblätter (Lan) in der Darstellung sehr beliebt, die besonders gern von den dauistischen und buddhistischen Mönchen gemalt werden. Die Osterlilie wird als Blume der Reinheit, Abgeschiedenheit und Vollkommenheit betrachtet; sie wird oft nur durch Zeichnung weniger Blätter angedeutet, trotzdem aber macht sie stets einen sehr tiefen und lebendigen Eindruck auf den Beschauer.

Der Bambus spielt in der ganzen chinesischen Malerei eine große Rolle. Er dient als Symbol dessen, was der Mensch sein soll, nämlich so gerade wie Bambus sein und innen so leer wie dieser, d. h. leer von allem Unwesentlichen; dem liegt das daunistische Ideal zu Grunde.

Auch die Tannenbäume werden in China besonders geachtet und sehr gern gezeichnet, da sie im Winter genau so grün sind wie im Sommer, während die anderen Pflanzen alle kahl werden. Sie entsprechen deshalb den edlen Menschen, die sich nicht von der äußeren Welt mitreißen lassen.

In der chinesischen Malerei gibt es auch verschiedene Kunstrichtungen. Die bekannteste Darstellungsart — die sogenannte literarische Richtung — wird besonders von den Gelehrten gepflegt, die sich in die reine und ruhige Art der Natur hineinleben wollen, um die vollkommene Freiheit zu erlangen, und um sich von der materiellen Welt loszulösen. Diese in früheren Jahrhunderten sehr aristokratische Richtung erlebte ihre Wiedererweckung durch den bekannten Maler Professor Dr. Liu, der in Schanghai eine bekannte Kunstschule leitet. Diese Richtung hat alle Farbigkeit aufgegeben und ganz auf das Ausdrucksmittel der Buntheit verzichtet. Sie verwendet nur die mit Wasser verdünnte schwarze Tusche.

Prof. Liu, der Hauptvertreter dieser Richtung, sagte einmal folgendes:

„Die Seele der Kunst verlangt nicht bloß danach die Natur zu reproduzieren, noch weniger, nur einen Teil der Natur wiederzugeben. Vielmehr soll das eigene Ich deutlich zum Ausdruck gebracht werden und das geschieht aus innerem Drang. Das Verhältnis zwischen Natur und Kunst ist wie das zwischen einer Holzhandlung und einem Tischler. Die Natur bietet dem Künstler nur verschiedene wertvolle Materialien, er aber muß sie erst zu einem neuen Leben, ja zu einer vollkommenen Welt umarbeiten. Das ist die vornehmste Aufgabe des Künstlers, sie muß in seinem eigenen Ich vollzogen werden“.

So sieht man, daß diese Richtung nicht nur eine engere Kunstrichtung ist, sondern ebenso wie der ihre verwandte Expressionismus die Weltanschauung zum Ausdruck bringt. Diese Weltanschauung hat die chinesische Kunst in der Zeit ihrer höchsten Blüte, nämlich während der Tang- und Sung-Dynastie beherrscht und findet nun wieder bei den Künstlern des heutigen

Chinas vollstes Verständnis, wozu man sagen kann, daß diese Art der chinesischen Malerei erneut einer Blütezeit entgegengeht.

Musik

Die Entwicklung der chinesischen Musik läßt sich bis weit in die frühesten Zeiten zurückverfolgen. Schon viele tugendhafte Kaiser des Altertums widmeten sich mit besonderem Eifer der Pflege der Musik. Sie nützten die erhabene und gemütsbewegende Wirkung dieser schönen Kunst, um das Volk durch beliebte Melodien in friedlicher Weise zu beeinflussen.

Besonders hob Herzog Dschuo (um 1060 v. Chr.) hervor, daß die Musik, die das Innere des Menschen zutiefst bewegt, von jedem weisen Herrscher gepflegt werden müsse.

Auch Konfuzius zeigte eine besondere Vorliebe für die Musik. Er erkannte sie als eine der höchsten Wissenschaften an; einmal, als er Schau-Musik im Lande Tsi hörte, war er so begeistert und mitgerissen, daß er in den folgenden drei Monaten keinen Fleischgeschmack mehr verspürte.

Bei Staatsfesten, Feiern und Opferzeremonien wurde von jeher Musik gespielt. Die alten chinesischen Musikinstrumente wurden aus Metall, Stein, Saiten, Bambus, Kürbis, Ton, Leder oder Holz gefertigt.

Die chinesische Musik wurde mit der Zeit immer manigfaltiger und komplizierter und nahm auch manche Melodien aus den Nachbarländern auf, wodurch die eigentliche, echte, ursprüngliche Tondichtung allerdings immer mehr zurückgedrängt wurde. Der vereinigten Vorführung von Tanzdarbietungen und Musikvorträgen zog man jedoch bald nur noch vor, die Augen zu belustigen, womit die eigentliche Bewertung der Musik mehr und mehr schwand.

Je mehr sich die alte Zeit entfernte, desto weniger gelangte auch die gute alte Musik zu Gehör. Leider ist auch viele wertvolle Musikkultur im Laufe der Zeit verloren gegangen, was sicher für die gesamte Musikwelt einen großen Verlust bedeutet. So kam es, daß trotz der Bemühungen vieler chinesischer Kaiser der späteren Zeit, die alte Musik wieder ins Leben zu rufen, dieses doch nicht gelang. Ab und zu kann man auch noch heute ein paar alte chinesische Musikinstrumente sehen, die jedoch niemand zu spielen versteht.

Hierzu tritt noch das Eindringen der europäischen Musik, die in großem Gegensatz zu der chinesischen steht und sich am augenfälligsten in der jetzigen chinesischen Tanzmusik zeigt. Diese Musik, besonders die Tanzmusik, hat sich große Beliebtheit erworben, sicherlich deswegen, da der Tanz auch in der heutigen modernen chinesischen Gesellschaft Mode geworden ist.

Viele chinesische Musikwissenschaftler sind ernst besorgt und versuchen mit aller Energie die chinesische Musik vor dem völligen Verfall zu retten. Sie gründen Vereinigungen und Musikschulen und sammeln die Reste der alten chinesischen Melodien. Jede Schule und jeder Verein bildet eine eigene Musikkapelle, deren Aufgabe es ist, die alten Melodien wieder der Öffentlichkeit zu vermitteln.

Die chinesische Musik ist für europäische Ohren, die eine ganz andere Harmonie gewöhnt sind, ebenso ungewöhnlich als die eigene den chinesischen. Doch nach mehrmaligem Zuhören ist in jeder Musik eine feine charakteristische Art zu fühlen. Ein richtiges Verständnis gewinnt man aber erst dann, wenn man sich länger und intensiv in sie hineinlebt.

Wie bekannt, gibt es in China an Stelle von Oktaven nur die Fünf-Tonsätze, in denen sich die Töne durch größere Intervalle von einander unterscheiden. Es ist ein System, das von dem europäischen sehr verschieden ist. Oft sieht man, Europäer, die zum ersten Male chinesische Musik zu hören bekommen, in ein plötzliches Gelächter ausbrechen, angeblich vor Erschrecken, daß sie nicht europäisch klingt.

Es wäre aber doch sicher sehr uninteressant, wenn die chinesische Musik nicht chinesisch, sondern auch europäisch klingen würde. Folgende altchinesische Melodie soll als Einführung in die chinesische Musikwelt dienen:

Pflaumenblüte

The musical score for 'Pflaumenblüte' is presented in a piano arrangement format. It consists of seven systems of music, each with a treble and bass staff. The key signature is one sharp (F#), and the time signature is 3/4. The score begins with a series of chords in the right hand and a rhythmic accompaniment in the left hand. The first system features a melodic line in the right hand and a bass line in the left hand. The second system continues this pattern. The third system introduces a more active melodic line in the right hand. The fourth system is marked with a first ending bracket and includes a key signature change to one flat (F). The fifth system continues the piece in the new key. The sixth system shows a more complex melodic line in the right hand. The seventh system concludes the piece with a final chord in the right hand and a sustained bass line in the left hand.

Erziehungs- und Unterrichtswesen

Für die Verwirklichung seiner Ideen für den Aufbau Chinas sah Dr. Sun Yat Sen, wie schon einmal erwähnt, drei Perioden vor. Neben der militärischen und konstitutionellen Periode hat die sogenannte Erziehungsperiode die größte Bedeutung. Diese stellt im eigentlichen Sinn eine Revolution des Geistes dar, die dazu dient, das Volk zur Erkenntnis des politischen Denkens und seiner Pflichten als Staatsbürger zu führen, damit es die Fähigkeit erwirbt, die weitgehenden Rechte der nach seinem Willen gebildeten Regierung zu übernehmen, um dann selbst die politische Macht im Reich zu gewinnen. Dieses durchzuführen, ist nicht nur die Aufgabe der Lehrer und Professoren, sondern die eines jeden Staatsbeamten und vor allem in erster Linie Sache der Kuo Ming Tang, der chinesischen Volkspartei.

Die Militärperiode, die erste der von Dr. Sun Yat Sen aufgestellten Perioden ist jetzt fast ganz abgeschlossen.

Damit setzt die große Erziehungsperiode des chinesischen Volkes ein, deren Anfänge aber natürlich schon in die erste Periode hineinreichen. Diesen folgt der weitere und speziellere Ausbau des ganzen Erziehungswesens. Die chinesische Regierung ist fest entschlossen, die geistige Revolution weiter fortzuführen und eine planmäßige Umgestaltung des Lernens und Lehrens vorzunehmen. Sie will das Unterrichts- und Erziehungswesen vor allem zentralisieren. Die Erziehungsmethoden werden für das ganze Reich von dem Kulturministerium einheitlich vorgeschrieben. Man zögert auch nicht, für diesen Zweck einen großen Teil des Staatsetats zu verwenden. Die Reform erstreckt sich von den Kindergärten bis zu den Hochschulen hinauf, und schon die Volksschulkinder lernen den modernen Nationalgeist verstehen, sie erhalten eine politische Schulung.

Somit kann man sagen, daß der mächtige Verwandlungsprozeß, in den die alte Kultur des Reiches der Mitte seit dem Sturz der letzten Dynastie eingetreten ist, sich wohl in der

Umbildung des chinesischen Erziehungs- und Unterrichtswesens am augenfälligsten bemerkbar macht. Das bedeutet aber durchaus nicht, daß China ehemals kein Erziehungssystem und keine Unterrichtsmethoden besaß, auch nicht daß man das bestehende achtlos über Bord wirft und das neue System wahllos und ungeprüft annimmt. Vielmehr handelt es sich darum, wie Dr. Sun Yat Sen überhaupt danach strebte, das Gute aus dem vorhandenen Alten und die neuen Errungenschaften des Westens miteinander zu verbinden, um Chinas Kulturgüter wieder zu hoher Blüte zu bringen und zugleich ein Zivilisationsniveau zu schaffen, das dem westlichen in keiner Weise nachsteht.

An Erfindungsgeist hat es China nie gefehlt, was die Erfindungen von Kompaß, Seide, Pulver, Porzellan, Lack, Papier, Buchdruck usw. beweisen, die man dort schon lange Zeit verwertete, bevor man sie in Europa überhaupt kannte. Allerdings haben sie sich nicht sehr entwickelt, und es muß sogar mit Bedauern gesagt werden, daß jetzt neben der Einfuhr von typisch europäischen Erzeugnissen, auch Porzellan, Papier, Schießpulver und Seide, deren Erfindung dem chinesischen Geist zu verdanken ist, und die in China selbst zuallererst angefertigt worden sind, importiert werden, da die einheimische Industrie der ausländischen keine Konkurrenz leisten kann. Diese Unentwickeltheit ist natürlich auf die Erziehungs- und Unterrichtsmethoden zurückzuführen, die lediglich auf der klassischen Literatur aufgebaut waren und alle nicht in den Klassikern vorhandenen Gedanken nicht als vollwertig betrachteten. Diese Methoden haben sich allerdings nicht als nutzlos und manchmal sogar schädlich gezeigt, bevor China mit Europa in Berührung kam und die Europäer mit Waffengewalt in das bis dahin friedliche China eindrangen.

Die alte chinesische Erziehungsweise sah ihr Ziel darin, die Menschen moralisch zu vervollkommen; der Unterricht in den alten Klassikern sollte dazu beitragen, daß der einzelne den guten Taten der alten Weisen nacheiferte. Dieser Unterricht diente in der Hauptsache der Individualentwicklung, und es war darum selbstverständlich, daß kein Zwang auf den einzelnen ausgeübt, und die Erziehung fast als eine reine Privatangelegenheit betrachtet wurde. Nur für den Unterricht von ausgesprochenen Wissenschaftlern wurden vom Staat einige höhere Schulen und Akademien eingerichtet. Die Gründung von Privatschulen, die die Namen Shiang, Shiau, Shü trugen, wurde schon zur Zeit

der drei Dynastien (2205 bis 221 v. Chr.) in Dörfern und Städten durchgeführt. Sie sorgten für die allgemeine Erziehung und den Unterricht des Volkes und hatten die besondere Aufgabe, das Volk zur Erkenntnis der natürlichen Beziehungen der Menschen untereinander, chinesisch „Lun“, zu leiten, die folgende waren: — Liebe zwischen Eltern und Kindern, Treue zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, Distanz zwischen Ehegatten, Rangordnung zwischen alt und jung, Wahrhaftigkeit unter Freunden. Die Gesetze, die in der Schule mit Erläuterungen vorgetragen wurden, dienten dazu, das Zusammenleben des Volkes unter sich zu harmonisieren, um dadurch die Ordnung im Lande zu erhalten.

In diesen Schulen wurden Dichtungen, Prosaschriften und die alte Klassiker meist ohne Erklärung gelesen, auswendig gelernt und hergesagt; die Lehrer hielten es erst dann für nötig, den Schülern Auslegungen des Textes mitzuteilen, wenn diese schon einige Studienjahre hinter sich hatten. Durch diese Art des Unterrichts wurde zwar der Fleiß der Schüler stark angeregt und das Gedächtnis gut ausgebildet, jedoch war eine weitere Entwicklung des Gelernten und eine gewisse praktische Verwertung dieser Gedanken fast ganz ausgeschlossen, da das richtige Verständnis ohne ausreichende Erklärung unmöglich war. Interessen für andere wissenschaftliche und technische Gebiete zeigten sich fast garnicht. In dieser Art und Weise sind die chinesischen Schulen durch Jahrtausende hindurch erhalten geblieben, und erst im Gründungsjahr der Republik fand diese Form ihr Ende.

Es gab nur wenige Schulen, die staatliche oder städtische Einrichtungen waren. Auf Dörfern wurden meistens Privatschulen gegründet, die von der ganzen Dorfgemeinde unterhalten wurden; oder ein paar Familien ließen ihre Kinder gemeinsam von einem Privatlehrer unterrichten, dem sie ein festgelegtes Honorar für seine Tätigkeit auszahlten. Die reichen Familien unterhielten einen eigenen Privatlehrer, der den Unterricht sowohl Knaben, wie auch Mädchen erteilte, wohingegen in den anderen Schulen meist nur Knaben unterrichtet wurden.

Dem Lehrer, der die Privatschule leitete, wurde als Lehrraum ein Zimmer in einem Hause oder einem Tempel oder sogar ein ganzes Haus zur Verfügung gestellt. Im letzteren Falle war der Schule gewöhnlich ein Internat angegliedert. Der Lehrer hatte darum außer den Unterrichtspflichten noch die gesamte Erziehung

seiner Zöglinge zu leiten. In der Wahl des Lehrers war die Dorfgemeinde äußerst vorsichtig und ging sehr überlegt zu Werke, denn der Lehrer mußte ein nicht nur wissenschaftlich bedeutsamer, sondern auch sittlich hochstehender Mensch sein. Er galt nicht nur den ihm anvertrauten Schülern als Lehrer, sondern war gleichzeitig ein Vorbild für das ganze Dorf; bei alt und jung genoß er darum gewöhnlich eine große Verehrung. Er war eine sehr beliebte Persönlichkeit, die jeder gern um Rat und Vorschläge bat. Stets nahm er auch an Dorfkonferenzen teil und übte so einen nicht geringen Einfluß auf die Dorfselbstverwaltung und das Wohlbefinden der Bewohner aus. Von seinem Intellekt war es gewissermaßen abhängig, wie mehr oder weniger weise ein solch kleines Landesgebiet verwaltet wurde.

Ein Schulzwang wurde nicht ausgeübt. Viele gingen aber doch hin, um einen akademischen Grad zu erwerben, der ihnen den Eintritt in den Staatsdienst ermöglichte. Diese Schule strebte fast nur danach, daß die Schüler gute Aufsätze und Gedichte anfertigen konnten, die je nach Wert für Bestehen der Staatsprüfung ausschlaggebend waren.

Dieses System der Staatsprüfung stammte aus der Han-Zeit, in der der Adel und das Feudalwesen verschwanden, und der Staat mehr und mehr zur Demokratie sich entwickelte. Jedem Tüchtigen, der sich dieser Staatsprüfung unterzog, stand der Weg als Staatsbeamter offen. Es war somit jedem Staatsbürger, der eifrig vorwärtsstrebte, die Möglichkeit gegeben, sein von ihm sich gestecktes Ziel zu erreichen. Unter denen, die das Examen bestanden, mögen wohl einige Tüchtige gewesen sein, die auch Talent für die Regierungstätigkeit besaßen. Jedoch konnte die erwähnte einseitige Ausbildung, die ihren Höhepunkt in der Fähigkeit der Herstellung von Aufsätzen und Gedichten sah, im allgemeinen keine Staatsbeamten heranziehen, da die Berufstätigkeit von diesen ganz andere Fähigkeiten verlangte als die, die in diesen Schulen ausgebildet wurden. Die Entwicklung aller sonstigen Anlagen wurde durch diese Methode der Vorbereitung auf den Staatsdienst sehr stark gehemmt.

Klugerweise verfolgten viele Kaiser damit einen bestimmten Zweck; dieses Betäubungsmittel war gewöhnlich stark genug, um den Geist der Intellektuellen, die eventuell zu scharfe Kritik an den Handlungen der Regenten hätten ausüben können, für Jahre hindurch zu bannen. Oft wurden hierdurch Revolutionen

verhütet, denn die gezwungene Beschäftigung des ständigen Auswendiglernens und die Anforderungen bei den Prüfungen hinderten jede anderseitige geistige Betätigung. Eine Fortentwicklung des geistigen Lebens überhaupt war durch diese Art und Weise des Schulunterrichts natürlich ganz unmöglich.

Alle diese Gründe und außerdem das nichtzuübersehende Vorbild Europas veranlaßte viele Gelehrte, an deren Spitze besonders den Reformator Kang Yu We, von der Regierung im Jahre 1889 eine Umgestaltung des gesamten Erziehungswesens und des Prüfungssystems zu fordern. Erst im Jahre 1905 wurde diese Art der Staatsprüfung abgeschafft. Das Studium der kanonischen und philosophischen Schriften wurde nur mehr an den Hochschulen und Universitäten weiter gepflegt.

Die neue, jetzt in China bestehende Prüfungsordnung ist nach den Ideen Dr. Sun Yat Sen's ausgestaltet worden. Dieses System ist im Gegensatz zum alten, das nur Kenntnisse von den Klassikern verlangte, insofern verändert, daß der Prüfling jetzt auch Kenntnisse in den allgemeinen Bildungsfächern, sowie in seinen speziellen Studienfächern nachweisen muß. Diese Art von Prüfung ist auf Anordnung des Prüfungsamtes in der letzten Zeit in China bereits mehrmals angewandt worden. Dieses System ist natürlich wesentlicher, vielseitiger und nützlicher als die alte Prüfungsordnung, die fast einen Geistesmord bedeutete.

Mit der Abschaffung der alten Prüfungsordnung begann auch die Schulreform im allgemeinen; diese unterlag hauptsächlich europäischen Einflüssen. Die vielen Niederlagen, die China in den letzten Jahrhunderten im Kampf mit fremden Mächten erlitt, ließen ihm zum Bewußtsein kommen, daß vor allem die anders gerichteten Erziehungswege und damit verbunden, die großen technischen und wirtschaftlichen Fortschritte der anderen Nationen der Grund für seine Fehlerfolge waren. Die Folge war, daß man ein intensives Studium, hauptsächlich der technischen Wissenschaften, im Auslande begann.

Zugleich zeigte es sich, daß das alte Unterrichtssystem sich als ganz unbrauchbar erwies. Die Schulen wurden nach europäischem und amerikanischem Muster umorganisiert, um entsprechende Leistungen auf allen Gebieten, die die Schule berührten, zu erzielen. Das Streben nach Neuem, nach Vervollkommnung und die Nacheiferung aller europäischen Errungenschaften kannten zu einer Zeit keine Grenzen und führten häufig zu reinen

Außerlichkeiten. In den Schulen lernte man ausländische Wissenschaften, sprach fremde Sprachen, trug europäische Anzüge und nahm europäische Mahlzeiten ein. Die Schüler und Studenten nahmen oft nur fremdsprachige Bücher in die Hand und lasen diese mit Hilfe von Lexika. In vielem vergaßen sie dabei ihr Chinesentum und zeigten nur noch Interesse für Fremdländisches. Solch eine Schule war lediglich ein Abbild einer europäischen Schule, in der Europäer ausgebildet werden; hier wurde ganz vergessen, daß junge Chinesen zu Chinesen und nicht zu Europäern ausgebildet werden sollten. Die Basis einer chinesischen Schule muß in Wirklichkeit jedoch eine ganz andere sein als die der europäischen Schulen, die durchweg einen gemeinsamen Grundzug erkennen lassen. Sie muß genau wie diese eine ganz besondere und kennzeichnende Struktur besitzen, um, obwohl auf dem gleichen Horizont, doch als typisch chinesische Schule angesprochen werden zu können. Genau so, wie die Schulen vieler europäischer Länder wohl römische und griechische Züge aufweisen, jedoch ihren ihnen eigenen Charakter nie verleugnen.

Viele chinesische Studenten, die im Auslande studiert haben, haben jedoch bei ihrer Rückkehr nach China es oft nicht verstanden, das Gelernte zu verwerten und es anderen zu übermitteln. Es gibt sogar solche, die trotz ihres großen theoretischen Wissens nicht mehr fähig sind, ein paar chinesische Zeichen auf die Tafel zu schreiben, um ihre Kenntnisse weitergeben zu können. Die Vermittlung einer Wissenschaft durch fremdsprachlichen Vortrag, bei dem die Schüler nur aus fremdsprachlichen Büchern lernen, kann natürlich niemals große Erfolge zeitigen. Vielmehr, im Gegenteil, wird dadurch nur ein Rangieren an zweiter Stelle erreicht. Außerdem probierte man in der Zeit des Aufbaus in den Schulen die verschiedensten Unterrichtssysteme aus, worunter die Schüler natürlich sehr zu leiden hatten.

Die chinesischen Pädagogen und besonders auch das Kulturministerium haben sich bemüht, diese Verhältnisse zu bessern und versucht, so bald wie möglich ein einheitliches System zu schaffen. Diesem liegt das Chinesentum an sich zugrunde, und es hat einen weiteren Aufbau durch die hinzugefügten fremdsprachlichen Gebiete erhalten. Man hat in der letzten Zeit sehr viel fremdländische Werke ins Chinesische übersetzt, um den Schülern den Inhalt leichter zugänglich zu machen, wodurch eine schnellere Weiterentwicklung erzielt wird.

Das ersehnte, einheitliche System des modernen Erziehungs- und Unterrichtswesens ist jetzt bereits fertiggestellt worden.

Volksschule

Als Grundschule gilt die allgemeine Volksschule, die sich in zwei Stufen, die Unter- und Oberstufe, gliedert. Die Unterstufe umfaßt vier, die Oberstufe zwei Unterrichtsjahre.

In entlegenen Dörfern gibt es die sogenannten einfachen Volksschulen, deren Lehrplan nicht so kompliziert aufgebaut ist, wie in den vorher erwähnten Volksschulen. Sie werden von Kindern besucht, denen die Möglichkeit fehlt, an dem Unterricht der allgemeinen Volksschulen teilzunehmen, was zum Teil durch Geldmangel, zum Teil auch durch die ungünstige Lage des Wohnsitzes bedingt sein kann. Auch ältere Kinder, die in der frühen Jugend keine Schule besucht haben, sollen sich in diesen Schulen an dem Unterricht beteiligen.

Jedes größere Dorf und jede Stadt besitzt eine oder mehrere Volksschulen, die entweder staatlich, städtisch, von der Gemeinde unterhalten oder private Anstalten sind. Die Zahl der staatlichen und städtischen Schulen hat sich in der letzten Zeit stark vermehrt, obwohl sie im Verhältnis zu der Größe des chinesischen Volkes noch immer zu gering ist. Sie beträgt heute etwa 300 000 — während im Jahre 1912 nur ca. 68 000 Volksschulen vorhanden waren, — ihre Anzahl hat sich also verdreifacht.

Die chinesische Regierung bemüht sich, besonders diese Volksschulen zu vermehren, so daß es in der nahen Zukunft bald kein Kind mehr geben wird, das die Möglichkeit des Schulunterrichts entbehren muß. In allerletzter Zeit wurden von vielen Gelehrten und Staatsmännern Vorschläge gemacht, die die Vermehrung der Volksschulen bezwecken.

Die Einrichtung einer größeren Anzahl von Anstalten innerhalb einer kurzen Zeit würde natürlich eine große Belastung für den Staat bedeuten. Auch die Suche nach geeigneten Plätzen für den Bau von Schulen und die Auswahl der Lehrkräfte sind mit großen Schwierigkeiten verbunden. Da die chinesischen Volksschulen nur mit einer geringen Anzahl von Schülern gefüllt sind, — durchschnittlich hat eine Volksschule nur 45 Schüler; jeder Lehrer hat nur ca. 19 Kinder zu unterrichten —, kann man die Lage dieser Verhältnisse nicht als günstig bezeichnen. Sie

龍性非凡性龍行無聲
 朝辭披素衣暮宿岩下
 鼻息吼去雷蹄聲裂雲瓦
 尾揮滄波黑汗染白雲
 雖有萬駿誰是敢騎者
 用唐元微之詩寫之 劉海樵

東乾之德
 具坤之性
 馳聘六合
 復於中正
 海東先生寫馬名圖
 為題十六字
 民國二十六年六月廿
 四日於南洋博物院
 之工室畫畢



龍騰如雲如霧
 里可橫行
 崇傳

Prof. Liu Hai Sou

Galoppierendes Pferd

Print

Print



丁巳秋
高公
作

Kao Chi Feng

Pfau

zeigen im Gegenteil eine sehr verschwenderische Wirtschaft, wie sie in keiner anderen Nation zu finden ist. Bezüglich dieser Situation wurde der Vorschlag gemacht, sogenannte Halbtagschulen einzurichten, in denen am Vor- und Nachmittag verschiedenen Gruppen von Kindern in den schon bestehenden Schulen Unterricht erteilt werden soll. Dadurch würde mit sofortiger Wirkung die Anzahl der Schulen verdoppelt werden, was sonst sicher mehrere Jahre beanspruchen würde.

Die Eltern schicken die Kinder zumeist mit vier Jahren in die Kindergärten, und diese beginnen dann gewöhnlich mit sechs oder sieben Jahren die Volksschule zu besuchen. Knaben und Mädchen werden in dieser Schule zusammen unterrichtet. Die Unterrichtsfächer in diesen Schulen sind folgende: die chinesische Sprache, Schreiben, Rechnen, Zeichnen, Gesang, Geographie, Geschichte und Turnen. In späteren Jahren werden auch höhere chinesische Literatur und eine Fremdsprache, meistens Englisch, gelehrt.

Täglich finden vier bis fünf Unterrichtsstunden statt. Am Nachmittag treffen sich die Kinder gewöhnlich noch zu einem gemeinsamen Spiel in der Schule.

Jede Schule besitzt eine kleine Bibliothek, die für Kinder geeignete Bücher enthält. Diese Bibliotheken werden von eigens dazu gewählten Schülern in Ordnung gehalten. In jeder Klasse werden zwei Ordner für ein Halbjahr gewählt, die als Vertreter der Klasse, ähnlich den Vertrauensschülern in den deutschen Schulen, in besondere Beziehung zu den Lehrern und den Schulleitern treten. Außerdem hat an jedem Tag ein anderer dazu bestimmter Schüler für die Ordnung in der Klasse zu sorgen, so z. B. die Fehlenden und die Verspätenden zu notieren, die Wandtafel abzuwischen, das Lehrmaterial für die einzelnen Stunden herbeizuschaffen usw.

In den modernen Schulen wird den Kindern auch schon Gelegenheit gegeben, den Staatsapparat kennenzulernen; sie bilden selbst ein Abbild der republikanischen Regierung, indem sie in der Schule einen kleinen Staat gründen. Es werden unter den Schülern ein Reichspräsident, Staatsräte und Abgeordnete gewählt und verschiedene Ministerien eingerichtet, die von den geeignetsten Schülern geleitet werden. Die Gemeinschaftsarbeit steht im Vordergrund. Es werden Versammlungen abgehalten, Vorträge, Theatervorführungen oder Familienabende veranstaltet oder Ausflüge unternommen. Das ganze Leben und Treiben

außerhalb des Schulunterrichts wird von den sogenannten Staatsbeamten bestimmt, die Lehrer werden gewöhnlich nur als Beiräte hinzugezogen.

Auf den Sportplätzen finden sich reichlich Geräte und andere sportliche Vorrichtungen, die die Schüler jederzeit für Leibesübungen benützen können. Oft werden Sportfeste und Kampfspiele veranstaltet.

Am Schuleingang, den Klassentüren und in den Schulklassen werden gewöhnlich Bilder von Weisen, großen Politikern und Wissenschaftlern, sowie moralische Sprüche angebracht, die auf die Schüler erzieherisch wirken sollen, so daß sie neben dem Unterricht gleichzeitig zu sittlich reifen Menschen erzogen werden.

Mittelschule

Nach diesen sechs Volksschuljahren erfolgt eine Abschlußprüfung, die den Übergang auf die Mittelschule ermöglicht, diese entspricht den höheren Schulen in Deutschland.

Die gewöhnliche Mittelschule teilt sich wieder in zwei Stufen, die Unter- und Oberstufe, von denen jede drei Jahre umfaßt. Diese Schule ist eine Vorbereitungsanstalt für das Studium an der Universität. Hier werden gelehrt: chinesische Literatur, Physik, Chemie, Biologie, Mathematik, Geschichte, Geographie, Englisch und als zweite Sprache entweder Deutsch oder Französisch, außerdem Gesang, Zeichnen und Turnen.

Mädchen und Knaben werden in der Mittelschulzeit getrennt unterrichtet. In den Mädchenschulen findet auch Unterricht in Handarbeit und Kochen statt. Die Mittelschulen sind gewöhnlich Internate, in denen die Schüler gleichzeitig essen und schlafen. Es sind meist staatliche oder städtische Anstalten. Für Wohnung und Unterricht haben die Schüler nur eine geringe Geldsumme zu entrichten. Gegessen wird in einem gemeinsamen Speisesaal. Vertreter der einzelnen Klassen kontrollieren in der Küche die Zubereitung des Essens und bestimmen auch den Speisezettel. Diese Vertreter werden alle zwei Wochen gewechselt, und durch den Wetteifer der einzelnen bei der Zusammenstellung des Speisezettels wird ein besonders gutes und billiges Essen erzielt. Für seine Beköstigung hat jeder Schüler am Anfang des Semesters eine bestimmte Summe einzuzahlen, und was am Ende desselben davon nicht verbraucht worden ist, erhält er zurück und verwendet dieses gewöhnlich für die Nachhausefahrt.

In einem Zimmer schlafen gewöhnlich vier Schüler. Darin haben sie auch ihre Schränke, Bücher und alle Gebrauchsgegenstände. Der Schuldiener räumt das Zimmer auf. Zum Waschen müssen sie in die Baderäume gehen. Dort können sie nach Belieben baden oder duschen, ohne etwas dafür bezahlen zu müssen. In dieser Badeanstalt erhält jeder Schüler einen Sack, in den er die gebrauchte Wäsche stecken kann, die dann für wenig Geld dort gewaschen wird.

Sehr beliebt und gut besucht ist der Konsumverein, der von den Schülern selbst gebildet wird. Dieser unterhält im Schulgebäude einen Laden für Eßwaren und Gegenstände des täglichen Bedarfs. Alkoholische Getränke und Rauchwaren sind jedoch vom Verkauf ausgeschlossen; diese sind den Schülern überhaupt verboten. Sehr oft werden Ausflüge gemacht, und alle Schüler sind verpflichtet, sich daran zu beteiligen. Sie machen sehr gern diese Ausflüge mit, da diese größtenteils ins Gebirge gehen, wo sie gewöhnlich ihren Aufenthalt in dauistischen oder buddhistischen Klöstern nehmen, die ihnen allen freie Unterkunft und Verpflegung gewähren. Das Gemeinschaftsbewußtsein der Schüler einer Schule ist ein sehr starkes, sie halten alle sehr fest zusammen. Es werden auch innerhalb einer Schule Vereine und Klubs gegründet, in denen die Interessenten sich treffen und an der gemeinsamen Erforschung eines Gebietes arbeiten. Sie bilden also eine Art von Arbeitsgemeinschaft. Häufig werden sogar kleine Zeitschriften oder Nachrichtenblätter herausgegeben.

Diese Schulzeit ist für die Schüler eine sehr interessante, lehrreiche und wertvolle Zeit, da sie neben dem Unterricht durch das tägliche Zusammenleben mit den Kameraden meist Gesinnungsfreunde finden und sich ihr Leben dadurch sehr schön gestaltet.

Eine besonders große Rolle spielt der Sport. Die Schüler der ganzen Anstalt wählen eine Sportabteilung, die den Sportbetrieb in der ganzen Schule leitet. Jeden Tag gibt es Kampfspiele zwischen mehreren Klassen, und an Sonn- und Feiertagen finden Wettspiele zwischen verschiedenen Schulen statt. Auch die Mädchen beteiligen sich an allen körperlichen Übungen und jeder Art von Sport.

Früher gab es in der Mittelschule für Knaben eine militärische Ausbildung. China hatte dann aber mit dem Abrüstungsgedanken, den andere Nationen seit der Beendigung des Welt-

krieges nur im Munde führen, wirklich Ernst gemacht und die militärische Ausbildung in seinen Schulen freiwillig abgeschafft. Man versucht jetzt allerdings wieder die militärische Ausbildung einzuführen. Das zu beanspruchen, hat China wohl als unterdrücktes Land das Recht. Wieviel Länder gibt es heute auf der Erde, die die militärische Ausbildung nie abgeschafft haben, sondern sie weiter, im Gegenteil, wie es wohl bekannt ist, nicht nur an den Schülern, sondern auch an den Schülerinnen, sogar den kleineren Kindern vornehmen. Sollte das Erziehungswesen im allgemeinen eine Weiterentwicklung erfahren, so wäre doch zu wünschen, daß gerade in dieser Hinsicht ein Rückgang eintreten möchte.

Neben diesen gewöhnlichen Mittelschulen, die der Vorbereitung für das Universitätsstudium dienen, gibt es auch Mittelschulen für die Volksschullehrerausbildung, außerdem die Berufsmittelschulen, die Vorbereitungsanstalten für alle praktischen Berufe sind, wie für das Kaufmannswesen, den Seiden- und Teebau, die Fischerei, das Landwirtschaftswesen, die Technik usw. Die Zahl der Mittelschulen beträgt mehr als 3000, die für China eigentlich für die Jetztzeit als zu hoch bezeichnet werden kann, jedoch nicht proportionell der Bevölkerungszahl, sondern gegenüber der Anzahl der Hochschulen. Im Jahre 1934 verließen ungefähr 56 000 Schüler die Unterstufen der Mittelschulen und ungefähr 7 000 die Oberstufen. Von diesen konnten natürlich nicht alle die Oberstufen bzw. die Universitäten besuchen. Besonders für die letzteren ist es sehr schwer, einen Beruf zu finden, da sie doch lediglich eine Vorbereitung für die Universität genossen haben. Die Schüler, die von den Berufsschulen kommen und sofort ihre Berufe ergreifen können, bilden nur ein Zehntel der gesamten Anzahl der Schüler, die überhaupt die Schulen verlassen haben. Für die chinesische Regierung ist dieses Arbeitsbeschaffungsproblem sehr schwierig zu lösen; sie ist jetzt einerseits bemüht, einen Teil der gewöhnlichen Schulen in Berufsschulen zu verwandeln und andererseits mehr Hochschulen zu gründen.

Hochschule

Das Hochschulproblem bildet den Mittelpunkt des chinesischen Unterrichtswesens. Die Entwicklung des Hochschulwesens ist gegenüber dem der anderen Schulen am raschesten und weitesten fortgeschritten. Der Statistik nach gab es im Jahre 1911

nur 4 Universitäten mit 481 Studierenden, während es im Jahre 1933 ungefähr 120 Hochschulen mit gegen 50 000 Besuchern gab.

Der Zuwachs der Studentenzahl ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß erstens die Studiengelder im Verhältnis sehr gering geworden sind, und zweitens, jeder Willige dort studieren kann. Dazu gibt es auch viele verschiedene Kurse in den Universitäten, die von den im Berufe stehenden Personen besucht werden können.

Das Universitätsleben ist ein ähnliches wie das der Mittelschulen. Die Professoren haben eine große Autorität und eine unantastbare Stellung. Es existieren mehrere Studentenorganisationen, die die Aufgabe haben, das Gemeinschaftsleben der jungen Akademiker zu fördern. Diese besitzen aber nicht die geringste Macht, sich in die Universitätsverwaltung einzumischen.

Der Aufschwung der Universitäten ist ganz gewaltig und in keiner anderen Nation im gleichen Maße zu verzeichnen. Die Zahl der Studenten ist jedoch nicht so ungeheuerlich im Verhältnis zu der ganzen Bevölkerung Chinas und im Vergleich zu anderen Ländern, doch macht sich dieser starke Zuwachs schon in den entsprechenden, in nicht genügender Anzahl vorhandenen Berufen bemerkbar. So werden die Stimmen immer lauter, die eine Vereinigung der kleinen Universitäten und eine Sperrung der philosophischen und rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten verlangen und an Stelle deren technische, medizinische und landwirtschaftliche Hochschulen fordern, die mehr zu den fehlenden, praktischen Berufen führen, damit die Arbeitslosigkeit der Studenten möglichst behoben werde. Das wäre aber nicht ganz richtig. Es ist weit besser für ein Land mehr gebildete Arbeitslose zu haben als ungebildete arbeitslose Massen, da die Intelligenz immer Wege aus einem Unglück findet und dem Staat mehr Dienst leisten kann.

Es gibt unter den 50 000 Studierenden nur ein Viertel, die sich dem Studium der Technik, Medizin, Landwirtschaft, Chemie und Physik widmen, während die anderen drei Viertel Literatur, Rechts- und Staatswissenschaften, Pädagogik und die schönen Künste studieren. Außerdem sind die praktischen Versuchsanstalten nicht dem Bedürfnis entsprechend ausgestattet, was natürlich auch ein Hindernis für die Weiterentwicklung der praktischen Fächer bedeutet. Im Jahre 1934 zeigte sich allerdings

schon, daß weit mehr Immatrikulationen an den technischen, landwirtschaftlichen und medizinischen Fakultäten stattfanden als an den übrigen.

Im Augenblick ist die Lage Chinas zwar so, daß praktische Arbeiter mehr gebraucht werden, als für ausgesprochen theoretische Berufe ausgebildete Akademiker. Bei der einseitigen Ausbildung von nur praktischen Arbeitern würde sich jedoch nach einiger Zeit ein Mangel an rein geistigen Arbeitern bemerkbar machen und sehr zum Schaden des Reiches sein, besonders, da China jetzt an seinem Aufbau arbeitet. In keiner anderen Nation wird nur eine Mindestzahl von Rechts- und Staatswissenschaftlern, Philologen, Naturwissenschaftlern usw. herangebildet, da sonst der absolute Wert der Leistungskraft eines Volkes in dieser Hinsicht stark herabgesetzt werden würde. Nur eine mögliche Auswahl läßt Kräfte an die leitenden und ausführenden Plätze kommen, die wirklich Vollwertiges leisten und dadurch dem Staat in höchstem Maße dienlich sind. Diese ist darum auch durchaus nicht zu unterschätzen, da der Bildungsgrad eines Volkes durch den Zuwachs an Studierenden steigt; und damit das geistige Kulturniveau eines ganzen Volkes um ein bedeutendes gehoben wird. Das Ideal des Studiums ist nicht Stellenerwerb; darum soll die erstrebte geistige Bildung kein bloßes Mittel zur Erlangung eines Berufes sein oder nur zu Berufszwecken verwertet werden. Wertvoller ist sicher, daß man außer seiner Berufsausbildung und seiner Tätigkeit in seinem Fach seine geistige Bildung dazu benützt, eine Weiterentwicklung und Förderung auch der rein praktischen Unternehmungen zu unterstützen und hierzu kommt, wie schon einmal betont wurde, die Hebung der geistigen Fähigkeiten überhaupt.

Besonders zu bedauern ist, daß die Schulen in den nordöstlichen Provinzen Chinas, die zuvor in hoher Blüte standen, nach der japanischen Besetzung, wie die folgende Tabelle zeigt, ihre Zahl sehr verringert haben:

Provinz:	Gesamtzahl der Schulen:	geöffnet:	geschlossen:
Liaoning (Mukden)	10,350	6,885	3,465
Kirin	1,286	449	837
Heilungschiang	601	432	169
Jehol	278	38	240

(Die Zahlen sind der Denkschrift „Wie sieht ‚Mandschukuo‘ aus?“, entnommen).

Zum besonderen Studium schickt die Regierung auf ihre eigenen Kosten Studenten ins Ausland, größtenteils nach Europa, damit sie an den dortigen Universitäten ihre Kenntnisse möglichst erweitern und vertiefen. Außer diesen, die auf Staatskosten verschickt werden, studieren auch sehr viele junge Chinesen im Ausland, deren Finanzlage es gestattet, und die besonders großes Interesse für ihre Weiterbildung haben.

In den letzten Jahrzehnten ging ein besonders großer Strom von Studenten an die amerikanischen Universitäten. Es hat sich jedoch gezeigt, daß der amerikanische Einfluß insofern nachteilig auf die chinesischen Studenten gewirkt hat, als das chinesische Reich keine so großen Geldmittel zur Verfügung hat wie Amerika. Weit günstiger ist es für China, Deutschland als Vorbild zu wählen, hauptsächlich betreffs der Erziehungsweise und der Unterrichtsmethoden, da die Finanzlage beider Länder nicht allen Bedürfnissen entspricht und China eine gründliche Erziehung, wie sie in Deutschland besteht, für seinen Aufbau notwendig braucht.

Tungchi-Universität

Unter vielen anderen modernen chinesischen Universitäten, wie die Zentral-, Sun Yat Sen-, Tsi Nan-, Peiping- Tsinghua- und Tungpei-Universität (die letzte hatte ihren Sitz in Mukden und ist seit der japanischen Besetzung geschlossen worden; ihr jetziges Dasein führt sie in Peiping), verdient die Tungchi-Universität besondere Erwähnung, die Deutschland großen Dank für seine ständige freundliche Hilfe schuldet. Hier sei über sie ein kurzer Ueberblick, von einem der besten Kenner dieser Universität, Herrn Dr. Linde, angeführt:

„Schon bald nach der Jahrhundertwende, als China begann, sich mehr und mehr ausländischen Einflüssen zu erschließen, traten in Schanghai angesehene Deutsche zusammen, um die Frage der Errichtung einer ‚Deutschen Medizinschule für Chinesen‘ zu erörtern. Die ersten Beratungen förderten schon in kurzer Zeit ganz bestimmte und positive Pläne zutage, die nach Deutschland übermittelt wurden und hier ein lautes Echo fanden. Deutsche Medizinische Fakultäten, hervorragende deutsche Professoren, deutsche Fabriken medizinischer Apparate und Instrumente, deutsche Lehrmittelhandlungen usw., sie alle stellten sich in den Dienst der Idee der Schaffung einer Medizinischen Fachschule in Schanghai. Nachdem sie 1907 entstanden

und aus kleinsten Anfängen heraus sich ständig erfreulich gut weiter entwickelte, wurde sie ergänzt durch die ‚Deutsche Ingenieurschule für Chinesen‘, um die sich vor allen Dingen der im Oktober 1927 verstorbene Professor Dr. Berrens verdient gemacht hat.

Als Unterbau für diese beiden Fachschulen war eine Mittelschule (Oberrealschule) geschaffen worden, an der vor allem neben den Realfächern die deutsche Sprache gelehrt wurde.

Zufällige Umstände hatten dazu geführt, daß der Hauptteil der Lehranstalt auf dem Gebiet der französischen Niederlassung von Schanghai lag. Das hatte zur Folge, daß im weiteren Verlauf des Weltkrieges (März 1917) die Schulanlage von französischen Polizeitruppen besetzt wurde. Damit war die Fortsetzung des Lehrbetriebes unmöglich gemacht worden. Er wurde jedoch behelfsmäßig in leerstehenden Räumen in Woosung, eine halbe Stunde von Schanghai entfernt, mit chinesischer Hilfe wieder aufgenommen. Für Deutschland endgültig verloren war die Deutsche Medizin- und Ingenieurschule nebst all ihren Anlagen und Einrichtungen durch das Diktat von Versailles (Artikel 134), das Deutschland zwang, die in der besten Absicht und aus Freundschaft für China geschaffene Lehranstalt abzutreten.

Die heutige Tungchi-Universität ist eine Staatliche chinesische Lehranstalt, die unter weitgehender deutscher Mitwirkung in den Jahren 1921 bis 1924 aufgebaut wurde. Am 20. Mai 1924 erfolgte unter größter Teilnahme chinesischer und deutscher Kreise ihre feierliche Eröffnung. In den seit jenem Tage verflossenen 11 Jahren ist man auf chinesischer, sowohl wie deutscher Seite eifrig bemüht gewesen, das große Kulturzentrum durch Errichtung neuer Lehrstühle und durch die Schaffung neuer Institute und Einrichtungen zu erweitern. Ein harter Schlag traf die Tungchi-Universität im Frühjahr 1932 gelegentlich der japanisch-chinesischen Kämpfe um Schanghai. Aber auch die damals eingetretenen schweren Schäden an Gebäuden, Lehrmaterial usw. haben inzwischen beseitigt werden können. Neue Institute sind noch bis in die jüngste Zeit hinein geschaffen worden (es braucht nur an das in diesem Jahre in Angriff genommene Materialprüfungslaboratorium erinnert zu werden), und weitere wissenschaftliche Einrichtungen sind für die Zukunft geplant.



Yen Li Fae
Betrachtung eines Monumentes



Hsiang Yang
Blumen und Fische



Im Sommer

Kon Mon Ti

Die Magnolie

Aus der Tungchi-Universität sind bisher bereits bedeutende chinesische Männer hervorgegangen, die in den verschiedensten Stellungen und auf verantwortungsvollen Posten ihrem Vaterlande wertvolle Dienste geleistet haben. Es kann nur gehofft werden, daß die Tungchi-Universität auch weiterhin dem großen chinesischen Reiche Männer zuführt — ausgezeichnet durch ein ebenso reiches Wissen wie Können — die ihre ganze Kraft einzusetzen willens sind für die Durchführung der Aufbaupläne des chinesischen Volkes und seiner Regierung.“

Auch die Auslandschinesen haben überall an ihren Wohnsitzen chinesische Schulen gegründet. Besonders bemerkenswert ist die jetzige Anlage einer chinesischen Schule in London, in der den eigenen Kindern, die sonst ganz fremdländisch erzogen, die Kenntnisse der chinesischen Sprache und Schrift vermitteln werden. Die zu verzeichnenden Fortschritte sind sehr groß; innerhalb einiger Monate waren die Kinder schon befähigt, die Rede des chinesischen Botschafters in England zu verstehen, obwohl sie ehemals nur englisch gesprochen hatten.

In der letzten Zeit fand ein regelmäßiger Professoren- und Studentenaustausch zwischen China und dem Auslande statt. Der studentische Austausch, den das chinesische Kulturministerium im Auftrage der Regierung seit Jahren mit allen Kulturstaaten pflegt, ist nunmehr auch auf Deutschland ausgedehnt worden. Drei deutsche Austauschstudenten werden in diesem Jahre von dem Deutschen Akademischen Austauschdienst an die Tsinghua-Universität in Peiping entsandt, und nach dem Prinzip der Gegenseitigkeit sollen zum Beginn des neuen Semesters Studenten der Tsinghua-Universität als Gäste des Austauschdienstes nach Deutschland kommen, um ihre wissenschaftlichen Studien fortzusetzen.

Die größte Austauschzentrale für chinesische und abendländische Kultur in Europa ist die Bibliothèque Sino-Internationale in Genf.

Im August des Jahres 1933 wurde diese Bibliothek in Genf gegründet, die eine nicht unerhebliche Rolle im geistigen Leben Europas zu spielen berufen ist und der die mühevollen, aber umso verdienstlichere Aufgabe zukommt, das Abendland mit der chinesischen Kultur vertraut zu machen und auf diese Weise

zur Annäherung zweier großer Rassen, somit zu deren friedlichem Zusammenwirken, beizutragen. —

An und für sich ist im Westen an chinesischen Büchern kein Mangel und für den Bedarf der Fachgelehrten, der Sinologen, ist einigermaßen vorgesorgt. Indessen gibt es nirgends eine vollständige chinesische Bibliothek, die einen ausreichenden Überblick der Gesamtkultur Chinas zu bieten vermöchte.

Was bisher am meisten fehlte, war eine Zentralauskunfts- und Austauschstelle, die gleichzeitig als Leihbibliothek fungierend, nicht nur dem Sinologen die unumgänglich nötigen wissenschaftlichen Belege liefert, sondern, darüber hinaus, einerseits jedem wißbegierigen Abendländer die Werke der chinesischen Wissenschaft, Literatur und Kunst näherbringt und jedem am gewaltigen Werk des chinesischen Wiederaufbaus Interessierten das gesamte, sich auf alle Gebiete dahingehender Betätigung erstreckende Material zur Verfügung stellt, andererseits, den Europa zu Studienzwecken besuchenden Chinesen mit allen erstklassigen oder sonstwie repräsentativen Werken des Westens schnell und sicher vertraut zu machen vermag, ein kleines China für Europa und ein Résumé Europas für den Chinesen.

Dr. Hu, dem ehemaligen Direktor der Außenabteilung der Nationalakademie von Peiping, dem langjährigen Vorsitzenden der Vereinigung chinesischer Akademiker Deutschlands gebührt das Verdienst der Initiative zu diesem Plane, den er auf Grund seiner genauen Kenntnisse der Bedürfnisse der Intellektuellen beider Rassen faßte. Als er ihn dem ehemaligen Gesandten Chinas in Berlin, General Tsiang Tso Ping, auseinandersetzte, fand er bei diesem sogleich vollstes Verständnis und war so glücklich, alsbald auf die begeisterte Mitwirkung geistig und gesellschaftlich hochstehender patriotischer Chinesen zählen dürfen. Professor Li Yu Ying, Mitglied des chinesischen Exekutivausschusses, Präsident der Nationalakademie von Peiping, der verdienstvolle Begründer des Institut Franco-Chinois in Lyon, welcher sich schon seit langem mit dem Gedanken trug, der chinesischen Kultur auf europäischem Boden ein würdiges Heim zu bereiten, weilte damals gerade in Berlin, setzte sich mit Professor Wu Tsu Fe, dem ausgezeichneten Philosophen und Reformator, in Verbindung und nahm die Unterstützung des Werkes sogleich in Angriff.

Als die führenden Männer der Aufbaupartei, der Kuo Min Tang, Marschall Chiang Kai Schek, Ministerpräsident Wang Tsing Wei, Sun Fo, Präsident des gesetzgebenden Yüan, der Vizekanzler und Vorsitzende des Wirtschaftsrats Song Te Wen, Unterrichtsminister Wang Shi Chieh, Finanzminister H. H. Kung, Präsident der Zentralakademie von Nanking Tsai Yüan Pei, Tschang Tsing Kiang, Gouverneur der Provinz Che-Kiang, Wo Teh Tscheng, Oberbürgermeister von Shanghai, ferner Chang Kung Ch'üan, der Direktor der Bank von China, und Chou Tso Min, Direktor der chinesischen Kontinentalbank — um nur einige zu nennen — freudig zustimmend antworteten und ihre finanzielle Beihilfe anboten, war das Gelingen des Projektes gesichert.

Was diesem nun seinen besonderen Wert verleiht, ist der Umstand, daß die Gründung der Bibliothèque Sino-Internationale keineswegs als ein in sich beruhendes Unternehmen und noch viel weniger als Abschluß einer Entwicklung gedacht ist, sondern vielmehr den Anfang in der Ausführung eines großangelegten, bis in die geringsten Einzelheiten ausgearbeiteten Plans, der den intensivsten Kulturaustausch der beiden Welten zum Ziele hat, bedeutet.

Das Institut, das, wie erwähnt, durchaus nicht als Bibliothek in engem Wortsinn gedacht ist, entwickelt sich zu einem gesellschaftlichen Sammelplatz, einem Zentrum der Studien und der Forschung. Im Herbst 1934 hat es Sprachkurse eingerichtet und es ist erfreulich festzustellen, ein wie lebhaftes Interesse in manchen geistig hochstehenden Kreisen Genfs, der chinesischen Sprache entgegengebracht wird. Durch einen in unmittelbarer Zukunft einsetzenden Vortragszyklus über Probleme der Sino-logie im Besonderen und Chinas im Allgemeinen, wird sich die Verbindung zwischen diesen Kreisen und der Bibliothek hoffentlich noch enger gestalten.

Zwei Jahre sind ein kurzer Zeitraum, dennoch hat er der Bibliothèque Sino-Internationale genügt, um auf eine überaus rege Tätigkeit im Interesse der Kulturpropaganda zurückblicken zu dürfen. Zu dieser gehört in erster Linie die Veranstaltung von Ausstellungen. Schon im Juli 1934 hat eine solche kleineren Umfangs in ihren Räumen stattgefunden (Kunstwerke aller Art, wie Malereien, Zeichnungen, Trachten, Stickereien, seltene, kostbare Bücher und Manuskripte, Steininschriften usw. wurden gezeigt).

An der Ausstellung moderner chinesischer Kunst, die das kunsthistorische Museum Genf im gleichen Monat veranstaltete, hat das Institut mit Rat und Tat mitgewirkt. Seine größte Leistung auf dem Gebiet des Ausstellungswesens war bisher die große Kunstschau im Genfer Kursaal (12. Sept. bis 11. Okt. 1934), die einen umfassenden Überblick über die Kunstentwicklung aller Epochen gewährte und aus allem möglichen Material (Bronze, Kristall, Glas, Holz, Elfenbein, Stein . . .) gefertigte Objekte sehen ließ. Zahlreiche Besucher fanden sich ein und die Kritik äußerte sich in günstigem Sinne.

Im April d. Js. vermochte die Bibliothek mit einem von ihr sorgfältig zusammengestellten Material eine Ausstellung chinesischer Kinderzeichnungen und Malereien zu bieten, die weithin Interesse erregte und besonders in pädagogischen Kreisen größte Beachtung fand. Das Züricher Pestalozzianum übernahm hierauf die Bilder und stellte sie seinerseits aus. Sie werden auch in Berlin und Lyon gezeigt werden. Eine Ausstellung chinesischer Landschaften und Architekturen ist in Vorbereitung.

Anlässlich der Gedächtnisstage großer Männer Chinas, wie des Konfuzius und des Dr. Sun Yat Sen's werden Spezialausstellungen ihrer und der auf sie bezüglichen Werke, Manuskripte, Erinnerungsobjekte usw. veranstaltet.

Ein Museum ist der Bibliothek angeschlossen. In diesem u. a. viele Abdrücke aus dem Palastmuseum in Peiping. Dort befinden sich unter anderem 37 chinesische Meisterwerke der Malerei, die aus der berühmten Von der Heyt'schen Sammlung stammen und dank der Großherzigkeit des angesehenen Sammlers eine dauernde Leihgabe darstellen.

Die rasche Entwicklung des Institutes hat es mit sich gebracht, daß es schon im Sommer 1934 seinen ursprünglichen Sitz, rte de Florissant 5 verließ und das geräumige, herrlich am Seeufer gelegene parkumgebene Schloß Montalégre (rte de Vézenaz), bezog, — ein ruhigem Denken, emsigem Studium günstigerer Ort läßt sich kaum denken. Sinologische Kongresse werden hier willkommen sein. Die Institutsleitung legt den größten Wert darauf, daß intellektuellen Kreisen möglichst oft Gelegenheit geboten wird, miteinander in Berührung zu treten und erachtet es als ihre Pflicht, an internationalen Kongressen kulturellen Charakters teilzunehmen. So war die Bibliothek schon bei zwei

Kongressen der Bibliothekare in Madrid (1934, 1935), ferner beim Freiburger Kongreß zur Förderung begabter Studierender (April 1935), beim Congrès International Technique et Chimique des Industries Agricoles (Brüssel, Juni d. Js.) und bei der Tagung des Verbandes Orientalischer Studenten, in Ortisei, Italien (4. bis 9. August d. Js.) vertreten.

Mit ganz besonderem Nachdrucke arbeitet die Bibliothèque Sino-Internationale auf publizistischem Gebiete. Nicht nur hat sie eine eigene Druckerei chinesischer Schriftzeichen eingerichtet und gibt eine Schriftenreihe von neuen Werken, die China betreffen, heraus. (Daß sie es als eine Hauptaufgabe ansieht, sämtliche Dissertationen chinesischer Studenten und andere, welche in irgendeiner Hinsicht China zum Gegenstande haben, zusammenzutragen, mag hier Erwähnung finden). Sie redigiert und publiziert außerdem zwei illustrierte, dreisprachige (deutsch, englisch, französisch) Monatszeitschriften. 1. seit August 1934 *Orient et Occident*; diese Schrift wendet sich nicht allein an Sinologen, sondern an alle an der Geschichte, der Kultur und dem Wiederaufbau Chinas Interessierten, behandelt Themen wissenschaftlicher, künstlerischer und wirtschaftlicher Art und steht der Diskussion aller Probleme, welche die Beziehungen Chinas mit dem Abendlande zum Gegenstande haben, offen. 2. seit August 1935 *C. I. (China Illustriert)* das, in der Art der verschiedenen abendländischen Illustrierten gehalten, in volkstümlicher Weise geschrieben, für weitere Schichten des Publikums bestimmt ist und sich bemüht, diesen ein lebendiges Bild chinesischer Wirklichkeit und chinesischer Eigenart zu vermitteln.

Die Bibliothèque Sino-Internationale glaubt die berechtigte Erwartung hegen zu dürfen, daß ihre uneigennütigen Bestrebungen allmählich die Unterstützung aller der Verständigung unter den Völkern holden Kulturfreunde finden, und diese besonders durch Werbung für die von ihr herausgegebenen Publikationen zum Ausdruck kommen wird.

Die höchste wissenschaftliche Zentrale in China ist die „Academia Sinica“ in Nanking, deren Präsidium der bekannte Gelehrte Tsai Yüan Pei führt. Diese Akademie ist in mehrere Sektionen zur Bearbeitung der speziellen Fachgebiete eingeteilt. Ihr Arbeitsbereich hat sich ständig in raschster Weise vergrößert.

Bürgerschule

Eine besondere Art von Schulen, die in China in Verbindung mit der nationalen Erhebung gegründet worden sind und an Zahl immer mehr zunehmen, sind die sogenannten Bürgerschulen. Es sind Anstalten, in denen Erwachsene mit unzureichender Bildung und vor allem Analphabeten unterrichtet werden. Hier werden leichtere Lektüren durchgearbeitet und die aktuellen nationalen Probleme erörtert. Das Erlernen des Lesens und Schreibens der chinesischen Schrift steht im Vordergrund, und außerdem wird eine Orientierung der politischen Lage und Verhältnisse angestrebt.

Viele Fabriken, große Warenhäuser und auch politische Organisationen bemühen sich nach Möglichkeit, Bürgerschulen einzurichten, um ihre Angestellten bzw. Mitglieder, soweit es in ihren Kräften steht, auch geistig auszubilden und zu fördern. Viele vermögende Leute stiften zu diesem Zweck große Geldsummen, um den Nichtbemittelten eine geistige Ausbildung zu ermöglichen und überhaupt dazu beizutragen, die Anzahl der völlig Ungebildeten herabzusetzen. In ganz kurzer Zeit sind in China mehr als 40 000 dieser Schulen entstanden, und es ist zu hoffen, daß es nach dem Verlauf einiger Jahre in China keine Analphabeten mehr geben wird.

Um die schnellere Durchführung zur Beseitigung der Analphabeten ist man sehr bemüht. Es soll, wie berichtet, ein kleines Lehrbuch mit einer Anzahl von notwendigen chinesischen Zeichen ausgearbeitet und verteilt werden. Analphabeten müssen dieses Buch bis zu einem festgesetzten Termin auswendig lernen. Jeder Polizist kann den einzelnen Bürger anhalten und nach einem beliebigen, in diesem Buch enthaltenen Zeichen fragen. Wer es nicht kennt, muß als Strafe eine Geldsumme entrichten.

Ein besonders großes Verdienst erwerben sich die Studenten und Schüler der höheren Anstalten, die, insbesondere in Dörfern, während der Ferien mit den Bauern Diskussionen über aktuelle Themen veranstalten, sie im Lesen und Schreiben unterrichten und durch Theater- und Kinovorführungen ihnen nicht nur Unterhaltung bieten, sondern ihnen auf diese Weise auch viel Lernenswertes vermitteln. Dies soll vor allem bezwecken, daß auch der in der Landwirtschaft beschäftigte Teil der chinesischen Bevölkerung, der achtzig Prozent der gesamten Bevölkerung aus-

macht und bis dahin wenig Interessen außer seiner Berufstätigkeit kannte, nicht nur praktisch, sondern auch geistig, politisch und wirtschaftlich ausgebildet wird.

Schrift und Sprache

Diese allgemeine Volksbildung wird hauptsächlich dadurch erschwert, daß man in China nicht so schreiben kann, wie man spricht. Die sogenannte Schriftsprache enthält viele Zeichen und Ausdrücke, die heute nicht nur nicht mehr gebraucht werden, sondern fast unverständlich sind.

Als erster sah Professor Hu Shi, ein moderner chinesischer Gelehrter, die Notwendigkeit, das alte System zu beseitigen und führte eine Bewegung, die die Schriftsprache durch die Umgangssprache ersetzte. Er und die Anhänger seiner Idee verfaßten Bücher und schrieben Gedichte in der neugeschaffenen Umgangssprache, die durch die Interpunktion sehr leicht verständlich wurde. Alte Gedichte, Aufsätze, philosophische Werke und klassische Literatur wurden in der neuen Umgangssprache kommentiert.

Da dieses System, trotz der starken Opposition konservativer Kreise, sich als nützlich, praktisch und leicht erlernbar erwies, gewann es bald einen großen Einfluß. Allerdings verlor es wieder in der letzten Zeit etwas von seinem Ansehen, und die Schriftsprache spielt nun wieder eine erheblichere Rolle, da sie in ihrem Aufbau besonders schön, sinnvoll und für die Dichtung sowie für die in weitesten Kreisen beliebte Prosaliteratur sehr geeignet ist.

In der allerneuesten Zeit begann die Bewegung der Großen-Masse-Sprache. Diese will die einfachsten Redensarten erfassen, die überhaupt gesprochen werden. Auch Wörter, die man sonst im Schriftverkehr nicht anwendet, sollen danach gepflegt werden.

Ein wichtiges Moment muß bei der Vereinfachung und Vereinheitlichung der chinesischen Schrift und Sprache berücksichtigt werden. In den verschiedenen Gebietsteilen werden nämlich eine unzählige Menge von Dialekten gesprochen, die natürlich einen systematischen Unterricht sehr erschweren, und demzufolge ist eine Verständigung oft nur schriftlich möglich. Hierzu kommt noch die Schwierigkeit, daß die große Menge der chine-

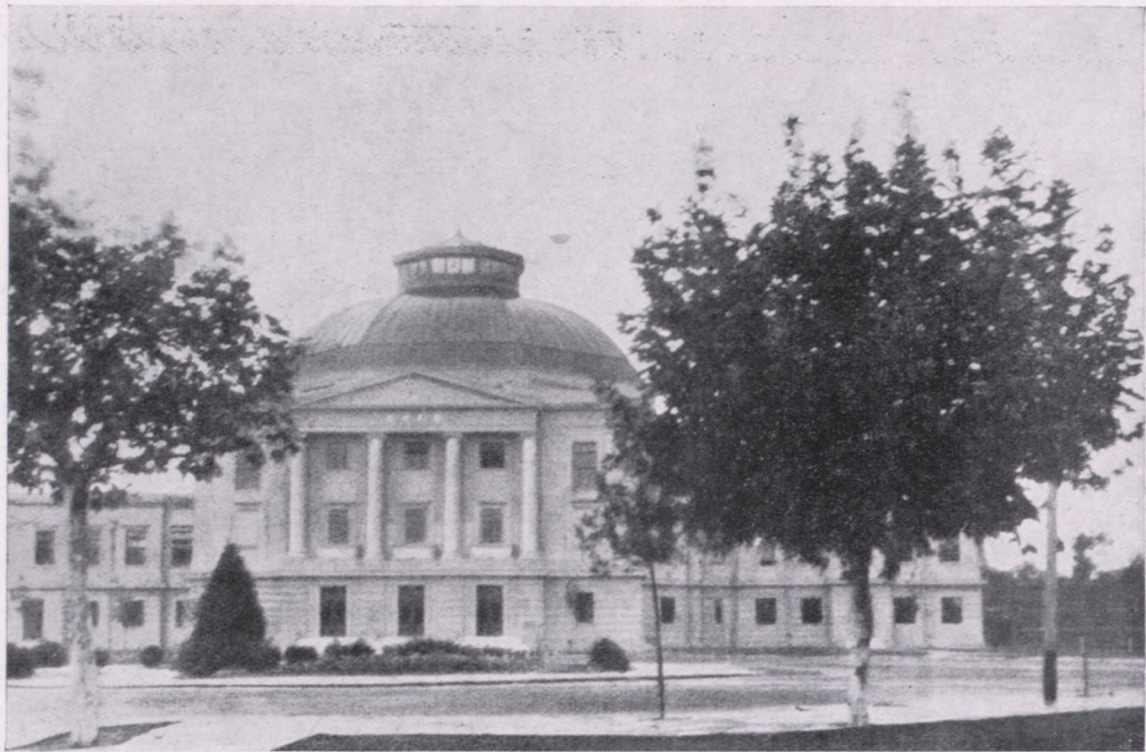
sischen Schriftzeichen, die mehrere tausend beträgt, auswendig gelernt werden muß, und diese in ihrer Schreibweise auch zum Teil sehr kompliziert gestaltet sind.

Wie es bekannt ist, kennt der Chinese nicht Zeichen für einzelne Laute, wie sie in den Buchstaben der abendländischen Schriftsysteme vorliegen, sondern in China dient jedes Schriftzeichen zur Wiedergabe eines ganzen Wortes; sie sind Ideogramme und entsprechen unmittelbar den Begriffen, die durch die bezeichneten Worte ausgedrückt werden. Soll man den Begriff verstehen, so muß man das für ihn bestehende Zeichen kennen. Da dieses Zeichen die Phonetik des Wortes nicht sofort erkennen läßt, so ist eine Aussprache des nichtgelernten Zeichens unmöglich. Hierzu kommen wie schon erwähnt, die unzähligen Dialekte. Dies alles bildet natürlich ein großes Hindernis für die Entwicklung der allgemeinen Bildung. Um die Dialekte zu beseitigen und eine einheitliche Aussprache zu schaffen, ließ das Kulturministerium im Jahre 1913 eine Kommission bilden, die die Aufgabe hatte, ein phonetisches Zeichensystem aufzustellen. Dieses umfaßt 16 Vokale und 24 Konsonanten, mit mit deren Hilfe man nun imstande ist, jedes chinesische Zeichen auszusprechen. Die praktische Anwendung geschieht in folgender Weise: Jedes Schriftzeichen wird auf seine Aussprache hin gebrüpf und diese dann genau nach dem Peiping Dialekt mit dem neuen phonetischen Zeichen fixiert.

Dieses System wurde in ganz China mit Begeisterung aufgenommen und in allen Schulen durchgeführt, damit die Schüler ferner nur nach diesem System die Aussprache der chinesischen Zeichen lernen, und auf diese Weise allmählich eine einheitliche Sprache im ganzen Reich erzielt wird.

Um die Erlernung dieses Systems zu erleichtern, faßte man vor ganz kurzer Zeit den Plan, in Büchern für Volks- und Bürgerschulen und auch in Zeitschriften die phonetischen Zeichen gleich neben die Schriftzeichen zu drucken, so daß man beim Sehen dieser Zeichen, sofort die danebenstehende Aussprache des Wortes kennen lernt, und dasselbe durch häufigen Gebrauch in den Sprachschatz des einzelnen übergeht.

Bei der Herstellung der Lettern soll fortan das Schriftzeichen gleich mit dem phonetischen Zeichen zusammengeworfen werden. Der bis dahin quadratische Raum eines Schriftzeichens soll in



Die Nationale Zentraluniversität



Die Bibliothek der Nationalen Zentraluniversität

der Zukunft nur zu einem Drittel von dem Schriftzeichen selber und zu den anderen zwei Dritteln von dem phonetischen Lautzeichen eingenommen werden. Über dieses Problem wird augenblicklich in regster Weise diskutiert. Die Verwirklichung dieses Vorschlages wäre sehr zu begrüßen.

Oft ist die Frage aufgeworfen worden, ob die chinesische Schrift ihrer so vielen Schwierigkeiten wegen nicht am besten abgeschafft und durch eine andere ersetzt werden könnte. Das ist jedoch praktisch nicht möglich, da eine große Anzahl von Zeichen durch eine gleiche Aussprache charakterisiert ist, von denen jedoch jedes Zeichen eine andere Bedeutung hat. Außerdem wird durch den Unterricht dieser chinesischen Zeichen das altererbte Bildungsgut bewahrt und überliefert.

Der chinesische Schüler nimmt mit dem Schriftsystem seiner Muttersprache gleichzeitig auch die Gedanken- und die Anschauungswelt der Vorfahren, die dieses System geprägt haben, in sich auf. Der Weisheit der Vorfahren wird durch die Weisheit, die im Aufbau der Schriftzeichen beschlossen liegt, ein ganz besonderer Nachdruck erteilt. Der Schüler lernt die chinesische Schrift, indem er vor allen Dingen die klassische Literatur und alte und moderne Aufsätze, welche oft Betrachtungen über allgemeine moralische Gegenstände darstellen, liest. Dadurch wird der Zusammenhang mit der Tradition des chinesischen Geistes bewahrt, der auch zu eigener Produktion anregt.

Büchereien

Für die Volksbildung werden neben den Staats- und Universitätsbibliotheken, die sich besonders in der letzten Zeit rasch entwickelt haben und an Zahl sehr reich geworden sind, überall Volksbüchereien eingerichtet, in denen jeder arbeiten und nach Belieben Bücher erhalten kann. Hier findet man chinesische und ausländische Literatur über alle wissenschaftlichen Gebiete.

Fast in jeder Stadt existieren auch ein oder mehrere Lese-säle, in denen leichtere Literatur und besonders Zeitungen, Zeitschriften und illustrierte Blätter den Besuchern zur Verfügung gestellt worden sind.

Zeitung

Das Zeitungs- bzw. Plakatwesen war in China schon in der ältesten Zeit bekannt. Bereits der erste Kaiser der Han-Dynastie hatte zu seiner Krönung im Jahre 206 v. Chr. Plakate an den

Toren der Hauptstadt anschlagen lassen, in denen er die Richtlinien seiner Regierungsführung der Bevölkerung bekannt machte.

Die Zeitungen und besonders die Zeitschriften haben sich in China im Verlauf einer ganz kurzen Zeitspanne in größtem Umfang vermehrt. Eine große Anzahl von bekannten Zeitungen und unzählige Zeitschriften üben einen nicht geringen Einfluß auf die öffentliche Meinung und die Fortschritte der Wissenschaft aus.

Museen

Als Beitrag zur allgemeinen Volksbildung dienen auch viele Museen, in denen man die verschiedenen in- und ausländischen Künste und Eigenarten kennenlernen kann. In Peiping stehen alle ehemaligen kaiserlichen Paläste offen, in denen besonders kostbare chinesische Altertümer gezeigt werden.

Commercial-Press

Das größte Verdienst für die Entwicklung der Wissenschaft hat der bekannte Verlag „Commercial-Press“, der zum großen Teil durch den japanischen Einfall in Schanghai im Jahre 1932 vernichtet wurde — und sich jetzt wieder erholt hat —, worüber zur Zeit in der Sinica berichtet wurde: (S. 71, Jahrgang 1932).

„Nach der letzten Meldung ist der weltbekannte chinesische Verlag ‚Commercial Press‘ in Tschapei bei Schanghai dem Bombardement der Japaner zum Opfer gefallen. Dieser Verlag, wohl der größte in ganz Ostasien, war einzig in seiner Art. Im Jahre 1897 von Hia Sui-Fang, Gau Fong-Dschi u. a. mit dem kleinen Kapital von 4000 Silberdollar gegründet, wurde er bereits fünf Jahre später bedeutend vergrößert und hat seitdem eine rapide Entwicklung durchgemacht. Da der Verlag anfangs aus technischen Gründen als Setzer und sonstige Techniker Japaner einstellte; legten japanische Geldleute große Kapitalien in Aktien der Commercial Press an. Als der Verlag allmählich für die Herausgabe von Schulbüchern fast ein Monopol erwarb, suchten die Japaner auf die Gestaltung dieser Bücher Einfluß zu gewinnen und so in China japanische Kulturpolitik zu treiben. So blieb Hia Sui-Fang nichts übrig, als die in japanischen Händen befindlichen Aktien

aufzukaufen. Bei dem hartnäckigen Widerstand, den die Japaner ihm dabei entgegengesetzten, dauerte es zwei Jahre, bis es Hia gelang, seinen Verlag als rein chinesisches Unternehmen aufzuziehen. Kurz danach wurde er ermordet. Die Commercial Press lag aber in tüchtigen Händen. Schon 1922 betrug das Aktienkapital 5 Mill. Silberdollar. In allen großen Städten Chinas hat die Gesellschaft ihre eigenen Verkaufsstellen. Sie gibt selbst 12 verschiedene bedeutende wissenschaftliche Zeitschriften heraus. Fast 70 Prozent der modernen chinesischen Literatur der letzten 30 Jahre sind Produkte dieses Verlags. Zugleich hat die Commercial Press sich große Verdienste dadurch erworben, daß sie vergriffene Werke der wertvollen alten Literatur durch Neudrucke den Gelehrten wieder leicht zugänglich gemacht hat. Unter ihren zahlreichen Nachdrucken großer Sammlungsausgaben wollen wir nur die Annalen der 24 Dynastien, das Si Bu Tsung Kan (Ausgewählte Werke aus der kaiserlichen Bibliothek) und das Wan Yu Wen Ku (Universalbibliothek) erwähnen, von denen die beiden zuletzt genannten mehr als 1000 Bände umfassen. Außerdem besaß die Gesellschaft die zweitgrößte Bibliothek in China, die sich auch dem Publikum geöffnet hielt. Es war darin nicht nur die moderne Literatur gesammelt, sondern sie enthielt auch zahlreiche unersetzbare alte Holzdrucke. Das alles ist wohl durch die japanischen Bomben und den Brand, den sie verursacht haben, vernichtet. Sollte es Japans Absicht gewesen sein, auch die Quellen, aus denen chinesische Kultur und Bildung immer wieder Kraft geschöpft hat, zu zerstören, so hätte es sich keinen besseren Angriffspunkt wählen können.“

Neue Lebensbewegung

Die Gegenwart ließ im chinesischen Volk eine Bewegung entstehen, die sich eine Art Gesamterziehung des ganzen Volkes als Ziel gesetzt hat. Diese sogenannte „Neue Lebensbewegung“ wurde im Februar 1934 von Chiang Kai Schek ins Leben gerufen und fand große Begeisterung und Zustimmung in weitesten Kreisen des chinesischen Volkes.

Diese Bewegung bedeutet eine Revolution im täglichen Leben; sie erstrebt eine Verfeinerung der Lebensformen und

kämpft gegen unschöne Gewohnheiten und Gepflogenheiten. Höflichkeit, Rechtschaffenheit, Bescheidenheit und Schamhaftigkeit bilden die Grundpfeiler dieser Erziehungsweise. Diese vier Tugendbegriffe wurzeln schon von jeher tief im chinesischen Volk. Leider trug die letzte chinesische Wirtschaftskrise sehr zur Vernichtung dieser feinen Geisteskultur bei. Chiang Kai Schek bemüht sich, das chinesische Volk zu der richtigen Erkenntnis und Wertung der vier Kardinaltugenden zu führen und ihm durch diese Erziehung die Vorzüge eines hochstehenden Kulturvolkes zu verleihen. Er kämpft für den Aufbau des chinesischen Staates auf dieser Grundlage. Die Stärkung des moralischen Empfindens bedeutet eine Wiedererneuerung des chinesischen Volkes.

Zur Besserung der Lage des einzelnen sind Vorschriften für das tägliche Leben zusammengestellt worden, die das Wohnen, Essen, Anziehen und Verhalten betreffen. Der chinesische Bürger soll ein einfaches Leben führen. Die Reform erstreckt sich von den kleinsten Angelegenheiten des täglichen Lebens bis hinauf zu den großen Dingen, die die Gesamtheit des Volkes beeinflussen. Sie beginnt mit der Selbsterziehung und erreicht in der Heranbildung des ganzen Volkes ihr Ziel. Sie betrifft nicht nur die einfachsten Bürger, sondern jeden Angehörigen des Reiches. Ihr Beginn im Leben des Einzelindividuums hat ihre Erfüllung im Leben des Staates und führt dadurch zu einer nationalen Wiedergeburt.

Trotz ihres kurzen Bestehens hat diese Bewegung schon einen großen Erfolg zu verzeichnen. Zur Verbreitung dieser Bewegung sind in jeder Stadt Organisationen geschaffen worden, deren Mitglieder sich bemühen, den Vorschriften des Programmes strenge Folge zu leisten; und sie werben weiterhin rege um Gesinnungsgenossen. Chiang Kai Schek bezeichnet das Jahr 1935 als das „Jahr der Neuen Lebensbewegung“.

Die alte überlieferte Kultur steht bei dieser Bewegung in hohem Ansehen, sie wird von ihren Anhängern sehr geschätzt und gepflegt. Ein Beweis dafür ist die „Wiederkehr des Konfuzius“; dieser alte Sittenlehrer beginnt von neuem seinen starken Einfluß auf die Moral des chinesischen Volkes auszuüben, wie er es schon durch Jahrtausende hindurch getan hat.

So sieht man, daß trotz aller fremden Einflüsse, die chinesische Erziehung doch dazu

führt, auch den neuen Geist auf der alten Kulturgrundlage aufzubauen, die China zu allen Zeiten aus jeder schweren Situation herausgeführt hat. Der feste Wille des ganzen chinesischen Volks ist, daß der Kampf um Chinas Leben und Dasein von dem eigenen Geist zum Sieg geführt werden soll und sicher auch werden wird.

Leitworte Chiang Kai Schek's (eigen[er] Handschrift)

吾人攘外必須先內我中國
 三大患乃在人心後雜散漫
 精神萎靡不振而又不能忍苦
 耐勞乃致寇深匪枉坐我
 之同志刻苦耐勞堅定工作
 忍辱負責打破目前之難關

三月十日 蔣中正

Übersetzung: Wenn wir nach außen mit Erfolg verteidigen wollen, müssen wir zunächst im Innern Frieden halten. Das größte Unglück unseres Landes liegt darin, daß die Menschen kein klares Ziel und keine Initiative haben. Ernsthafte Anstrengungen können sie nicht ertragen; deshalb sind die fremden Mächte so tief in unser Land eingedrungen; Unordnungen u. Gewalttätigkeiten nehmen zu. Ich hoffe, daß alle unsere Landsleute vor keiner Schwierigkeit zurückschrecken und allen Anforderungen gewachsen sein werden. Entschlossene Arbeit, Disziplin und Verantwortungsbewußtsein sind erforderlich, um die augenblickliche Not zu überwinden.

Chiang Dschung Dscheng (Chiang Kai Schek).

14. März 1934.

Volksleben

Das chinesische Haus

Ein grundsätzlicher Unterschied zwischen den typisch chinesischen und den europäischen Häusern ist der, daß die chinesischen Häuser fast nur einstöckigen Bau zeigen. Die Zimmer darin liegen nicht übereinander, sondern nebeneinander. Im Vergleich zu ihnen sind die in Europa üblichen Wohnhäuser, die einer großen Anzahl von Familien Unterkunft bieten und in denen einer oft sehen kann, was der andere tut, nicht sehr gemütlich.

Ein Platzmangel macht sich in China nicht in dem Maße bemerkbar, wie in Europa, und es war und ist teilweise auch noch, abgesehen von den Großstädten, sehr leicht durchführbar, lauter Einzelhäuser mit Gärten zu errichten, die mit einer Mauer umgeben werden, wodurch eine völlige Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt leicht erzielt werden kann.

Auf Grund der Tradition ist es dem Chinesen, wenn er heiratet, allgemein zur Pflicht geworden, ein eigenes Haus zu besitzen. Darum spart er gewöhnlich schon frühzeitig sein Geld und hält sich oft von allen Vergnügungen fern, um sich ein Haus zu erwerben oder selber eines bauen zu können. So besitzen viele Angehörige des Mittelstandes ihr eigenes Haus, was in Europa selten der Fall ist.

Ein vornehmes Haus für eine Familie mit wenigen Angehörigen ist nach überlieferter Sitte folgendermaßen ausgestattet: Als Eingang dient ein großer Torbogen, der gewöhnlich drei Meter hoch, zweieinhalb Meter breit und sechs bis sieben Meter lang ist. In zehn bis fünfzehn Meter Entfernung von diesem ist auf der gegenüberliegenden Straßenseite eine Wand aus Ziegelsteinen errichtet, die eine glückverheißende Inschrift trägt und dadurch in jedem aus dem Haus auf die Straße tretenden Ausgänger schöne Gedanken erweckt. Neben dem Torbogen liegen gewöhnlich

jederseits zwei Zimmer, die als Portierwohnung dienen. Sie werden Torzimmer genannt und finden sich nur noch in ganz alten Häusern.

Durch den Torbogen tritt man von der Straße in einen Wohnhof, an dessen Seiten je drei Zimmer liegen, die Anmeldungszimmer und Personalaufenthaltsräume sind. Dieser sogenannte Außenhof ist von dem nun folgenden Innenhof durch eine Mauer getrennt. In der Mitte dieser Mauer befindet sich das sogenannte Mitteltor, durch das nur der Hausherr, die Hausfrau oder hoher Besuch hindurchgehen darf und für diese Fälle stets extra geöffnet wird. Zu beiden Seiten dieses großen Tores befinden sich zwei kleinere Tore, von denen eines tagsüber gewöhnlich immer offen bleibt und von den Kindern und dem Personal benutzt wird.

In dem inneren Hofe sind vielfach Beete angelegt, und mehrere Goldfischbehälter aufgestellt. An den Längsseiten dieses Hofes liegen wieder je drei Räume, die auf der östlichen Seite als Küche, Speisekammer und Speisezimmer benutzt werden, während die auf der gegenüberliegenden Seite liegenden als Arbeitszimmer und Spielzimmer für die Kinder dienen. An der Hinterseite befinden sich meist fünf große Zimmer, an deren Seiten wiederum je ein kleines Zimmer, die Ohrenzimmer genannt werden. Die großen Räume dienen als Wohn- und Schlafzimmer. Von den beiden kleinen Zimmern wird das eine als Mädchenzimmer benutzt, das andere ist ein Raum zum Aufbewahren von Früchten und Süßigkeiten, der besonders auf die Kinder eine große Anziehungskraft ausübt.

Neben diesem Wohnhof ist ein großer Blumengarten gelegen, an dessen hinterer Seite sich ein Haus befindet, das gewöhnlich aus zwei Stockwerken besteht. Teilweise dient es als Blumenhalle, und auch der Empfang von Gästen wird dort vorgenommen. Es hat eine besonders ruhige und schöne Lage und wird darum gern für eine kleine Erholung aufgesucht, besonders im Sommer, wo davor mehrere Springbrunnen die Luft angenehm kühl machen. Hinter diesem Hause dehnt sich ein wohlgepflegter Obstgarten aus, in dem die verschiedensten Arten von edlem Obst angepflanzt sind.

Infolge der Zunahme der Bevölkerung ist heutzutage an den Neubau solcher Häuser garnicht mehr zu denken. Überall, besonders in großen Städten, herrscht ein zunehmender Mangel an

Bauplätzen. Auf europäischen Einfluß hin werden jetzt häufig aus diesem Grunde mehrstöckige Häuser gebaut, und nicht selten begegnet man auch nach amerikanischem Muster errichteten Wolkenkratzern. Viele Gebäude, besonders die öffentlichen, wie Behörden und Banken, auch Gesellschaftshäuser sind jetzt in rein europäischem Stil erbaut worden.

In der neueren Zeit entstand die sogenannte Mischarchitektur, in der chinesische und europäische Formen kombiniert werden, da man einerseits die europäischen Bauten nachahmen und andererseits die guten alten chinesischen Bauformen nicht ganz über Bord werfen will. Während diese Bauten in einzelnen Kreisen sehr beliebt sind, werden sie von anderen als nicht schön und kunstwidrig betrachtet.

Umfangreiche Familien mit einer großen Anzahl von Angehörigen bewohnen gewöhnlich ganze Häuserkomplexe, die sich durch wiederholten Anbau von Zimmern gebildet haben.

Die Familie

Der Begriff Familie ist dem Chinesen immer wichtiger gewesen als der Begriff Staat. Wenn er vom Staate redet, spricht er auch immer von der Staatsfamilie. Die Familie wird gewöhnlich in den Vordergrund gestellt; dies bedeutet aber nicht, daß der Chinese die Familie mehr liebt als den Staat, sondern, daß er stetig bestrebt ist, in erster Linie seine Familie in Ordnung zu halten, um dadurch gleichzeitig dem Staat in hervorragender Weise zu dienen.

So wie es im „Buch der großen Lehre“ steht, daß man nur dann den Staat in Ordnung hält, wenn man seine Familien in Ordnung bringt, so strebt jeder Chinese danach, seine Familie in Harmonie zu erhalten. Innerhalb der Familie sollen nur Frieden und Eintracht herrschen, die den Angehörigen ein verschönertes Leben möglich machen. Größtmögliche Abgeschlossenheit und Befreiung von unnötigen Belastungen führen nach chinesischer Auffassung zu diesem schönen Ziele, das in einem völligen Aufgehen in der Natur seinen idealsten Zustand erreicht. Lebt seine Familie in Zufriedenheit, so hat der Bürger damit seiner größten Pflicht genügt.

Daß das Familienleben so hervorgehoben wird, mag für den Europäer wohl etwas merkwürdig klingen. Man darf sich dabei

die chinesische Familie nämlich nicht in der Art vorstellen, wie sie eine europäische zeigt.

Schon der Begriff Familie hat in China eine ganz andere Geltung. In Europa faßt man unter diesem Begriff in engerem Sinne eigentlich nur die Eltern und deren Kinder zusammen. Die chinesische Familie dagegen umfaßt einen weiteren Personenkreis, denn nicht selten rechnet der Chinese eine ganze Sippe zu einer Familie. Größere Familien zählen manchmal zweihundert bis dreihundert Mitglieder, manchmal sogar noch mehr. Man könnte sie fast als besonderen, kleinen Staat bezeichnen. Urgroßeltern, Großeltern, Eltern, Onkel, Tanten, Geschwister, Vettern und Kinder leben alle zusammen in einem Hause. Die Söhne einer Familie gründen keinen eigenen Hausstand, wenn sie heiraten, sondern die angeheirateten Frauen kommen stets ins Haus der Schwiegereltern gezogen. Auf diese Art und Weise werden die Familienmitglieder durch Generationen immer größer an Zahl.

Dieses sogenannte Großfamiliensystem, das größtenteils nur noch in Bauernfamilien herrscht, findet gegenwärtig nicht mehr überall Anklang, da neben einer großen Anzahl von Vorteilen doch viele Nachteile aus ihm entspringen.

Die Verwaltung in solchen Familien ist ziemlich einheitlich durchgeführt. Meistens regiert der Vater oder sonst ein besonders tüchtiges Familienmitglied die ganze Sippe. Einnahmen und Ausgaben, Steuern und alle sonstigen Familienangelegenheiten unterstehen seiner besonderen Regelung. So hängt also die Blüte einer Familie sehr von der Tüchtigkeit des Leiters ab. Finanzen und Gebrauchsgegenstände werden ebenfalls durch ihn verteilt. Auch Mitglieder, die als Beamte oder Kaufleute irgendwie außerhalb ihre Existenz haben, müssen, ihren Einnahmen entsprechend, Geld nach Hause schicken, das in die gemeinsame Familienkasse fließt, wodurch eine besonders feste wirtschaftliche Grundlage für die Familie geschaffen wird.

Zur Beseitigung eines Familienstreits besteht eine Art Hausgerichtshof, der praktisch aber nur selten in Funktion tritt. Denn der einzelne wird schon rechtzeitig dazu erzogen, sich in jeder Hinsicht zu beherrschen und angehalten, dem anderen nichts zuzufügen, was ihm selber unangenehm wäre. Jedes Familienmitglied ist bestrebt, der Familiengemeinschaft zu dienen und ihr Nutzen zu bringen; nach außen vertritt gewöhnlich auch der

Vater die Gesamtinteressen der ganzen Familie, so in der Dorfgemeinde oder in bestimmten Organisationen, überhaupt in allen öffentlichen Angelegenheiten.

Rein theoretisch ist der Vater stets der Leiter der Familie. Bei Ausübung seines Amtes, also in der Praxis, führt er die Beschlüsse des sogenannten Familienrates aus, der aus tüchtigen Familienmitgliedern gebildet wird und in allen wichtigen Angelegenheiten zusammentritt und beratschlagt. Für die Hauswirtschaft ist dieses Familiensystem besonders günstig, da die Gegenstände, die täglich gebraucht werden, nicht für einzelne, sondern für die große Gesamtheit gebraucht werden, und sich das Leben dadurch wesentlich billiger gestaltet.

Auch ist der soziale Wert dieses Systems nicht zu unterschätzen, da die alten und hilfsbedürftigen Familienmitglieder nicht zu darben brauchen oder dem Staat zur Last fallen. Jeder ist verpflichtet, den Familienangehörigen im Notfall beizuspringen. Es ist hierdurch ganz unmöglich, daß der Sohn unter Umständen ein sehr hohes Gehalt bezieht, und der Vater eventuell vom Wohlfahrtsamt unterhalten wird, wie dieses in manchen anderen Ländern häufig der Fall ist. Dieser Zustand würde von den Chinesen nicht nur als unnatürlich, sondern sogar als sehr unmoralisch verurteilt werden. Sie sehen es als ihre Pflicht an, die älteren Familienmitglieder zu versorgen, wenn diese nicht mehr fähig sind, sich selbst zu ernähren. Eine Zurücksetzung, Nichtachtung oder Vernachlässigung der Alten einer Familie wird streng verurteilt, und wenn jemand das täte, würde er in der Gesellschaft seine Achtung ganz untergraben.

Es kann hier der Gedanke auftauchen, daß diese große Anzahl von zusammenlebenden Familienmitgliedern sich gegenseitig sehr lästig werden könnte. Dieses ist aber durchaus nicht der Fall. Der Chinese ist durch seine dahin gerichtete Erziehung soweit beeinflußt, daß er in seiner großen Beherrschtheit niemals dieses Empfinden hat. Jeder, der in solch einer großen Familie jemals gelebt hat, kann Zeugnis geben von der tadellosen Ordnung und Harmonie innerhalb eines solch großen Gesellschaftskreises und ihren sozialen Nutzen stets befürworten. Ist es jemandem nicht möglich, einträchtig in dieser Gesellschaft zu leben, so kann er wohl auch einer größeren Gemeinschaft, wie z. B. dem Staat, nie von besonderem Nutzen sein.

Als sehr interessant zeigt sich das Gesellschaftsleben dieser Familiengruppen bei großen Festlichkeiten, besonders zum Neujahrsfest. Um wieviel froher und glücklicher sind dann hauptsächlich die älteren Leute, wenn sie ihre Söhne und Enkelkinder, die von weit und breit nach Hause geeilt sind, um sich versammelt sehen, als wie wenn in Europa ein älteres Ehepaar sich oft nur mit einem großen Karpfen und schön geputztem Tannenbaum am Weihnachtsfest häufig begnügen muß.

Der europäische Einfluß macht sich in der letzten Zeit aber auch hier besonders bemerkbar. Die jüngere Generation, die sogenannten modernen Menschen, wollen sich möglichst frei von der Geschlossenheit der Familie machen und nach der Verheiratung ein eigenes Heim besitzen. Dieses bedeutet wohl, daß sie sich wirtschaftlich von der großen Familie trennen, jedoch nicht, daß sie den gesellschaftlichen Verkehr mit ihr aufgeben wollen.

Dieses Kleinfamiliensystem hat nun den Vorteil, daß jeder notwendig danach streben muß, selbst Geld zu verdienen, um sich eine eigene Existenz zu schaffen, während sonst, wenn der einzelne in einer großen und wohlhabenden Familie lebt, gern diese als Stützpunkt benützt, und dadurch eine große Strebsamkeit nicht in der Weise ausgebildet wird.

Für die Heranbildung eines wirklich schaffenden Menschen trägt das Kleinfamiliensystem mehr bei und darum kämpfen heutzutage viele junge Chinesen dafür, obwohl eine große Zahl auch heute noch an der alten Tradition stark festhält.

Im Grunde genommen sind diese beiden Systeme jedoch gleichwertig. Es liegt nur sehr viel an der Geartetheit und an der Erziehung der einzelnen Menschen, die es verwirklichen sollen. Würde jeder nach den Worten von Konfuzius handeln: „Wenn man die Einzelindividuen vervollkommen kann, ist man auch imstande, eine Familie in Ordnung zu bringen, bzw. einen Staat in Ordnung zu halten,“ dann würde er sicher auch ein gutes Familienmitglied, ein guter Familienvater, ein guter Staatsbürger sein.

Chinesische Frauen

Eines der Worte des Konfuzius lautet: „Das Gesetz der Schicklichkeit gebietet Distanz zwischen Mann und Frau.“ Demgemäß wurden nun im alten China die Mädchen der höheren

Gesellschaftsschicht streng erzogen. Fast keinen Schritt ließ man sie allein aus dem Hause tun. Meist gingen sie nur im eigenen Garten spazieren. Wurde bekannt, daß ein Mädchen ein paar Worte mit einem fremden Mann gesprochen hatte, so galt dieses schon als eine große Schande. Die verheiratete Frau dagegen hatte in ihrem Umgang mit der Außenwelt etwas mehr Bewegungsfreiheit. Vielleicht war es deshalb in der alten Zeit der Wunsch jedes chinesischen Mädchens, recht früh zu heiraten. Die Unsitte der frühzeitigen Ehe ist heute jedoch im Verschwinden begriffen. Es ist gesetzlich festgelegt worden, daß ein Mann höchstens mit fünfundzwanzig und ein Mädchen mit zweiundzwanzig Jahren heiraten darf.

Wo es die Verhältnisse gestatteten, gab man ehemals dem jungen Mädchen eine eigene Dienerin, die ständig um es war. Von der Mutter wurde es in kunstvoller Handarbeit, von männlichen Privatlehrern in chinesischer Literatur, Musik und Malerei unterrichtet. Unter den Damen des alten China, die ihr Leben in so strenger Abgeschlossenheit verbringen mußten, gab es viele berühmte Malerinnen, Dichterinnen und Tonkünstlerinnen.

Daß in China in der alten Zeit die Stellung der Frau eine viel niedrigere gewesen sei als die des Mannes, ist ein Irrtum. Für Eheleute lautete das altchinesische Gebot, daß sie sich gegenseitig stets so höflich behandeln sollten, wie Gastgeber und Gast. Innerhalb des Hauses war die Frau unbestrittenermaßen die Herrin. Sie bestimmte die Haushaltsführung. Den Kindern wurde Verehrung beider Eltern in gleichem Maße zur Pflicht gemacht, und für ihre Entwicklung trug die Mutter sogar mehr Verantwortung als der Vater. Sieht man in China ein ungeratenes Kind, so wird die Schuld dafür im allgemeinen der Mutter zugeschoben. Der erste Satz eines Buches, das man den chinesischen Kindern früher zum Beginn ihrer Schulzeit zum Lesen gab, lautet: „Der Mensch ist von Natur gut.“ Und man hat es nun in China immer als die Aufgabe der Mutter betrachtet, diese angeborene gute Natur des Kindes zu hegen und zu pflegen.

Während der letzten Jahrzehnte ist auch China von der modernen Frauenbewegung erobert worden. Das wird besonders augenfällig im Sportleben und in der Politik. Die chinesischen Mädchen von heute beteiligen sich an jedem Sport. Vielleicht wird nun manchem der Gedanke kommen: Wie ist das möglich? Es heißt doch, daß die chinesischen Frauen künstlich

verkrüppelte Füße haben. Darauf kann zum Glück die Antwort gegeben werden: Wenn man heute in China einer Frau mit unnatürlich kleinen Füßen begegnet, dann ist diese bestimmt älter als dreißig oder vierzig Jahre, denn solange ist es schon her, daß jene Unsitte, die Füße der kleinen Mädchen am Wachstum zu hindern, völlig aus China verschwand, und überhaupt hat dieser Brauch niemals in ganz China geherrscht sondern immer nur in einigen Provinzen.

Vielleicht wird man überhaupt nicht glauben wollen, wie sehr sich heute das Leben der chinesischen Frauen, im Gegensatz zu früher, geändert hat. Überall, im Staatsdienst, in der Politik und im Wirtschaftsleben gibt es heute in China völlig gleiche Möglichkeiten für Mann und Frau. In jedem Verein, bei jeder Versammlung und Kundgebung sind jetzt immer Frauen dabei, und es gibt tatsächlich eine ganze Reihe von politischen Führerinnen und Rednerinnen. Auch im Vorstand der Nationalversammlung befinden sich jedesmal einige Frauen. China hat sogar einige weibliche Bürgermeister, die außerordentlich tüchtig sind.

Sowohl der altchinesischen Hausfrau und Mutter, wie auch der berufstätigen und für das Gemeinwohl arbeitenden Chinesin von heute kann das Zeugnis ausgestellt werden, daß sie den Vergleich mit ihren abendländischen Schwestern nicht zu scheuen brauchen.

Die Bauernfamilie

Die chinesische Bauernfamilie ist die gesündeste Grundlage der chinesischen Gesellschaft. Gewöhnlich arbeiten alle Angehörigen einer Familie sehr fleißig fast das ganze Jahr hindurch, ohne bemerkenswerte Pause. In ihrem Leben sind sie sehr sparsam und genügsam. Die männlichen Mitglieder, zu deren Hilfe meistens noch mehrere Arbeiter angestellt werden, verrichten die Arbeit auf dem Felde. Die Frauen beteiligen sich gewöhnlich weniger an der Feldarbeit, als es die Frauen in Europa tun. Ihre Arbeit beschränkt sich hauptsächlich auf Kochen, Nähen, Weben, Tiere füttern, Kinderpflege, Züchtung des Seidenwurmes und sonst sehr häusliche Angelegenheiten. Oft gehen sie auch mit ihren Kindern in die Wälder und auf die Berge, um nach Gemüsen, Pilzen, Früchten und Beeren zu suchen, die als wichtiger Lebensmittelvorrat im Hause aufgehoben werden. Fast jede

Familie besitzt eine Steinmühle, mit der sie selbst ihr Getreide mahlt.

Dem Staat gegenüber haben die Bauern nicht besonders viele Verpflichtungen. Außer, daß sie verpflichtet sind, Steuern zu zahlen, bestehen für sie weiter nur wenige Gesetze, die sie und ihr Tun irgendwie einengen. Sie führen jedoch ein sehr schweres und hartes Leben.

Der Bauer bildet den stärksten Grundpfeiler des chinesischen Staates. Mehr als die Hälfte der ganzen Bevölkerung gehört diesem Stande an, der ein sehr hohes Ansehen genießt; dieses ist fast so groß wie das, das man den Gelehrten schenkt. Kaiser, Staatsbeamte und Dichter haben das Leben der Bauern in vielen Aufsätzen und Berichten geschildert; in diesen wird besonders ihr großer Nutzen für die Menschheit verherrlicht und der Dank zum Ausdruck gebracht, den man ihnen schuldig ist. Eines der bekanntesten und vielgelesenen Gedichte ist folgendes:

Während der Mittagssonne den Spaten auf der Schulter,
Schweißtropfen rinnen auf die Erde.

Wer denkt beim Reis im Teller, —
Korn für Korn ist bittere Mühe!

Die Festtage im Mai und August eines jeden Jahres und besonders der Neujahrstag sind die einzige Freizeit, die sich die Bauern gönnen. Sie fühlen sich an diesen Tagen ganz besonders glücklich und fröhlich, denn sie haben das Empfinden, ihre Pflicht getan zu haben. Die meisten Familien schlachten zu den Feiertagen ein Schwein, dessen Fleisch zu den festlichen Mahlzeiten gegessen wird. Gern werden dann auch Besuche bei Freunden und Verwandten gemacht, vielfach kommen auch die verheirateten Töchter mit ihren Männern zu ihren Eltern zu Gast.

Die große Sparsamkeit und Genügsamkeit der Bauern ist der Grund ihres fast durchweg vorhandenen Wohlstandes. Sie bilden somit eine feste finanzielle Basis für den Staat. In der neueren Zeit versucht die Regierung dahin zu wirken, daß sich die Bauern auch an der staatspolitischen Arbeit beteiligen. Es werden auf den Dörfern öffentliche Versammlungen, Kundgebungen und Vorträge abgehalten und auch entsprechende Filme vorgeführt, damit ihr Interesse geweckt wird.

Viele Bauernfamilien schicken ihre Kinder an die höheren Schulen und auch zu den Universitäten. An vielen Universitäten läßt sich nachweisen, daß mehr als die Hälfte aller Studenten aus Bauernfamilien stammt. Nicht selten gehen diese auch zum Studium ins Ausland. Wieviel europäische Bauernfamilien wären wohl imstande, ihre Kinder zum Hochschulstudium oder ins Ausland zu schicken?

Seidenkult

Eine sehr beliebte Arbeit der chinesischen Bauernfrauen bildet der Seidenkult. Nach den geschichtlichen Quellen soll die Seidenraupenzucht und Seidenweberei zum ersten Male von Le Dschu, der Gemahlin des gelben Kaisers, Huang Di (ca. 2676 v. Chr.), ausgeübt und im Lande verbreitet worden sein. Die Kaiserinnen und Königinnen der nachfolgenden Zeiten waren ebenfalls an der Herstellung von Seide und der Zucht der Seidenraupen sehr interessiert. Das kostbare Gewebe wurde zuerst nur für Gewänder am Hofe und in hohen Beamtenfamilien verarbeitet.

Sehr bald fand aber diese Züchtereie und Weberei und besonders deren Produkte im ganzen Lande viele Liebhaber, und sie wurden von weitesten Kreisen gepflegt. Nach und nach sind sie eine Arbeit für das ganze chinesische Volk geworden. Die Seidenindustrie bildete sich allmählich zu einer Haupterwerbsquelle Chinas aus.

Die Seidenraupenzucht nahm von ihrer Heimat, China, ihren Weg zuerst nach den weiteren ostasiatischen Ländern und dann über Persien, Kleinasien, Griechenland nach Europa. Die erste Bekanntschaft zwischen den Römern und Chinesen kam auf Grund des aufblühenden Seidenhandels zustande. Die Chinesen wurden von den Römern allgemein „Seidenleute“ genannt. Das kostbare Gewebe erregte überhaupt bei allen Europäern großes Wohlgefallen; und der Absatz der chinesischen Seide steigerte sich daher von Jahr zu Jahr. Er wuchs so rapide, da das neue Erzeugnis von jedem, der es sah, in seiner Güte erkannt und deswegen sehr geschätzt wurde. Mehrere Jahrhunderte hindurch wurde der Weltmarkt von der chinesischen Seide beherrscht, bis in der neueren Zeit die amerikanische und japanische Seide als stärkste Konkurrenten auftraten.

Die Amerikaner und Japaner benützen zur Herstellung ihrer Seide moderne Methoden und Maschinen, wodurch das Produkt sehr verbilligt wurde und außerdem in vervielfachter Menge hergestellt werden konnte. Die chinesische Ausfuhr ging sehr zurück, da die Herstellung der chinesischen Seide nur sehr langsam vonstatten ging, weil sie lediglich auf Handarbeit beruhte; wovon die Folge war, daß sie auch viel teurer zu stehen kam. Die sorgfältige Herstellungsweise stellt die Qualität der chinesischen Seide jedoch weit über die der amerikanischen und japanischen Seide. Ihre Festigkeit und Dauerhaftigkeit ist bedeutend größer als die der mit Maschinen hergestellten Seiden, und sie wird darum in der Welt immer die größere Schätzung finden. Falls die modernen Methoden auch in der chinesischen Seidenindustrie eingeführt werden würden, was zu einem Teil bereits geschehen ist, wobei dann die jahrtausendelange Erfahrung in dieser Arbeit viel mitsprechen würde, könnte es sicher nicht sehr schwer sein, die neu emporgekommenen Konkurrenten aus dem Feld zu schlagen.

Besonders weich und schön aussehend ist die Seide von den Raupen, die Maulbeerblätter als Nahrung zu sich nehmen. Die Raupenhäuser, in denen diese Raupen gezüchtet werden, müssen an sehr ruhigen Plätzen liegen, denn die Tiere sind sehr empfindlich; sie verlangen eine sehr sorgfältige, vorsichtige Pflege, die sie vor kaltem Wind, Hitze, zu starkem Licht und Lärm schützen muß.

Die aus den Eiern gekrochenen Tierchen sind dünn und schwarz. Sie beginnen gleich nach dem Auskriechen von den vorgelegten Blättern zu fressen. Ihr Wachstum geht sehr schnell vor sich, und während desselben wechseln sie ihre Farbe über ein Grau zum Weiß. Ihre einzige Aufgabe ist es, Blätter zu fressen. Es gibt nur einige Tage während ihrer Lebensdauer, in denen sie nichts zu sich nehmen; sie verfallen dann in eine Art Schlaf. Sobald sie ganz hell und etwas durchsichtig geworden sind, kriechen sie auf ein meist bereitgestelltes Strohbündel und beginnen sich dort zwischen den Halmen einzuspinnen. Ist der Kokon fertig gesponnen, so beginnt eine Ruheperiode, das sogenannte Puppenstadium, während dessen die Organe im Körper der Raupe zu den fertigen Schmetterlingsorganen umgebildet werden; der Seidenspinner entsteht. Dieser kriecht nach längerer Zeit durch ein selbstgebildetes Loch aus dem Kokon heraus.



Li Sung

12. bis 13. Jahrhundert

Gitarrenspielerin



Sou Sie

Mutter und Kind

Die durchbohrten Kokons sind für die Seidenweberei jedoch unbrauchbar, da der Seidenfaden durch das Ausschlußfloch in seiner Länge unterbrochen ist und nicht aufgespult werden kann.

Die Kokons, die zur Herstellung der Seide verwendet werden sollen, werden nach einer bestimmten Reihe von Tagen, nachdem sich die Raupe eingesponnen hat, von ihrem Aufhängeplatz abgenommen und in heißem Wasser gekocht, um den darin sitzenden Schmetterling abzutöten, damit dann später der unverletzte Seidenfaden verwendet werden kann.

In den nördlichen Provinzen Chinas wird häufig eine andere Art von Seidenraupen gezüchtet, die mit Eichenblättern gefüttert werden. Diese bedürfen einer weniger sorgfältigen Pflege. Meistens setzt man diese Raupen auf Eichenbäume in den Bergwäldern die eigens dazu angepflanzt sind und überläßt sie dort allein ihrer Entwicklung. Ohne irgend einen Schutz bleiben sie im Freien, bis sie sich eingesponnen haben. Sie sind wesentlich größer als die erstgenannte Sorte und haben eine gelbliche Farbe. Die aus den Kokons dieser Raupen angefertigte Seide ist besonders fest und dauerhaft und unter dem Namen Roh- oder Schantung-Seide bekannt.

Geburtstage

Als größtes Ereignis in einer chinesischen Familie gilt die Geburt eines Kindes. In der alten Zeit spielte dabei das Datum der Geburt eine wichtige Rolle. Es wurde nämlich behauptet, daß jeder Mensch einen bestimmten Stern hätte, unter dem er geboren wäre, und daß später sein Tod von einer Sternschnuppe angekündigt werde; auch suchte man in der Konstellation der Gestirne das persönliche Glück oder Unglück des einzelnen Menschen. Hiernach wurden dann besonders die Lebensumstände des einzelnen, wie Eheschließung und alle wichtigeren Ereignisse bestimmt. Bei der Geburt eines Kindes wurde darum stets die genaue Zeit notiert, um daraus die Schicksale des neuen Erdenbürgers prophezeihen zu können.

Die Mutter soll nach der Geburt des Kindes, wie es die chinesische Sitte vorschreibt, vier Wochen lang zur Erholung das Bett hüten. Wenn sie notwendigerweise gezwungen ist, sehr bald wieder an die Arbeit zu gehen, dann werden für sie aber unter allen Umständen wenigstens einige Ruhetage

geschaffen. Es ist eine durchaus falsch verbreitete Angabe, wie sie oft von Schriftstellern gemacht wurde, daß die chinesischen Mütter sofort nach der Geburt des Kindes schwer arbeiten müssen. Dieses ist schon in sofern ein Irrtum, da diese angebliche Tatsache vom physiologischen Standpunkt aus betrachtet, praktisch unmöglich ist. Im Gegenteil, die chinesische Frau wird nach der Geburt eines Kindes sorgsam gepflegt und sehr geschont, nicht nur von Verwandten, sondern auch von Bekannten und wird nicht allein von körperlichen, sondern auch von geistigen Lasten aller Art befreit. Sehr liebevoll sorgt in dieser schweren Zeit besonders der Gatte für seine Frau und hält möglichst jeden Kummer von ihr fern.

So betrachtet man in China die Geburtstagsfeier eines Kindes auch von einem ganz anderen Gesichtspunkt aus, als wie in Europa. Dieses zeigt sich vor allem darin, daß man nicht nur dem Kinde gratuliert, sondern auch seinen Eltern, ganz besonders aber der Mutter. Sie erhält gutes Essen, schöne Getränke sowie auch zahlreiche Geschenke, da ja der Tag der Geburt eines Kindes wohl zu den schwersten im Leben einer Frau zählt. Das Geburtstagskind selber bezeigt an diesem Tage der Mutter ganz besondere Ehrfurcht und Liebe.

Den erwähnten Brauch muß man für sehr gut und richtig halten; es wäre sehr zu wünschen, daß er auch außerhalb Chinas ein größeres Geltungsbereich finden möchte.

Kinderehrfurcht

Den Nichtchinesen fällt oft die besondere Hochachtung auf, die die chinesischen Kinder ihren Eltern entgegenbringen. Diese bildet in der Tat die wichtigste Grundlage für den Aufbau eines ideellen Familienlebens, wie es in China überall zu finden ist. Die Chinesen lieben ihre Eltern über alle Maßen, und sie bemühen sich sehr, ihnen während ihres ganzen Lebens möglichst viel Freude zu bereiten. Nach dem Tode wird ihnen noch eine weitere Verehrung gezollt, die in dem Ahnenkult ihren tiefsten Ausdruck findet. Dieser gründet sich auf den Gedanken, daß man auch nach dem Tode den Eltern für ihre Liebe und ihre Opfer danken und sie darum verehren muß. Vollkommen kann die Liebe der Eltern durch kein Mittel vergolten werden, und darum gilt es als besondere Sünde, wenn jemand zu Lebzeiten

der Eltern sich nicht um sie kümmert, und sie deshalb in schlechten Verhältnissen leben müssen.

Die Liebe der Eltern zu den Kindern wird in China als höchste Liebe bezeichnet, denn sie lieben die Kinder nicht nur während ihrer Jugend, sondern auch dann, wenn sie erwachsen sind und selbst schon wieder Kinder haben. Die Kinder lernen ihr ehrfürchtiges Wesen von ihren Eltern, besonders durch das Beispiel, das ihnen ihre Eltern in Bezug auf ihr Verhalten gegenüber den eigenen Eltern geben. Sie sehen dieses von Jugend an, und es bedarf darum keiner besonderen Belehrung darüber. Sie sind es gewöhnt und denken deshalb nicht anders. Außerdem existieren eine Menge von Büchern, die großen Erziehungswert haben. Diese werden den Kindern zum Lesen gegeben; und auf diese Weise wird natürlich ein verstärktes Resultat erzielt. Ein bekannter chinesischer Spruch lautet: „Wer in der Familie nicht ein pietätvoller Sohn ist, der kann auch kein treuer Diener des Staates sein.“ In dieser Art wurde die Kinderehrfurcht zu jeder Zeit von Staatsmännern, Philosophen und Weisen gepriesen, und die chinesischen Menschen wurden schon stets von Jugend an so erzogen, daß sie ihr Verhalten als selbstverständlich betrachteten mußten.

In der chinesischen Geschichte findet man nicht selten Erzählungen, die diese große Pietät hervorheben; sie werden von vielen Chinesen noch heute mit Begeisterung vorgetragen. Solange die Kinder klein sind, ist es wohl verständlich, daß die Ausübung der Ehrfurcht gegenüber den Eltern ihnen sehr leicht fällt; diese wird aber auch keineswegs im späteren Alter oder durch eine eventuelle Verheiratung der Kinder erschwert, wie dieses so oft in Europa zu finden ist. Die Schwiegertöchter sind ebenso verpflichtet wie die Söhne, den Schwiegereltern zu gehorchen und sie zu achten. Dieses ist ihnen auch anezogen worden, so daß sie es ganz ungezwungenermaßen, von selbst, tun. Besonders merkwürdig wird es vielleicht klingen, daß der Schwiegersohn den Schwiegereltern auch sehr entgegenkommend gegenübertritt und große Sorge um sie trägt. Dies tut er natürlich um seiner Frau willen, wie auch sie seine Eltern um seinetwillen ehrt.

Die große Liebe der Kinder zu ihren Eltern hat aber durchaus keine geringere Liebe zu ihren angeheirateten Frauen bzw. Männern zur Folge. Die Liebe zu den Eltern und dem Ehepart-

ner ist nur ganz verschiedener Art. Man beobachtet dabei sehr den Faktor, daß die Eltern im Verhältnis nur noch kürzere Zeit zu leben haben als die auserwählte Frau bzw. der Mann. Jeder Chinese geht dazu dem Gedanken nach, daß er selber froh sein wird, wenn sich jemand im Alter auch um ihn kümmern und sorgen wird.

Es gibt viele Menschen, die es sehr bedauern, wenn die Eltern gestorben sind, da sie dann nie wieder Gelegenheit haben, versäumtes nachzuholen und alles wieder gutzumachen, was sie ihnen schulden. Diese Kinderehrfurcht sollte in allen christlichen Ländern wohl am vollkommensten zu finden sein, da das Christentum die Elternliebe durch das Vierte Gebot als besondere Pflicht der Kinder hervorhebt. Jedoch tritt nach allgemeiner Erfahrung in ganz China die praktische Durchführung dieser hohen Aufgabe weit mehr in Erscheinung als in den erwähnten Ländern des Abendlandes.

Zu jeder Zeit haben Staatsmänner und Gelehrte immer wieder diese große Ehrfurcht und Liebe der Kinder gegenüber den Eltern betont, damit der Wert dieses Prinzips stets von neuem hervorgehoben würde, und um auf jeden Fall seinem Verfall entgegenzuarbeiten. So liest und hört man auch heute noch in China Worte von leitenden chinesischen Staatsmännern und Gelehrten über dieses Thema, woraus man erkennt, daß auch die junge chinesische Generation die schöne väterliche Tradition, die Kinderehrfurcht, bewahren und weiterpflegen will.

Ahnenkult

Ganz eng verbunden mit der Kinderehrfurcht ist der eigenartige, den Europäern unverständlich erscheinende Ahnenkult, der gegenüber den verstorbenen Vorfahren besondere Ehrerweisungen und Opfer vorschreibt. Diese Verehrung der Ahnen ist eine seit Jahrtausenden in China bestehende religiöse Sitte, die noch heute eine große Bedeutung in allen Volksschichten hat. Trotz der Berührung mit den westlichen Ländern, die diesen Kult nicht kennen, da ihn das Christentum ablehnt, und der auch in der Jetztzeit in China selbst sehr stark als Aberglaube bekämpft wird, wird er doch noch sehr gepflegt und wird sich wohl auch noch lange weiter unverändert erhalten. Der Hauptgrund für ihn ist nicht der, daß man den Seelen der Verstorbenen Opfer darbringt,

um sich mit ihnen zu versöhnen, wie von vielen Europäern behauptet wird, sondern er geschieht aus reiner Ehrfurcht und innerster Liebe zu den Verstorbenen; er ist ein starker Ausfluß eines Gefühls wahrer Liebe und Hochachtung.

In der chinesischen Literatur wird vielfach über diesen Ahnenkult berichtet, der von dem einfachsten Manne bis zum Kaiser hinauf jahrtausendlang geübt wurde. Konfuzius legte besonders großen Wert auf ihn, indem er betonte, daß man den Toten genau so dienen und sie so verehren solle, als wenn sie unter den Lebenden wären, und daß sich ein Regent nur, wenn er so handelte, besondere Tugenden aneignen könne, und sein Einfluß auf das Volk dann desto größer sei, weil er sich ständig bemühe, die guten Taten der Vorfahren nachzuahmen, was ihm lediglich zum Segen gereichen könne.

Die Verehrung wird gewöhnlich in der Weise vollzogen, daß Speisen, Getränke und Weihrauch auf den Gräbern der Verstorbenen dargebracht werden, an deren Geburts- und Todestage und an sonstigen Fest- oder Feiertagen. Der Ahnenkult beschränkt sich nicht nur darauf, daß die Kinder diese Zeremonien ausführen, sondern er hat noch einen weiteren Sinn, daß sich nämlich die Nachkommen in ihrer Lebensführung durch die Erinnerung an die guten Taten der Verstorbenen beeinflussen lassen und danach streben sollen, genau so zu handeln wie sie, um dadurch ihre Geister zu erfreuen und zu beruhigen.

Oft spricht man davon, wenn jemand sehr viel Ruhm und Ansehen erworben hat, daß dieses den Verdiensten der Ahnen zuzuschreiben sei. Das Tun und Handeln der Vorfahren gilt den Chinesen als Lebensprinzip, und sie streben danach, ihnen in allem Guten nachzueifern. Konfuzius sagte, daß ein Mensch, der drei Jahre lang nach dem Tode seines Vaters von dessen gutem Wege nicht abgewichen wäre, als pietätvoll bezeichnet werden könnte.

Da der älteste Sohn des Verstorbenen der Hauptausführer der Zeremonien des Ahnenkults ist, besteht für ihn auch die Pflicht, wieder männliche Nachkommen zu schaffen, um dadurch für die Erhaltung und Fortpflanzung der Familie zu sorgen.

Es wird als große Pietätlosigkeit betrachtet, wenn eine Familie den Ahnenkult nicht aufrechterhält. Er ist eine althergebrachte Sitte, und eine Vernachlässigung desselben gilt darum als Verstoß gegen das überlieferte Moralgesetz.

Wenn Eltern in der Ehe Söhne versagt werden, dann beschuldigt der Chinese sie gern damit, daß dieses eine Folge der sündigen Unterlassung des Ahnenkultes wäre, oder er bezeichnet es sogar als Sünde selbst, wenn eine Familie keine Knaben zeugt. Mong Dsi betont, daß es in der Welt drei große Pietätlosigkeiten gebe, deren größte die sei, wenn eine Familie keine männlichen Nachkommen hinterlasse. Aus diesem Grunde sind die Eltern gewöhnlich sehr daran interessiert, männliche Nachkommen zu erhalten und sind auch äußerst besorgt um ihre Söhne, daß diese wiederum recht bald heiraten und von dem Unglück verschont bleiben.

Bleibt trotz aller Mühe eine Familie sohnlos, dann wird diesem Übel meist durch Adoption eines Knaben Abhilfe geschaffen. Da also die Erhaltung des Ahnenkultes von männlichen Nachkommen abhängt, so ist die Sehnsucht nach einem Sohn in der Familie immer sehr groß.

Es ist aber ein großer Irrtum, wenn in Europa behauptet wird, daß Töchter in China ganz unerwünscht seien. Mädchen-tötung und viele andere Greuelmärchen sind vielfach aus Tendenz erzählt und beschrieben worden. Es wird nur sehr bedauert, wenn eine Familie ohne Stammhalter bleibt, weil die Töchter das Haus verlassen, nachdem sie geheiratet haben. Wenn man sich besonders nach einem Sohn sehnt, ist damit wohl nicht gleichzeitig gesagt, daß Mädchen überhaupt nicht oder weniger geschätzt werden. Bei vielen Leuten sind die Mädchen ihrer Anmut und Beherrschtheit wegen sogar mehr beliebt als die Söhne. Sie beginnen aber ihre Rolle eigentlich erst in der Familie zu spielen, in die sie hineinheiraten.

Eheschließungen

Die alte Art der Eheschließungen, die von alters her überliefert wurde, wird jetzt sehr bekämpft. Im alten China lebten die chinesischen Mädchen, wie bekannt, sehr abgesondert von der Außenwelt. Darum bot sich auch nur ganz selten die Möglichkeit, daß ein Mädchen und ein Junge sich allein sehen und sprechen konnten. Es war Sache des Heiratsvermittlers bzw. der -vermittlerin, die Verbindung zwischen beiden Personen und den beteiligten Familien zu schaffen. Oft lag eine Eheschließung sogar lediglich in der Hand der Mittelsperson.

Auch spielte bei der Verbindung zweier junger Menschen oft genug der Wahrsager eine große Rolle. Aus der Konstellation der Gestirne, unter denen die Liebenden bzw. die für einander Bestimmten geboren waren, entschied er, ob sie tatsächlich für einander geeignet wären, ob sie in der Ehe sich gegenseitig unterstützen oder schädigen würden.

Wie im Horoskop wurde aus Tag und Jahr der Geburt für jede Person der Name und das Element des Planeten festgestellt, unter dessen Zeichen sie stände, und daraus errechnete man die für sie zu erwartenden Lebensumstände.

Die zwölf Tierkreise, die für Entscheidungen ausschlaggebend waren, führen in China folgende Namen: Drache, Tiger, Schlange, Rind, Pferd, Ziege, Hund, Schwein, Hahn, Affe, Hase und Ratte. Bei der Eheschließung wurde besonders beachtet, daß Pferd und Rind, Ziege und Ratte, Schlange und Tiger, Hase und Drache, Hahn und Hund, Schwein und Affe nicht zusammenpaßten. Dagegen die Vereinigung von Rind und Ratte, Tiger und Schwein, Drache und Hahn, Schlange und Affe, Pferd und Ziege, Hund und Hase eine glückliche Ehe verspräche.

Es hat wohl sicherlich auch Ausnahmen von dieser Regel gegeben, denn es ist nicht anzunehmen, daß China zu allen Zeiten nur glückliche Ehepaare besessen hat, auch wenn sie nach diesen Gesichtspunkten verbunden worden waren.

Von jeher fühlten sich in China die Eltern verpflichtet, der ersehnten Familiennachkommen wegen, selber sehr zeitig für den eigenen Sohn eine Frau auszusuchen, damit die Familie mit Sicherheit fortgepflanzt würde. Aus diesem Grunde schlossen sie in früherer Zeit die Ehe für ihre Kinder gewöhnlich schon dann, wenn diese noch ganz klein waren. Oft war eine besonders herzliche Freundschaft zwischen bekannten Familien ein Anlaß, die Kinder miteinander zu verloben. Besonders sinnwidrig waren jedoch die Fälle, wo, noch vor einem Vorhandensein von Kindern, schon die Absicht bestand, die eventuell eintreffenden Kinder miteinander zu verheiraten.

Auf diese Weise besaßen die Eltern seit jeher große Macht über die Verheiratung ihrer Kinder, und es bedeutete eine große Sorge für sie, wenn sie ihre Kinder noch nicht verlobt oder verheiratet wußten. So wurde also die Eheschließung nicht als Sache der Kinder, sondern als Sache der Eltern betrachtet, was natürlich nach heutiger Ansicht eine gänzlich falsche Ein-

stellung war. Es ist ein ganz schrecklicher Gedanke, daß zwei Menschen sich heiraten sollten, die einander garnicht gekannt hatten. Merkwürdig ist aber, daß solche erzwungenen Ehen noch zu einem großen Teil glücklich wurden, und eine Scheidung nur sehr selten vorgekommen ist. Dieses lag in der Tat sehr viel daran, daß die beiden Partner in der Hinsicht erzogen worden waren, aufeinander stets größte Rücksicht nehmen zu müssen. Und in einem Streitfalle pflegte letzten Endes gewöhnlich jeder die Schuld auf sich zu nehmen, was natürlich größere Zwistigkeiten garnicht aufkommen ließ.

Seit der Gründung der Republik ist die Macht der Eltern in dieser Beziehung, unter dem energischen Kampf der jungen Generation gegen diese Unsitte, immer mehr geschwächt worden. Auch erklären viele ihre Verlobungen als ungültig, die in ihrer Jugend von den Eltern geschlossen worden sind; überhaupt werden keine Eheschließungen mehr gebilligt, die die Eltern selber abzuschließen geneigt sind. So entstehen gegenwärtig sehr häufig Familienstreitigkeiten aus diesen Gründen.

Nicht selten kam und kommt es auch noch vor, daß die Kinder keine genügend starke Energie gegenüber den Anweisungen und Wünschen ihrer Eltern aufbringen und dann in vielen Fällen Selbstmord verüben, ehe sie eine unglückliche Ehe schließen wollen. Daß die Eltern noch immer solch einen starken Einfluß haben, liegt erstens daran, daß es nach dem Gewohnheitsrecht als pietätslos bezeichnet wird, wenn jemand dem Willen der Eltern widerstrebt, und zweitens daran, daß die jungen Menschen gewöhnlich nicht auf eigenen Füßen stehen, sondern finanziell von den Eltern abhängig sind. Dieses Problem wäre leicht gelöst, sobald ausreichende Lebenserwerbsmöglichkeiten für die Jugendlichen geschaffen werden würden.

Allerdings haben in der letzten Zeit viele Eltern die traditionellen Ideen fallen gelassen und mischen sich nicht mehr in die Angelegenheiten ihrer Kinder ein. Es gibt aber auch nicht wenige Eltern, die das von ihnen ausgeübte Sonderrecht nicht gern aufgeben wollen. Weit und breit wird darum Propaganda gemacht, um sie von ihren althergebrachten Gewohnheiten abzubringen. Filme und Theaterstücke werden in der Öffentlichkeit aufgeführt, die zeigen, daß die Grundlage für eine Ehe nicht die Macht der Eltern, nicht die Rede des Vermittlers und auch nicht die

Gewalt des Geldes, sondern die wahre Liebe ist. Dieser Standpunkt hat sich in der jungen Generation stark eingewurzelt.

Hochzeitszeremonien

Es gibt in China zwei verschiedene Hochzeitszeremonien. Die eine, die althergebrachte Form, die von den modernen Chinesen ganz abgelehnt wird, ist sehr interessant in ihrer Art. Sie wird von der Landbevölkerung noch überall bevorzugt. Nach dieser Sitte dauert die Feier einer Hochzeit drei Tage lang. Schon längere Zeit vorher wird ein glücklicher Tag für den Beginn dieses Festes ausgesucht; er wird nach dem Kalender bestimmt oder von einem herangezogenen Wahrsager angegeben. Es ist ein Tag, der nach der Stellung der Gestirne besonders günstig für eine Hochzeit erscheint. Monatelang vorher werden schon Vorbereitungen getroffen und Einladungen an alle Verwandten und Bekannten geschickt. Je mehr Gratulanten an diesem Tag erscheinen, in desto größerem Ansehen steht die Familie.

Am ersten Tage des Hochzeitsfestes wird der sogenannte „Aussteuerumzug“ mit Musikbegleitung veranstaltet und dabei die Aussteuer vom Hause der Braut zu dem des Bräutigams getragen. Reiche Familien geben auch ein oder zwei Dienerinnen als zur Aussteuer gehörig mit, die der Neuvermählten behilflich sein müssen und ihr in ihrem neuen Heim möglichst alles recht gemütlich und vertraut machen sollen.

Der zweite Festtag wird „Haupttag“ genannt. An diesem wird zu einer glücklichen Zeit der Bräutigam in einer Sänfte zu seiner Braut ins Haus getragen, um sie abzuholen. Dieses Ereignis wird als die Zeremonie des „Selbstempfangens“ oder „Selbstabholens“ bezeichnet. Der Sänfte des Bräutigams folgen noch drei weitere Sänften. Die erste ist für die Braut bestimmt, die zwei weiteren für die Brautjungfern oder -führerinnen. Der beginnende Zug bewegt sich unter Musikbegleitung zum Hause der Braut. Fahnen und Wimpel gestalten ihn äußerst farbenfroh. Während der Zeit, die der Bräutigam im Hause der Braut warten muß, bis diese vollständig angekleidet ist, wird er mit Tee und Kuchen bewirtet.

Das Brautgewand besteht aus einer roten Jacke und einer roten Hose; Kopf und Gesicht werden ebenfalls von einem roten Tuch verhüllt.

Die beiden Brautführerinnen geleiten dann die fertig angekleidete Braut auf dem mit einem roten Teppich belegten Weg zu ihrer Sänfte, in der sie zum Hause des Bräutigams im Gefolge des ganzen Brautzuges getragen wird.

Im Hofe des Bräutigams ist ein Tisch aufgestellt, der Opfergaben, wie Weihrauch und Lichte, trägt. Die Brautleute knien nach ihrer Ankunft vor dem Tisch nieder, um ihre Verehrung für den Himmel und die Erde zum Ausdruck zu bringen, und um sich gleichzeitig auch als engverbundenes Paar zu zeigen. Hier nach wird eine besondere Zeremonie vor der Familienahnentafel vollzogen, um den Ahnen sozusagen mitzuteilen, daß ein neues Familienmitglied ins Haus gekommen ist. Nach dieser Handlung führt der Bräutigam seine Braut zu ihrem Zimmer. In dem Augenblick, in dem sie die Türschwelle betritt, zieht ihr der neuvermählte Gatte das ihren Kopf und ihr Gesicht bedeckende Tuch herab.

Oft war dieser Augenblick in der alten Zeit die erste direkte Begegnung zwischen den beiden Menschen, die fürs Leben aneinander gebunden worden waren.

Danach kleidet sich die junge Frau um und kommt erst jetzt mit den weiteren Familienmitgliedern und Hochzeitsgästen zusammen.

Zur Mittagszeit findet das große Festessen statt. Am Abend dieses Tages erscheinen die Bekannten des Bräutigams, Kollegen und Kameraden, und machen viel Spaß und Lärm im Hause, damit das Brautpaar möglichst keine Ruhe findet. Diese Sitte entspricht dem in Deutschland üblichen Polterabend.

Am dritten Festtage findet die Schlußfeier statt, während deren Verwandte und Bekannte in Ruhe beisammensitzen und sich über die Schönheit der gewesenen Festlichkeiten unterhalten.

Während der drei Tage wird von früh morgens bis tief hinein in die Nacht Musik gespielt und außerdem an jedem Tage ein größeres Festessen veranstaltet, an dem oft mehrere hundert oder sogar mehrere tausend von Geladenen teilnehmen, und das oft ein kleines Vermögen kostet. Reiche Familien veranstalten an diesen Tagen sogar Theatervorführungen, um ihre Gäste gut zu unterhalten. Die einfachen Familien sparen gewöhnlich jahrelang Geld, um die Hochzeitsfeier ihrer Kinder so üppig wie möglich gestalten zu können.

In den modern eingestellten Familien werden die Hochzeitszeremonien wesentlich einfacher gestaltet. Die Feier findet größtenteils zu Hause oder in einem Restaurant statt. Zu den Feierlichkeiten erscheinen die Eltern beider Teile, einige Brautzeugen und im Verhältnis nur wenige Gäste. Als Hauptbrautzeuge wird immer ein hochhehrwürdiger, alter Mann gewählt, der die ganzen Zeremonien leitet.

Der Bräutigam holt in diesem Falle die Braut in einem Wagen, meistens sogar in einem Auto ab. Beide treten nach dem Eintreffen in dem Festhause vor einen in der Mitte des Festsaales stehenden Tisch, hinter dem die Brautzeugen Aufstellung genommen haben. Es werden nun von den Brautzeugen, den Eltern und dem Brautpaar kurze Reden gehalten, in Hinsicht auf die Bedeutung des Hochzeitstages. Darauf tauschen die Eheleute ihre Ringe aus und unterschreiben danach den Ehevertrag, den auch die beiderseitigen Eltern und die Brautzeugen unterschreiben. Hiermit ist die Trauungszeremonie beendet und die eigentliche Hochzeitsfeier beginnt, die von einem großen Festessen eingeleitet wird.

Diese Zeremonien sind den europäischen sehr ähnlich. Sie unterscheiden sich von diesen jedoch darin, daß sie keine religiöse Bedeutung und Form haben.

Begräbnisse

Während die chinesischen Hochzeitszeremonien in der letzten Zeit sich in ihrer Art bei einem Teil des chinesischen Volkes sehr gewandelt haben, ist die altüberlieferte Begräbniszeremonie, die eng mit dem Ahnenkult in Zusammenhang steht, in ihrer Form erhalten geblieben.

Bestattungsarten gibt es verschiedene. Die allgemein übliche ist die Erdbestattung.

Wie bekannt, ist der Sarg eine alte Erfindung Chinas; man kannte ihn schon vor mehreren tausend Jahren. Er war ein Wunschobjekt der Pietät, denn es entsprach nicht dem chinesischen Empfinden, die Leichen von Tieren auffressen zu lassen. Eng mit der Erdbestattung hängt auch die Suche nach einer günstigen Begräbnisstätte zusammen. Viele Familien pflegen eigene Grabstätten zu haben. Wer in früheren Zeiten eine solche bauen lassen wollte, suchte sich stets zuerst einen Geomanten,

der die Gegend je nach der Zusammenstellung von Bergen, Wasser und Wäldern für günstig oder ungünstig erklärte, denn ein günstig gelegenes Grab sollte den Nachkommen Ruhm, Ansehen und Reichtum versprechen; wohingegen ein Grab an ungünstiger Stelle den Untergang einer Familie bedeuten konnte.

Für die einfachen Leute, die keine privaten Begräbnisstätten besitzen, stehen staatliche oder städtische Einrichtungen, die sogenannten öffentlichen Friedhöfe zur Verfügung, die kostenlos benutzt werden können.

Der Ahnenkult ist jedoch der Grund, daß die Hinterbliebenen ein möglichst pompöses Begräbnis veranstalten, um dadurch ihre Pietät dem Verstorbenen gegenüber zu zeigen.

Dafür können, wie oft betont wird, alle Ersparnisse ausgegeben werden, da die Kinder den Toten auf ihrem letzten Wege noch möglichst viel Liebe vergelten sollen.

Der Leichnam bleibt zuerst drei Tage lang auf der Bahre liegen und wird dann in einen Sarg gelegt. Die in sehr ärmlichen Verhältnissen lebenden Leute bestatten die Toten gewöhnlich schon am dritten Tage nach dem Verscheiden. Reiche Familien lassen dagegen den Sarg dicht verschließen und verkleben gegen den ausströmenden Verwesungsgeruch und behalten ihn meistens drei bis fünf Wochen lang in ihrem Hause. Hierdurch soll zum Ausdruck gebracht werden, daß man den Abgeschiedenen nicht gern im Hause entbehrt.

Während dieser Zeit halten dauistische, buddhistische und lamaistische Mönche im Hause des Verstorbenen Andachten ab, wobei sie Gebete für den Toten verrichten und Segenssprüche über ihn aussprechen.

Das Begräbnis findet an einem eigens dazu ausgesuchten glücklichen Tage statt. Im Begräbniszuge gehen die Hinterbliebenen Kinder weißgekleidet vor dem Sarge des Verstorbenen her. Der älteste Sohn stützt sich auf einen Trauerstab und zieht symbolisch an einem weißen Bande den Sarg hinter sich her, der unter einem Baldachin von zahlreichen Personen, oft von Hunderten, getragen wird.

Am Grabe werden nach der Bestattung des Toten aus Papier gefertigte Gebrauchsgegenstände, Tiere, verschiedene häusliche Geräte, Menschenfiguren und Geldstücke verbrannt, in dem Sinne, daß der Verstorbene diese Sachen in seinem nächsten Leben in Gebrauch nehmen könnte.

Die Trauerzeit dauert für die Kinder gewöhnlich drei Jahre lang; als besonders streng gelten die ersten hundert Tage, in denen eine bestimmte Lebensweise und eine genau vorgeschriebene Kleidung üblich sind.

Diese Begräbniszeremonien sind natürlich mit sehr viel Aberglauben verbunden. Sie wären sicherlich auch schon mehr im Verschwinden begriffen, wenn sie nicht mit dem Ahnenkult in engstem Zusammenhang stehen würden. So sind sie noch immer aufrecht erhalten worden und wie hervorzuheben ist, wurde die Ehrfurcht der Kinder gegenüber den Eltern durch diese Sitte von jeher stark beeinflusst.

Essen und Trinken

Gerade bei diesem Kapitel wird in jedem Chinesen der Gedanke auftauchen, den er immer bei der Beantwortung einer Frage hat, wenn sie an ihn gestellt wird, daß nämlich die Angabe über das Essen von verschiedenen, angeblichen Leckerbissen, wie Ratten, Regenwürmern und Schlangen ganz aus der Luft gegriffen ist. In den Zeiten, in denen man sich China noch als Märchenland vorstellte, haben Abenteurer, vielleicht aus bestimmter Tendenz, solche Behauptungen, ja sogar heute noch, verbreitet. Sie wurden ihnen von den Neugierigen gern geglaubt und von den späteren Journalisten ebenso gern als Urkunden benützt, um ihre Reisebeschreibungen und Schilderungen besonders interessant gestalten zu können. Jeder, der China kennt, wird überzeugt sein, daß weder Chinesen noch China besuchenden Ausländern jemals ein solches Essen vorgesetzt worden ist. Man hat von richtigen Kennern sogar oft das Urteil gehört, daß die chinesische Küche als die abwechslungsreichste und schmackhafteste der Erde bezeichnet werden kann.

Die Auswahl der Speisen ist besonders groß. Alle Arten von Fleisch, Fischen und Gemüsen werden verwendet. Es ist eine ganz falsche Vorstellung, daß, wie man oft in Europa hört, einfache Chinesen, wie z. B. die chinesischen Arbeiter, sich täglich nur von einer Handvoll Reis ernähren. Dieses kann man sich schon vernunftmäßig deshalb als unwahr erklären, da Menschen, die sich auf diese Art ernähren, wohl ganz arbeitsunfähig sein würden.

Reis wird allerdings sehr viel in China gegessen, und zwar an Stelle der in Europa üblichen Kartoffeln. Wenn viele Leute sich bei den Mahlzeiten auch nicht Fleisch leisten können, so essen sie an dessen Stelle doch viel Gemüse, die es in China sehr reichlich und billig gibt.

Somit bilden in China also Reis und Gemüse die Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung.

Aus den Gemüsen werden besonders viel Salate bereitet und diese, wie Gemüse überhaupt, werden in China nicht nur als Beilage, sondern gewöhnlich als Hauptgericht gereicht. Neben Fleisch und Gemüsespeisen spielen auch die Fischgerichte eine sehr wichtige Rolle. Besonders beliebt sind daneben die sonstigen Erträge aus den Seen und dem Meer, wie z. B. Seegurken, Haifischflossen und Seeschwalbennester, die nicht nur in China, sondern auch in vielen anderen Ländern als große Delikatessen gelten.

Zu allen Gerichten gehört als Zusatzspeise der Reis. Er wird jedoch ganz anders als in Europa zubereitet. Im Gegensatz zu europäischen Methoden, die Butter, Salz und Milch vorschreiben, wird der Reis in China nur mit wenig Wasser gekocht. Er wird darin einmal aufgekocht, und dann muß er weiter nur dämpfen. Auf diese Weise wird der Reis niemals breiartig und läßt sich für alle Gerichte passend verwenden.

Es gibt in China nur drei Tagesmahlzeiten, sie sind aber alle Hauptmahlzeiten, denn man erhält zu jeder ein kräftiges und reichliches Essen vorgesetzt. Das Frühstück und Abendbrot gelten als genau so wichtig und sind gleich reichhaltig wie das Mittagessen.

Zu jeder Mahlzeit gibt es in einer Familie, von z. B. vier Personen, gewöhnlich zwei oder vier verschiedene Gerichte, außerdem eine Suppe und den unentbehrlichen Reis oder Mehlspeisen.

Die Suppe wird mit Löffeln gegessen, alles übrige aber mit Stäbchen, die aus Elfenbein, Bambus oder Holz gefertigt sind.

Das Fleisch und das Gemüse werden bei der Zubereitung der Mahlzeit schon so klein geschnitten, daß man sie beim essen sehr leicht mit den Stäbchen aufnehmen kann. Gabeln und besonders Messer auf dem Tisch, das wird von den Chinesen als sehr unfein angesehen.

Die Suppe nimmt man nicht wie in Europa zuerst, sondern stets zuletzt, damit man mehr von den anderen Speisen essen kann und nicht schon gleich von der Suppe eventuell satt ist, was natürlich für die Hausfrau nicht sehr günstig ist.

Zu der Veranstaltung eines Festessens werden die Gäste wenigstens ein paar Tage vorher eingeladen und sind verpflichtet, rechtzeitig eine zu- oder absagende Antwort zu geben. Ein solches Festessen findet meistens im eigenen Hause statt oder auch in einem Restaurant, in dem geschlossene und ruhige Räume zur Verfügung stehen.

Auch wenn man unter gewöhnlichen Umständen mit mehreren Bekannten zusammen ein Restaurant besucht, erhält man kleine abgeschlossene Räume, in denen man sich ungestört unterhalten kann. Selten kommt es vor, daß man in einem großen Lokal mit fremden Leuten an einem Tisch zusammensitzen muß. Man erhält meistens auch in dem Falle, in dem man allein hinkommt, einen für sich abgetrennten Raum.

Bei Einladungen ist man stets sehr darauf bedacht, nur Gäste zusammen einzuladen, die sehr gut aufeinander abgestimmt sind, damit jede Gesellschaft ein Bild schönster Harmonie bietet und sie für jeden Teilnehmer gemütlich ist. Zum Souper wird schon sehr zeitig, für den späten Nachmittag, eingeladen, wo dann den Gästen zuerst eine Tasse Tee vorgesetzt wird, bei der sie sich längere Zeit zwanglos unterhalten können. Um sieben Uhr ist gewöhnlich der Anfang des Essens, das sich über mehrere Stunden ausdehnt, da viele verschiedene Gerichte angeboten werden, und außerdem die Unterhaltung einen wichtigen Faktor bildet, bei der der Wein nie fehlt.

Es kommt häufig vor, daß Europäer bei einem chinesischen Essen sehr zu kurz kommen, da sie gewöhnlich bei Beginn schon recht kräftig darauflosessen, wonach sie bald gesättigt sind und dann natürlich bei den nachfolgenden Gerichten nicht mehr zulangend können. Das chinesische Essen besteht eigentlich nur aus einem Kosten der zahlreichen Gerichte.

Der Wein, der von Anfang bis zum Ende des Mahles gereicht wird, ist der sogenannte Reiswein, der aus gebranntem Getreide hergestellt wird. Bier genießt der Chinese nur wenig. Der Wein wird ausschließlich beim Essen getrunken.

Wie man in Europa oft nur Getränke genießt, ohne etwas dabei zu essen, so kennt der Chinese diese Art des Trinkens gar-

nicht. Obwohl man in China viel trinkt, so sieht man doch nur sehr selten betrunkene Chinesen, da jeder sich streng daran hält, nur soviel zu trinken, wie er vertragen kann, und auch nur der Rausch geschätzt wird, nie die sinnlose Betrunkenheit.

Beim Trinken werden häufig Spiele veranstaltet, die große Literaturkenntnisse voraussetzen.

Sehr beliebt und oft vorgeführt wird das sogenannte Fingerspiel. Dieses ist ein einfaches Spiel, es bedarf aber großer Geistesgegenwart. Zwei Spieler müssen dabei zugleich eine beliebige Anzahl von Fingern einer Hand hochheben und dazu eine Zahl zwischen eins und zehn ausrufen. Man versucht nun dabei schon im voraus zu erraten, wieviel Finger der Partner ausstrecken wird, wonach man sich dann selber richtet. Wer die Zahl ausruft, die die Summe der selbst ausgestreckten Finger und der des Gegners bildet, der hat das Spiel gewonnen. Der Verlierer muß nun, im Gegensatz zu europäischen Spielersitten, nach denen stets der Gewinner eine Belohnung erhält, einen großen Schluck Wein trinken.

Als besonders eigentümlich fällt den Fremden in der chinesischen Gesellschaft auf, daß gewöhnlich der Hausherr zu einer Veranstaltung nur Herren und die Hausfrau nur Damen einlädt. Diese Festlichkeiten können an demselben Tag stattfinden. Die Geladenen sitzen jedoch getrennt und zwar aus dem Grunde, da die Unterhaltung beider Geschlechter ganz verschiedener Art ist. Diese Geselligkeit ist beiden Teilen immer sehr erwünscht gewesen, und sie haben sich in dieser gewissen Zwangslosigkeit stets sehr wohl gefühlt.

Durch den europäischen Einfluß ist auch hierin eine teilweise Wendung eingetreten, indem jetzt Herren und Damen alles gemeinsam unternehmen wie in Europa, wodurch eine Gesellschaft, wie zugegeben werden muß, wohl doch abwechslungsreicher, lustiger und interessanter gestaltet werden kann, was auch dem heutigen Zeitgeist mehr entspricht.

Die Sojabohne

Eines der wichtigsten Nahrungsmittel Chinas ist die Sojabohne. Sie ist ein besonderes Landesprodukt der drei östlichen Provinzen, der Mandschurei. Der vorwiegende Lösboden dieses Gebietes läßt sie dort besonders gut gedeihen. Durch ihren



陽文之而成此則觀物生九考則春之說可也陽字春者通也又云之小牯犬未
 向陽分陰無夫任下字小人之義物多容論詳矣以爲春之所以爲春
 在九東居三春之九三即乾之九三即君子於乾之九三陽若必有
 此乾之陽屬然則陽若而春是道而春以春保其春也保不交即曰是年不陰死
 注不讓使年乾陽之者則年者法而往之復矣又得之曰報負九陰蓋深如而某明
 蓋艱曰乾陽之必乾之如其報陽若可守其自也蓋陽先陰而交其相通者
 不於健之九三故曰馬元野訓漢世之春其九家報說在者皆當以是為性而
 有得世所民之春一人元不可不深測也而由故滿性亦通而增也蓋春者性守其
 春而不春其可通以法入於否後世皆言於春位春者春之也以春不切春也亦
 主辰卦春成則應說一舊說者報春者春之氣也蓋報春宜宜宜宜宜宜宜宜宜宜
 此一柱之的也說於性性心版明完滿也

Kaiser Chien Lung Am glücklichen Neujahrstage
 18. Jahrhundert



月中玉兔搗靈丹却
被神娥竊一丸
從此凡胎變仙骨
天風桂子降青鸞
吳郡唐氏畫并題

Chang O und der Mond

Export wurde die Mandschurei zu großem Reichtum geführt.

Die Sojabohne ist die eiweißreichste und fetthaltigste Frucht, die es überhaupt auf der ganzen Erde gibt. Nach genauesten Untersuchungen enthält ein Pfund Sojabohnen genau soviel Eiweiß und Fett wie dreiundeinhalbes Pfund knochenloses, mittelfettes Rindfleisch oder neunundzwanzig Eier oder dreiundeinhalber Liter Vollmilch in ähnlich zuträglicher Form wie diese Nahrungsmittel.

Sie bietet den Vorteil, als Zusatz zu Gerichten ganz oder teilweise an Stelle von Fleisch verwendet werden zu können. Aus der Sojabohne wird außerdem ein Saft gepreßt, den man in China an Stelle von Milch früh zum Frühstück trinkt.

Während sie in China schon seit Jahrtausenden als wichtiges Nahrungsmittel bekannt ist und zu einem ausgesprochenen Volksnahrungsmittel geworden ist, war sie bis vor kurzem von Europäern garnicht für die Ernährung in Betracht gezogen worden. In der letzten Zeit hat Deutschland jedoch mehrfach Versuche gemacht, die Sojabohne anzubauen. Teilweise waren die Erfolge ganz annehmbar, in manchen Gebieten bedingte jedoch die andersartige Bodenzusammensetzung einen nur minderwertigen Ertrag.

Abgesehen von ihrer Wichtigkeit als besonders nahrhaftes Ernährungsmittel, ist ihr Anbau vielen Seiten, besonders den Bäckern, sehr erwünscht, nicht zuletzt wegen des besonders günstigen Kaufpreises.

Tee

Nimmt man in Europa im Dunkeln eine Tasse mit Tee gefüllt in die Hand, dem Zucker, Zitrone, Rum oder Milch beigemischt sind, so wird man kaum feststellen können, daß dieses Getränk Tee ist. Um den eigentlichen Geschmack des Tees würdigen zu können, muß er ohne allen Zusatz getrunken werden, wie es in China getan wird.

Er wird in China zu dem ohne alle Hilfsgeräte wie Teeier, Gasesäckchen usw. aufgebrüht. In ein Gefäß lose hineingetan, wird er dann mit kochendem Wasser überbrüht.

Da man in China im allgemeinen wenig Wein und Kaffee trinkt, so ist der Tee seit Jahrtausenden das Hauptgetränk der Chinesen. An Stelle von Cafés sieht man in China überall

Teehäuser stehen; man wird zum Tee eingeladen, nicht zum Kaffee, und auch in den Geschäftshäusern bekommt man gelegentlich eine Tasse Tee vorgesetzt.

Der Tee ist in China schon seit den ältesten Zeiten bekannt. Hauptsächlich im Süden des Landes finden sich zahlreiche Teeplantagen. Viele Chinesen ziehen die Teepflanzen auch in ihrem eigenen Garten. Es gibt mehrere hundert Sorten von Tee, die je nach dem Ort und der Zeit des Pflückens ihren bestimmten Namen haben. Während der Erntezeit, gewöhnlich im späten Frühjahr, gehen Männer, Frauen und Kinder ans Teeblätterpflücken. Diese Arbeit muß sehr schnell ausgeführt werden, da die Erntezeit nur eine kurze Weile andauert. Wenn die Blätter nicht rechtzeitig gepflückt werden, verlieren sie bald ihre Zartheit.

Diese kleinen, von den Stauden abgepflückten Blätter, besonders auch von frischen Sprossen her, werden sorgfältig sortiert, gedämpft und geröstet. Auf dem Teemarkt wird dieser Tee von Teeschmeckern auf seine Qualität hin geprüft und sein Preis nach seinem Wert bestimmt.

Es gibt zwei Teefarben, die rote und die grüne. In Europa trinkt man gern den roten, in China dagegen den grünen Tee.

Am liebsten wird der ganz frisch geröstete Tee gekauft, da dessen Aroma am besten ist. Der abgelagerte Tee hat niemals den hervorragenden Geschmack. Die chinesischen Teegeschäfte führen gar keine anderen Verkaufsartikel außer Tee, den sie meistens in Fässern oder Büchsen aufbewahren.

Daß der Tee in Europa nicht so gut schmeckt wie in China, liegt nur daran, daß er nicht mehr frisch ist. Es kommt auch sehr viel vor, daß Kaufleute besonders billigen, qualitativ schlechten Tee einführen, der natürlich keine guten Vorzüge haben kann.

Oft hört man auch, daß China den besten Tee für sich behalte. Diese Behauptung entbehrt jedoch jeglicher Grundlage, denn China ist selbstverständlich nicht uninteressiert daran, seinen besten Tee eher als den schlechten zu verkaufen, und darum ist es auch sehr bemüht, diesen auszuführen.

Der Teekult fand von China aus Eingang in Indien und besonders in Japan.

Es wird berichtet, daß mehrere japanische Priester vor mehr als zweitausend Jahren Teesamen von China nach Japan gebracht haben, um ihn dort anzubauen. Zu diesem Zweck wurde auch eine Anzahl chinesischer Tearbeiter in Japan angestellt,

die als Fachleute die dortigen Teekulturen pflegen sollten. Japan hat außerdem regelmäßig Kommissionen zum Teestudium nach China geschickt.

Damit begann in Japan der Teebau, das heute der größte Teekonkurrent Chinas ist. Durch die japanische und auch indische Teeindustrie ist der chinesische Tee, der ehemals den ersten Platz auf dem Weltmarkt innehatte, sehr verdrängt worden.

Die chinesische Teeindustrie hat bis heute ihre alten überlieferten Zubereitungsmethoden beibehalten, während die Japaner und Inder moderne Herstellungsmethoden und Maschinen für die Bearbeitung verwenden. Aber an Geschmack und Aroma ist der chinesische Tee den anderen noch immer weit überlegen.

China ist in der Neuzeit allerdings ebenfalls bestrebt, sich die technischen Errungenschaften für die Teeherstellung zunutze zu machen, ohne aber die spezielle Qualität des chinesischen Tees darunter leiden zu lassen, woraus zu hoffen ist, daß sein Absatz wieder einer Steigerung entgegengehen wird. Damit kann auch die Produktion merklich erhöht werden und gleichzeitig, natürlicherweise, der Verkaufspreis erheblich sinken.

Volksfeste

Die chinesischen Volksfeste werden, obwohl das chinesische Reich in seiner ungeheuren Größe sich weit in die verschiedensten Gegend erstreckt, überall in demselben Rahmen und in derselben Art und Weise gefeiert. Die lange Tradition der Gebräuche hat es bewirkt, daß sie sich in einer sehr einheitlichen Form vorfinden.

Bei einem nahenden Fest durchzieht die alten, wie auch die jungen Leute stets eine echte Festesfreude, die durchaus nicht durch äußere Einflüsse angeregt wird, sondern tatsächlich aus dem innersten Gefühl entspringt.

Man begeht die Feiern gern im engsten Kreise, sowie auch die deutschen Weihnachtsfeiern im kleinsten Familienkreise abgehalten werden. Allgemein zeigt sich wenig Begeisterung für große Massenveranstaltungen; laute Vergnügungen spielen in China überhaupt niemals eine große Rolle. Solche großen Treffen zeigen, ebenfalls wie in europäischen Ländern, meistens etwas Gezwungenes. Sie reißen wohl durch den Trubel der gesamten Volksmenge den Einzelnen mit, haben jedoch oft keine echte

Gemütlichkeit aufzuweisen. Bei der Feier eines Festes kommt die echte Freude von innen heraus; das richtige Festgefühl ist so stark und ursprünglich, daß jeder, der es empfindet, ungerne die Feiertage vorübergehen läßt, sie im Gegenteil noch sehr lange ausdehnen möchte.

Neujahrsfest. Besonders lange dauerte in China in früheren Zeiten das bei jung und alt überaus beliebte „Neujahrsfest“. Es wurde nicht ein oder zwei Tage hindurch, sondern manchmal bis zu einem Monat lang gefeiert. Schon längere Zeit vorher wurden die Vorbereitungen dafür getroffen. Besonders der Einkauf von Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen begann mehrere Wochen davor.

Fast jede Familie schlachtete zu diesem Feste, soweit es ihr Wohlstand erlaubte, ein Schwein. Hof- und Wohnräume wurden festlich geschmückt und an den Türen bunte Seide und rotes Papier mit sinnvollen und glücklichen Inschriften befestigt. An den aufeinanderfolgenden Feiertagen wurden große Festessen veranstaltet, an denen alle Familienmitglieder teilnahmen. Auch diejenigen, die sich auswärts aufhielten, versuchten zu dieser Zeit nach Hause zurückzukehren, um das Familienfest zusammen mit den Angehörigen feiern zu können.

Dieses Fest ist besonders interessant, da zahlreiche seltsame Gebräuche und Zeremonien auch heute noch dabei üblich sind.

Am Jahresende kommen nach buddhistischem Glauben alle Gottheiten zu den Menschen herab auf die Erde. Zu ihrem Empfang werden darum am Silvesterabend Opfer dargebracht, und anschließend wird das neue Jahr gefeiert.

Unter den Gottheiten kommt auch der bei den Chinesen beliebte Küchengott vom Himmel herab, dessen Bild, außer bei modernen Familien, ständig auf einem Altar hinter dem Küchenofen steht. Man erzählt von ihm, daß er alles, was in der Familie vorgeht, sieht und es dem Himmelsgott berichtet. Am dreiundzwanzigsten Tage des letzten Monats, der gewöhnlich „Klein-Neujahr“ genannt wird, steigt er zum Himmel hinauf. An diesem Tage wird sein Bild verbrannt und ihm eine Art von süßem, sehr klebrigem Tragant geopfert, der manchmal auch um den Mund seines Bildes gestrichen wird, damit er nicht den Mund öffnen kann, um eventuell etwas Schlechtes von der

Familie zu erzählen. Auch die Menschen essen mit von diesem Tragant, damit auch sie nicht von schlechtem reden.

Diese Gebräuche, die mit den Neujahrssitten zusammenhängen, finden in vielen modernen chinesischen Familien nicht mehr statt.

Die Zeremonien, die seit altersher in den Neujahrstagen abgehalten wurden, werden in allen Familien ausgeübt. Hierzu hängt man die Ahnenbilder auf, die sonst verwahrt liegen und bereitet vor ihnen ein Opfermahl, in dem Sinne, daß auch die Verstorbenen an den Feierlichkeiten teilnehmen sollen.

Vom ersten bis zum sechsten Januar sind alle Tempel geöffnet, in denen die frommen Buddhisten und Dauisten ihre Opfer darbringen. Sie zünden dazu Weihrauch und Lichter an.

Alle diese schönen aber mit Aberglauben verbundenen Neujahrsgebräuche sind zum großen Teil abgeschafft worden, seitdem die chinesische Regierung den europäischen Kalender eingeführt hat, nach welchem das Neujahrsfest zu anderer Zeit begangen und nur noch durch drei Tage hin gefeiert wird. Dadurch ist das alte Neujahrsfest fast zur Bedeutungslosigkeit verurteilt worden.

Laternenfest. Nach dem Neujahrsfest wird das auf den fünfzehnten Januar fallende „Laternenfest“, das das interessanteste Fest in China ist, gefeiert. Auch dann sind alle Tempel geöffnet und außerdem mit Laternen geschmückt. In den Schaufenstern und an den Türen der Geschäfte sind überall zahlreiche kunstvolle Laternen angebracht, die während dieser Feiertage bis tief hinein in die Nacht brennen. Die größeren Geschäfte zünden auch Feuerwerke an und lassen dabei meist Musikkapellen, die von dem eigenen Personal gebildet werden, spielen.

Von weit und breit eilen in diesen Tagen die Leute nach der Stadt, um die Festgebräuche anzusehen. Viele Vergnügungstrupps durchziehen die Straßen mit Musik und Lampions, wobei sich der zuschauenden Menge sehr wechselvolle Bilder bieten.

Auch viele Familien besitzen Laternen, die sie in möglichst reicher Anzahl anzünden.

Nach diesem Fest wird die Arbeit wieder aufgenommen und das gewohnheitsmäßige Leben setzt ein.

Fest der Gräberreinigung. Inmitten der chinesischen Frühlingstage findet das mit dem Ahnenkult in engstem Zusammenhang stehende „Fest der Gräberreinigung“ statt, das dem deutschen Totentag entspricht. Während der Chinese an jedem Feiertag den Toten besondere Opfer darbringt, werden an diesem Tag ihre Gräber gereinigt und ihnen Blumenspenden und ein Speiseopfer dargebracht.

Diese Sitte herrscht in allen chinesischen Kreisen, wie bei allen hohen Staatsbeamten, so auch bei den einfachsten Staatsbürgern. Dieses ist der Tag, an dem die Verbindung mit den Ahnen besonders gepflegt wird.

Da man an diesem Tage auch Bäume um die Gräber pflanzt, führt dieses Fest ebenfalls den Namen „Fest der Baumbepfanzung“. Es ist von der chinesischen Regierung in neuerer Zeit als offizieller Feiertag festgelegt worden. Die symbolische Handlung des Baumpflanzens wird auch von dem Staatspräsidenten, den Provinzialgouverneuren und Bürgermeistern vollzogen. Sie führen ihre ganze Gefolgschaft ins Freie und pflanzen dort in feierlicher Weise Bäume. Studenten und Schüler veranstalten sogar weitere Ausflüge, um der allgemeinen Pflicht des Baumpflanzens zu genügen. Diese Pflicht erstreckt sich auch auf alle Werktätigen und Kaufleute. Hierdurch sind in der letzten Zeit sehr viel neue Baumanlagen entstanden.

Maifeier. Die „Maifeier“ wird am fünften des fünften Monats zu einer Zeit, in der die Sonnenkraft am stärksten wirkt, begangen. Über den Ursprung dieses Festtages wird berichtet, daß er im Andenken an den Staatsmann Tsü Yüan, der einige Jahrhunderte vor Christus lebte, begangen wird. Es wird erzählt, daß er, nachdem er in Ungnade bei seinem König gefallen war, und nun seine Fähigkeiten nicht länger beweisen konnte, am fünften des fünften Monats mit einem großen Stein in den Händen ins Wasser sprang. Die Bevölkerung bedauerte ihn sehr und warf mit Bambusblättern umwickelte Reisklöße ins Wasser, eine Sitte, die sich noch bis in die heutige Zeit erhalten hat. Diese Klöße werden während der Feiertage auch überall in den Familien gegessen.

In Südchina wird dieses Fest „Drachenfest“ genannt. Buntgeschmückte Boote, die eine drachenähnliche Form haben, werden

dann auf den Flüssen unter Musikbegleitung hin und her gerudert. Von ihnen werden die Reisklöße als Opfergabe ins Wasser geworfen, um den Geistern dort unten Verehrung zu erweisen.

Fest der Geschicklichkeit. Ein früher sehr beliebtes Fest, das heute nur noch in allereinfachster Form begangen wird, ist das „Fest der Geschicklichkeit“ am siebenten des siebenten Monats. An diesem Tage soll nach alten Berichten eine Zusammenkunft des Kuhhirten und der Weberin stattfinden, die ursprünglich zwei Sterne am Himmel waren und zwar der Atair im Adler und die Wega in der Leier. Die Weberin war die siebente der neun Töchter des Himmelsgottes, die im Bade von dem Kuhhirten überrascht wurde und ihn danach heiraten mußte.

Nachdem beide jedoch sieben Tage lang verheiratet waren, mußte die Weberin wieder in den Himmel zurück, um die Wolkenseide weiterzuweben. Als der Kuhhirt ihr folgen und sie zurückhalten wollte, zog sie mit ihrem Haarpfel einen Strich quer über den Himmel, der zu dem „Silberfluß“, der Milchstraße, wurde.

Seitdem dürfen sie sich nur einmal im Jahre treffen. Am Abend des siebenten Tages des siebenten Monats kommen alle Vögel der Erde herbeigeflogen und bilden eine Brücke, auf der die Weberin zu ihrem Gemahl hinübergehen kann. Wenn an diesem Abend ein feiner Regen fällt, dann sagen die chinesischen Frauen zueinander: „Das sind die Tränen, die der Kuhhirt und die Weberin beim Abschied vergießen.“ Aus diesem Grunde wird dieses Fest zuweilen auch „Regenfest“ genannt.

Der Name „Fest der Geschicklichkeit“ ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, daß man zur Zeit der Tang-Dynastie Blumen, Früchte, Wein und Speisen opferte und dabei zu diesen beiden Sternen um Geschicklichkeit betete.

Die jungen Mädchen taten an diesem Tage eine Spinne in eine goldne Schachtel, und das Mädchen, das am nächsten Morgen beim Öffnen der Schachtel die zartesten Spinnewebe vorfand, konnte hoffen, daß sie die Geschickteste werden würde.

Eine ähnliche Probe auf die Geschicklichkeit war auch der Versuch, fünf verschiedenfarbige Fäden beim Mondschein in eine Nadel mit neunfachem Öhr einzufädeln.

Verheiratete Frauen formten an diesem Tage kleine Puppen aus Wachs und ließen sie auf dem Wasser schwimmen. Diese Handlung sollte ihnen dazu verhelfen, Kinder zu bekommen, denn Kinder wurden in China zu allen Zeiten als ein Segen für die Familie betrachtet.

Fest der Toten. Das besondere „Fest der Toten“ wurde am fünfzehnten des gleichen Monats in einem sehr großen Rahmen gefeiert. Es ist in der letzten Zeit zum „Fest der Gefallenenverehrung“ erhoben worden. Die Behörden einer jeden Stadt begehen an diesem Tage ein offizielles Opfer, auch Freilichtspiele werden dann aufgeführt, um die Toten zu ehren. Am späten Nachmittag des Tages, wird gewöhnlich ein großes Schiff aus Papier verbrannt, damit die Geister der Verstorbenen mit Sicherheit die Flüsse überschreiten können.

Abends läßt man zahlreiche, aus Papier gefertigte Lotoslampen auf dem Wasser schwimmen, um dem Schiff Licht zu geben. Auch die Privatfamilien bringen den Toten an diesem Tage Opfer dar.

Herbstfest. Das schönste Fest im Jahre außer dem Neujahrsfest ist wohl das „Herbstfest“, am fünfzehnten des achten Monats, an dessen Abend Vollmond ist, der sich durch eine besonders strahlende Helle auszeichnet. Die Opfer werden an diesem Tage unter freiem Himmel dargebracht.

Es wird runder Mondkuchen gebacken und verschenkt, auf dem ein Bild des Mondpalastes aufgeprägt ist. In diesem Palast soll eine Göttin wohnen und im Hofe ein heilkräftiger Kassiabaum wachsen, unter dem ein Hase das Lebenselixier in einem Mörser bereitet. Ein solches Bild wird auch auf den Opfertisch gestellt und dann verbannt.

Die Mondgöttin war die Frau des berühmten Bogenschützen Ho I. Weil Ho I Verdacht schöpfte, daß sie ihn betrogen hätte, wollte er sie totschießen. Seine Frau hatte Angst vor ihm; sie stahl der „Kaiserlichen Mutter des Westens“ das Lebenselixier und wollte nach dem Mond entfliehen. Ein Wahrsager hatte ihr gesagt, sie solle immer nach Westen gehen und brauche sich nicht zu fürchten, wenn es dunkel würde, später würde es wieder hell werden. Sie kam glücklich an, wäre aber von ihrem

Mann doch noch getroffen worden, wenn sie sich nicht hinter dem Mondhasen versteckt hätte.

Der Hase soll das heilige Tier des Mondes sein, weil er auch im Mondschein die Augen aufbehält. Es wird behauptet, daß, wenn der Mond sehr hell scheint, die Hasen viele Junge bekommen. Wie eine buddhistische, von der alten chinesischen abweichende Überlieferung behauptet, lebte einst ein Hase mit einem Fuchs und einem Affen, trotz ihrer verschiedenen Rasse, in guter Freundschaft. Der Gott des Himmels besuchte sie als alter Mann verkleidet und bat sie um Essen. Der Fuchs brachte einen Karpfen, der Affe Früchte, nur der Hase hatte nichts gefunden. Er schämte sich und warf sich ins Feuer, um sich selbst als Speise zu opfern. Der Gott des Himmels war gerührt und wollte den Hasen nicht sterben lassen. Er versetzte ihn darum auf den Mond und machte ihn unsterblich.

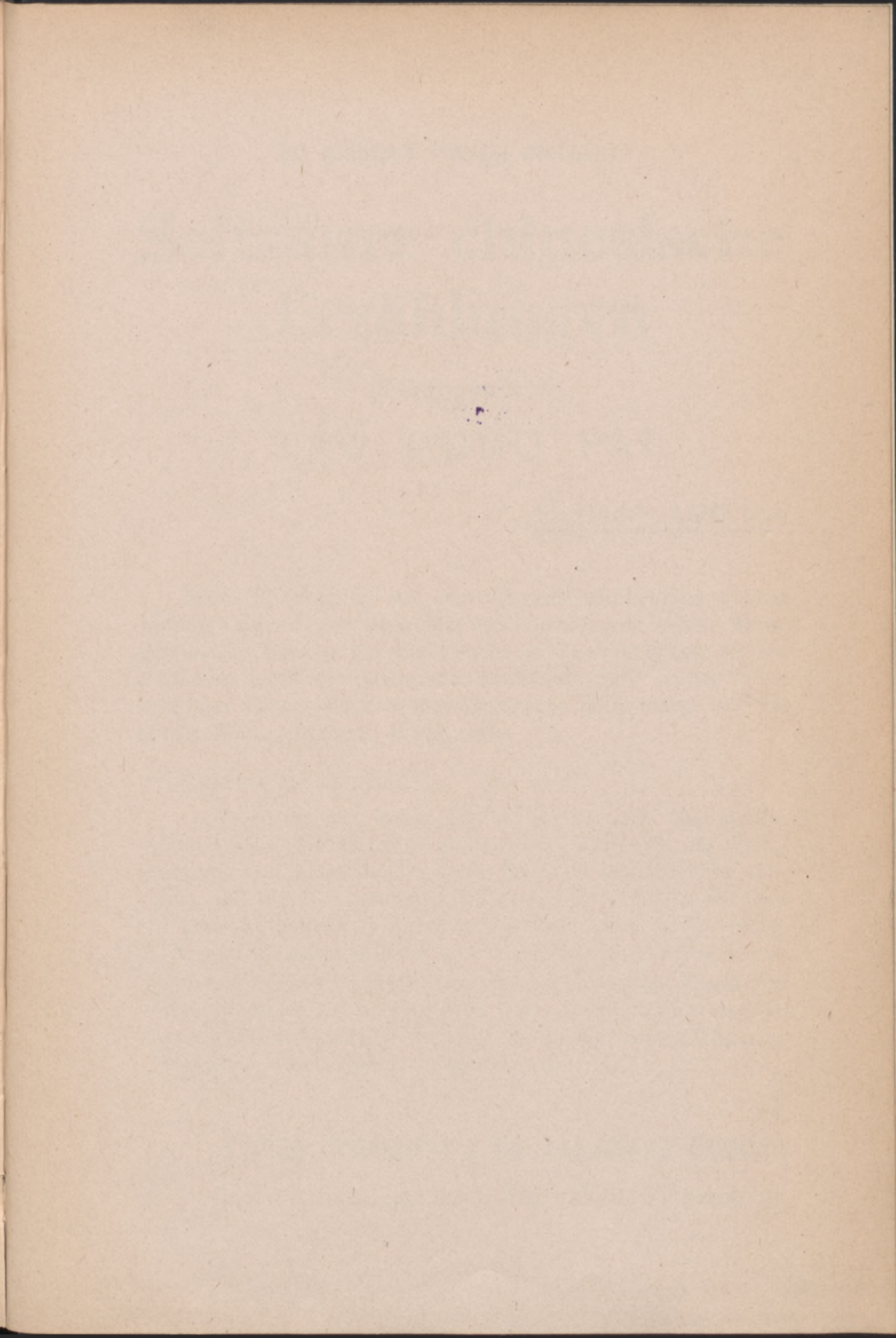
Wie in Europa die Sage vom Mann im Mond, so gibt es auch in China eine Erzählung von einem alten Mann, der im Mond die Beine vom Knaben und Mädchen zusammenbindet, um zukünftige Ehen zu stiften. Diese Schnur ist zwar unsichtbar, aber sie soll so stark sein, daß niemand ihr enttrinnen kann.

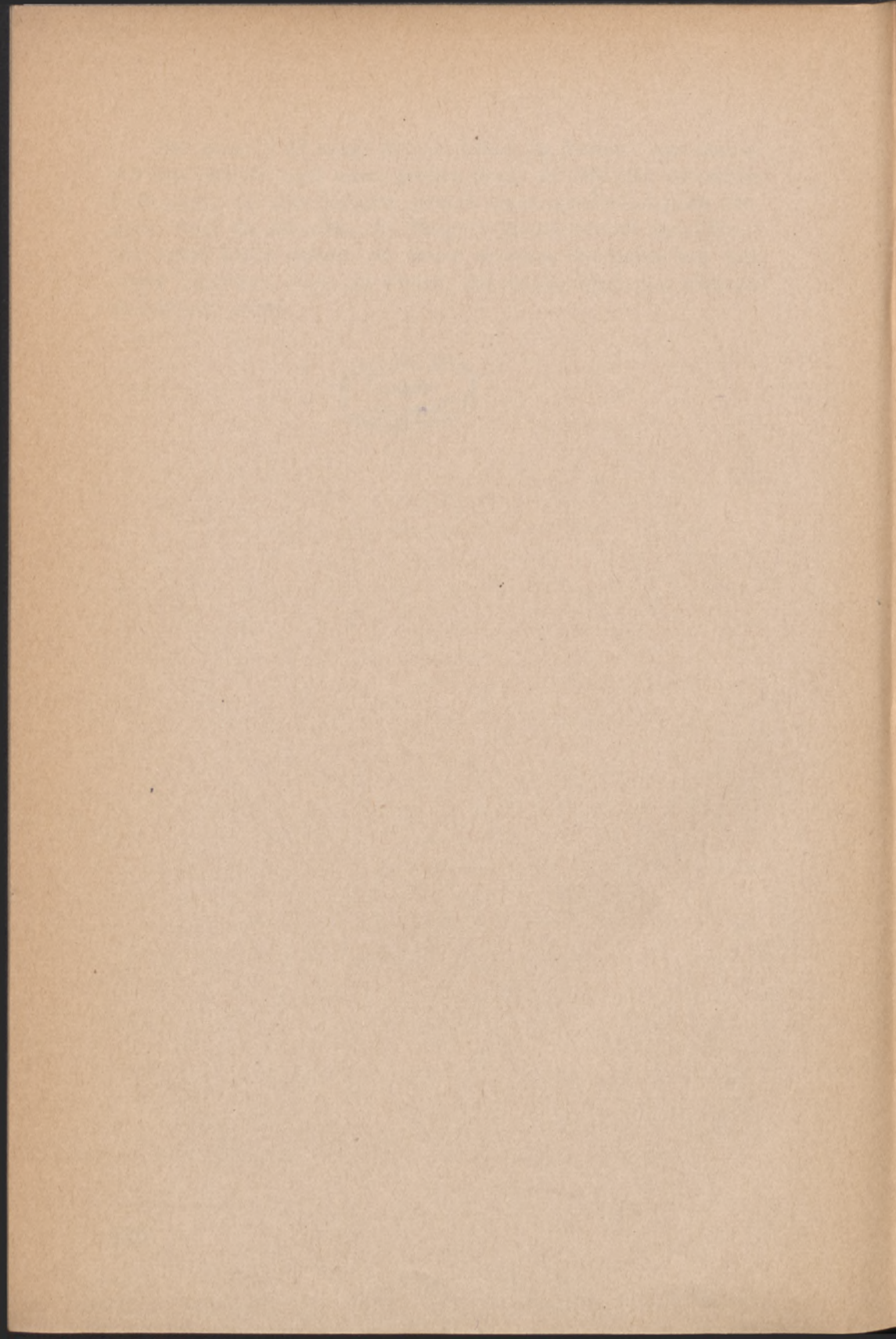
Fest der Bergbesteigung. Das „Fest der Bergbesteigung“ findet am neunten des neunten Monats statt. An diesem Tage steigt man in China auf einen größeren Berg oder eine kleinere Anhöhe, um der Seuche oder der Epidemie, die an diesem Tage in der Stadt umgehen soll, auszuweichen.

Wie berichtet, sagte der berühmte Gelehrte Fe Tscheng Fang einmal zu seinem Schüler Huan Ging aus der Stadt Yu-Nan: „Am neunten des neunten Monats droht deiner Familie ein großes Unglück in ihrer Wohnung. Du mußt sofort deiner Familie Bescheid sagen, und jeder soll sich einen Beutel mit dem heilkräftigen Dschu-Yü-Kraut auf die Schulter binden. Ihr müßt dann alle auf eine Anhöhe steigen und dort Chrysanthemenwein trinken. So könnt ihr der Gefahr entgehen.“ Der Schüler tat so, und als die Familie am Abend zurückkehrte, fand sie alle Hühner, Hunde, Kühe und Hammel, die zurückgeblieben waren, tot vor.

Seit dieser Zeit steigt man in China an diesem Tage immer auf eine Anhöhe oder einen großen Berg. Es läßt sich allerdings nicht sagen, ob man dadurch wirklich einem großen Unglück entgeht. Aber die alte Sitte der Bergbesteigung verhilft den Chinesen noch heute immer zu einem schönen Herbstausflug mit einem köstlichen Mahl im Freien, das durch Wein und Blumen verschönert wird.







Im gleichen Verlag erscheint:

Seltsame chinesische Erzählungen

übertragen von

TAO PUNG FAI

Kartoniert 1,20 RM

Diese Übertragung aus dem Chinesischen hat den großen Vorzug, daß sie den Charakter der Dichtung in keiner Weise geschmälert hat. In der Einfachheit der Sprache finden wir ein deutliches Abbild der chinesischen Erzählungsweise, die der Phantasie des Lesers einen weiten Spielraum läßt, indem sie mit wenig Worten bunteste Bilder malt.

Chi-Han Liu schreibt:

„Es ist für mich immer sehr schwer gewesen, eine genaue Wiedergabe des Urtextes chinesischer Werke in der Übersetzung von Abendländern Stelle für Stelle feststellen zu können. Oft habe ich gefunden, daß gerade für Chinesen wichtige Punkte fortgelassen worden sind, vielleicht weil sie für Nichtchinesen uninteressant oder schwer verständlich gewesen wären.

Die chinesische Denkweise und das chinesische Empfinden sind in dieser Arbeit jedoch in ihrer ganzen Typik erhalten geblieben, und dadurch ist wohl einem allgemeinen Wunsche in bester Weise nachgekommen worden“.

Verlag Priebatsch's Buchhandlung Breslau

Inh.: Erich Thiel und Karl-Hans Hintermeier.

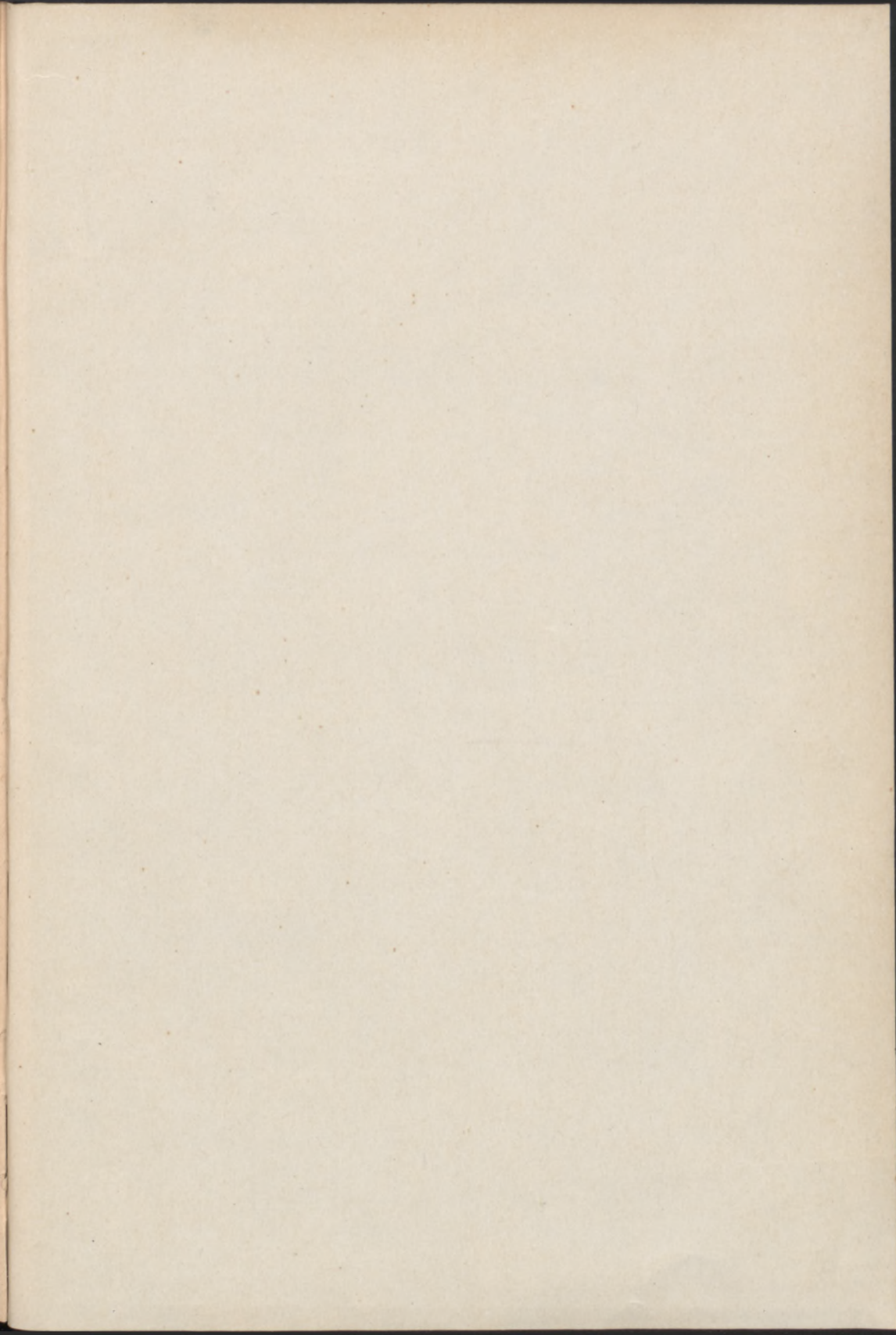
Satzung der
Erziehungs-
kommission

1900

Biblioteka Główna UMK



300052360474



Biblioteka Główna UMK



300052360474